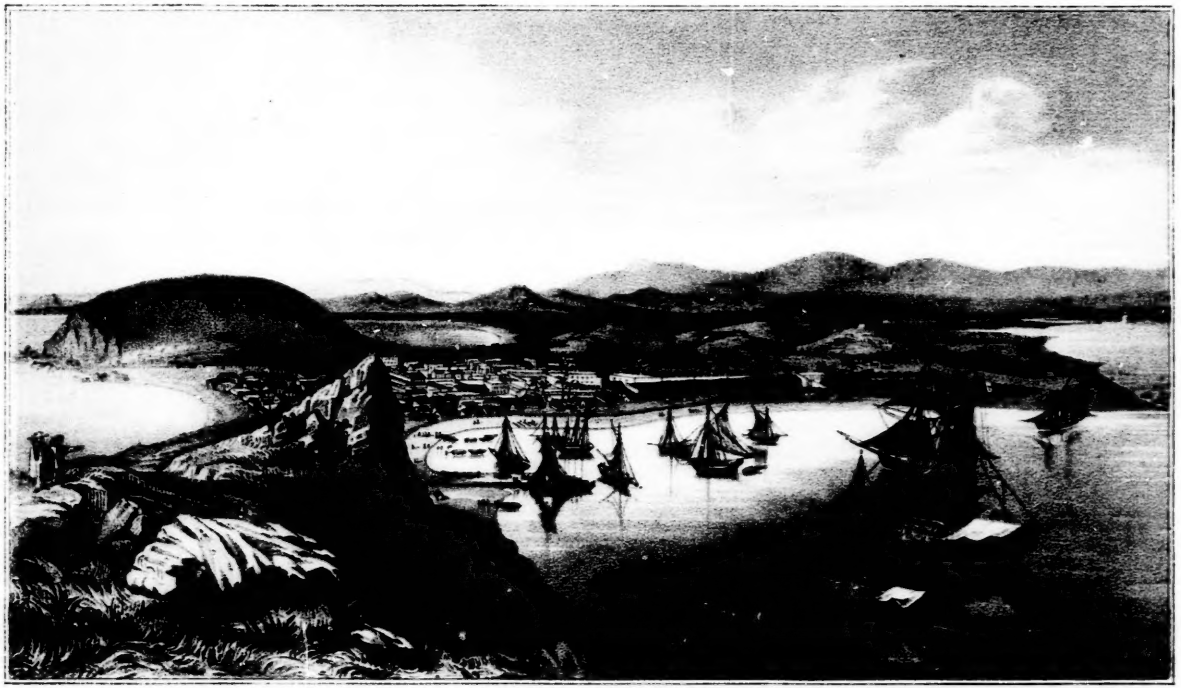
Berthold Seemann's

Reise um die Welt.

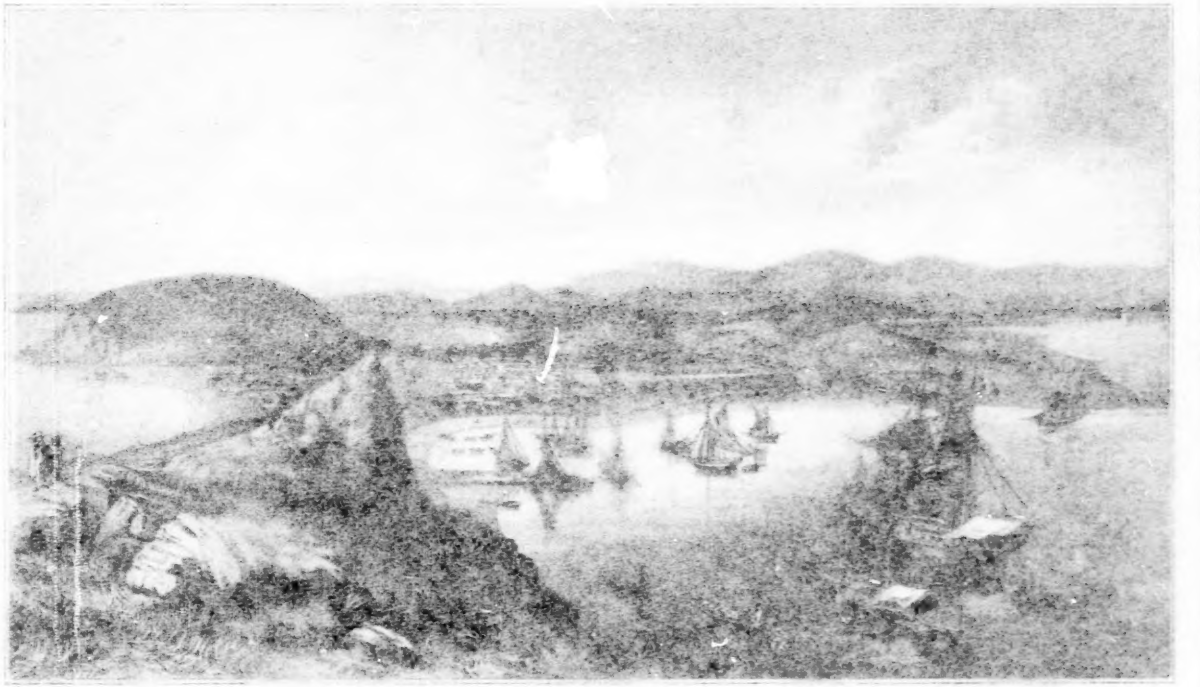
Band I.



Hof-Steindr. d. Gebr. Jänecke

MAZATLAN.

MAZATLAN.



MAZATLAN.

Reise um die Welt

und

drei Fahrten

der Königlich Britischen Fregatte Herald

nach dem nördlichen Polarmeere

zur

Aufsuchung Sir John Franklin's

in den Jahren 1845 — 1851.

Von

Berthold Seemann.

Erster Band.

Mit 2 Lithographien in Tondruck.

Hannover.

Carl Rümpler.

1853.

NW
910.4
S453r
v.1

ARTMANN
16.00
MAY 29

T MANN
6.00
MAY 29 '57

Alexander von Humboldt

dem

Stolze der Naturforschung

der

Zierde des deutschen Volkes.

201587

Vorwort.

Im Juli 1846 wurde mir in Folge des Todes von Herrn Thomas Edmonston die Ehre zu Theil, auf Sir W. J. Hooker's Empfehlung als Naturforscher bei der Königl. Britischen Fregatte Herald angestellt zu werden, mit der Anweisung, das Schiff in Panama zu treffen. Ich fuhr mit einem westindischen Postdampfer nach Chagres, begab mich über den Isthmus und erreichte die Stadt Panama am 22. September. Der Herald war von der Straße Juan de Fuca noch nicht zurückgekehrt. Ich benutzte diese Zeit zur Erforschung mehrerer Districte von Panama und Veraguas — eine Arbeit, die mir durch den Beistand des Britischen Consuls, Herrn William Perry, an den ich einen Empfehlungsbrief von Lord Palmerston empfangen, beträchtlich erleichtert wurde. Im Januar 1847 traf der Herald in Panama

ein und von dieser Zeit an begleitete ich denselben bis zu seiner Auszahlung im Jahre 1851.

Nach der Rückkehr der Expedition nach England wurde Seitens mehrerer hervorragender Männer der Regierung die Vorstellung gemacht, daß es ein großer Gewinn für die Wissenschaft sei, wenn die verschiedenen naturwissenschaftlichen Sammlungen, welche während der Reise gemacht worden, in einer der Zeit und des Landes würdigen Weise veröffentlicht würden. Die Regierung entsprach diesen Wünschen durch Bewilligung einer Summe zur Deckung der Kosten einer solchen Veröffentlichung und Professor Edward Forbes unterzog sich mit dem rühmlichsten, uneigennützigsten Eifer der Herausgabe der zoologischen Abtheilung (The Zoology of the Voyage of H. M. S. Herald), während ich die phytologische (The Botany of the Voyage of H. M. S. Herald) übernahm. Diese Werke liegen theilweise dem Publikum vor und können in Verbindung mit der Reihe von Karten, welche bei unseren Messungen entworfen und von dem hydrographischen Büreau veröffentlicht wurden, so wie der vorliegenden Reisebeschreibung als das wesentlichste Ergebniß der Reise angesehen werden. Jedoch muß aus Gerechtigkeit gegen den Capitain, der die Expedition leitete, wie gegen die dabei betheiligten Officiere, hinzugefügt werden, daß der größere Theil der Materialien noch keine Veröffentlichung gefunden hat.

Die nautischen, meteorologischen, magnetischen, astronomischen und sonstigen Beobachtungen sind so umfassend, daß sie mehrere starke Quartbände füllen würden und nicht wohl in dem beschränkten Raume eines Anhangs zu dieser Reisebeschreibung gefaßt werden konnten; doch dürfen wir hoffen, daß sie der Wissenschaft nicht vorenthalten bleiben.

Die vorliegende Reisebeschreibung hätte der Befehlshaber der Expedition zu schreiben gehabt. Allein Capitain Kellett war zu einer neuen Expedition zur Aufsuchung Sir John Franklins berufen, und alle Officiere des Herald, die gewillt oder fähig gewesen wären, die Rolle eines Geschichtschreibers der Reise auszufüllen, hatten die britischen Küsten bereits wieder verlassen. So wurde ich zur Ausführung einer Arbeit bestimmt, von der ich besorgen muß, daß meine Fähigkeiten nicht dazu ausreichten. Es kostete mir große Ueberwindung, daß ich daran ging, denn ich verhehlte mir die Schwierigkeiten nicht, mit denen ich zu kämpfen hatte. In früheren Zeiten, da all und jedes sowohl für den Verfasser wie für den Leser neu und fesselnd war, ließ sich mit Leichtigkeit ein unterhaltendes und belehrendes Werk schreiben. Allein heutzutage vermag ziemlich jeder Schulknabe eine leidlich genaue Beschreibung der entferntesten Winkel der Erde zu geben; und wenn ein Reisender mit etwas Neuem vorrücken will, so muß er so sehr

ins Detail gehen, daß es dem Geschmack der meisten Leser nicht immer entspricht, wie großer Vorschub auch der Wissenschaft damit geleistet werden mag.

Thatsachen sind die Aufgabe gewesen, die ich mir in den nachstehenden Blättern überall gestellt habe, und das einzige Verdienst meiner Schrift mag darin bestehen, daß ich mich nur hieran mit größter Strenge gehalten. Sollte trotz der Enthaltung von dem bestechenden Reize erdichteter Schilderungen und ungeachtet der unbedeutenden Abenteuer es mir gelungen sein, eine nicht ganz ungefällige, leidlich ansprechende Darstellung erreicht zu haben, so hätte ich weit das Ziel überflügelt, welches meine kühnste Hoffnung und der überschwänglichste Wunsch sich zu träumen wagte.

Kew bei London, 20. Juni 1853.

Inhalt.

Seite

Capitel I. Abreiſe von England. — Madeira. — Porto Santo. — Die Deſertas. — Teneriffa. — Ein Schiff in Noth. — San Antonio. — Sondirungen. — Fernando de Noronha. — Die Jangadas. — Rio Janeiro. 1—20

Capitel II. Abreiſe von Rio Janeiro. — Fort Santa Cruz. — Falklands-Inſeln. — Fahrt um Cap Horn. — Valdivia. — Schiffbruch des Challenger. — Concepcion. — Talcahuano. — Das alte Concepcion. — Aconcagua. — Valparaiſo. ..... 21—44

Capitel III. Papudo-Bai. — Reiſe nach Peru. — Callao. — Straße nach der Hauptſtadt. — Lima. — Ankunft von Ihrer Majeſtät Schiff Cormorant. — Abreiſe von Callao. — Die Lobos-Inſeln. — Payta. — Santa Clara. ..... 45—58

Capitel IV. Die Galapagos-Inſeln. — Küſte von Ecuador. — Bucht von Atacamas. — Streifereien in den Wäldern. — T. Edmonſton, ſein Tod und ein Abriß ſeines Lebens. — Esmeraldas-Fluß. — Gallo-Inſel. . 59—76

Capitel V. Grenze von Neu-Granada. — Beginn der Vermeſſungen. — Bucht von Choco. — Iscuande-Fluß. — Gorgona. — Buenaventura. — Die Binda des St. Peter und St. Paul. — Meerbuſen von Panama. — Aufenthalt in Panama. ..... 77—88

Capitel VI. Abreiſe nach der Straße von Juan de Fuca. — Coyba. — Tod mehrerer Seeleute. — Ein amerikani-

Seite

sches Schiff. — Cap Flattery Felsen. — Die Straße von Juan de Fuca. ....89—112

Capitel VII. Cap Mendocino. — San Francisco. — Besuch bei der Mission. — Monterey. — Inseln an der Küste von Untercalifornien. — Streifereien auf Cerros-Insel. — Mazatlan. — Tepic. — San Blas. ....113—125

Capitel VIII. Siguantenejo. — Eine Gesellschaft unserer Expedition von den Mexikanern gefangen genommen. — Abreise. — Acapulco. — Tod von William Harris. — Cap Velas. — Küste von Neu-Granada. — Ankunft in Panama. ....126—138

Capitel IX. Beobachtungen an der Küste von Neu-Granada. — Rückkehr nach Panama. — Abfahrt nach Peru. — Coyba. — Iguana-Insel. — Payta. — Callao. — Graf d'Ozeri. — Lima. — Payta. — Reise durch die Wüste. — Piura. — Reise ins Innere. .. 139—171

Capitel X. Republik Ecuador. — Hazienda Soviango. — Safaranga. — Tambo Colosacapi. — Cariamanga. — Gonzanama. — Fluß Catamayo. — Ankunft in Loja. — Herrn Pim's Besuch in Piscobamba. ....172—187

Capitel XI. Loja. — Las Juntas. — San Lucas. — Saragura. — Oña. — Verirrung. — Cochopato. — Navon. 188—201

Capitel XII. Navon. — Maribiña. — Cumbi. — Cuenca. — Quinoas. — Guaicuasc. — Mollatura. — Yerba Buena. — Höhle Chacayaque. — Naranjal. — Ankunft in Guayaquil. ....202—220

Capitel XIII. Guayaquil. — Santa Elena. — Solango. — Manta. — Monte Christi. — Sua. — Esmeraldas. — Tumaco. — Bucht von Choco. — Ankunft in Panama. 221—231

Capitel XIV. Untersuchung der Küste von Darien. — Garachine. — Bai von Ardita. — Cupica. — San Franzisco. — Solano. — Utria. — Cap Corrientes. — Fluß San Juan. — Rückkehr nach Panama. ....232—243

Capitel XV. Geographische Lage des Isthmus von Panama. — Grenzen. — Umfang der Oberfläche. — Küsten. — Inseln. — Ebbe und Fluth. — Karten. — Flüsse. —

Seite

Allgemeine Beschaffenheit des Landes. — Geologie. — Metalle. — Goldminen. — Salinen. — Vulkane. — Erdbeben. — Heiße Quellen. — Klima. — Winde. — Wasserhosen. ..... 244—261

Capitel XVI. Flora und Fauna des Isthmus von Panama. — Beschaffenheit und Charakter der Vegetation. — Nützliche, schädliche und Zierpflanzen. — Thiere. — Ackerbau. 262—288

Capitel XVII. Topographische Beschreibung. — Gebiet Bocas del Toro. — Provinz Veraguas. — Provinz Panama. — Gebiet Darien. ..... 289—309

Capitel XVIII. Bewohner des Isthmus. — Ihre Anzahl. — Weiße. — Neger. — Mischlinge. — Sitten und Gebräuche. ..... 310—323

Capitel XIX. Die Indianer des Isthmus. — Ihre früheren Verbindungen mit Mexiko und Peru. — Dorachos. — Savanerics. — San Blas-Indianer. — Bayanos. — Cholos. ..... 324—335

Reise

der

Königlich Britischen Fregatte Herald.

Capitel I.

Abreise von England. — Madeira. — Porto Santo. — Die Desertas. — Teneriffa. — Ein Schiff in Noth. — San Antonio. — Sondirungen. — Fernando de Noronha. — Die Jangadas. — Rio Janeiro.

Donnerstag den 26. Juni 1845 segelte Ihrer Britannischen Majestät Schiff Herald, 26 Kanonen, befehligt von Capt. Henry Kellett, in Begleitung eines Tenders Pandora, commandirender Lieutenant James Wood, von Plymouth Sund. Es war anfänglich ruhig und klar; aber schwere Wolken sammelten sich im Südwesten, und am folgenden Tage ward das Schiff in der Mündung des Canals von einem Unwetter und Allem was ein solches mit sich bringt, heimgesucht — Topgallantmasten und Segel aufs Deck geworfen — ein Barometerstand von 29.48, — Sturm, Wellen, Wolken, Regen und Nebel. Dieses Wetter mit hin und wieder einigen Sonnenblicken, hielt bis zum 4. Juli an, wo wir in der Nähe

von Cap Finiſterra waren *). Das Land war 2 Tage in Sicht und wir kamen demſelben nahe genug, um viele ſpaniſche Barken, Brigs und Schooner zu treffen, meiſtens ſchön gebaute Schiffe, aber nachläſſig aufgetakelt.

Am 7. Juli tauſchten wir nach Marryatt's Signalen Nummern aus mit dem Dampfſchiff Themſe, unter Segel und Dampf nach Madeira und Weſtindien. Am 11ten ſahen wir Porto Santo, ein kahles felſiges Eiland, aber, wie ſein Name ſagt, mit dankbaren Herzen von den erſten, vom Sturm verſchlagenen Entdeckern erblickt, als ſie bei ihrem Verſuche Afrika zu umſchiffen, in die See hinausgetrieben worden und am Rande des Verderbens waren. Die Inſel war, als ſie entdeckt wurde, einigen Berichten zufolge bewohnt; nach andern menſchenleer. Im Jahre 1418 ward ſie von Don Henrique von Portugal coloniſirt und Pereſtrello, ein Edelmann von des Prinzen Hof, zu ihrem erſten Gouverneur ernannt. Die Anſiedler beobachteten von Zeit zu Zeit eine Wolke im Südweſten, ſegelten aus, die Urſache dieſer Erſcheinung zu unterſuchen, und entdeckten Madeira. Über die größeren Vorzüge dieſer Inſel wurde Porto Santo vernachläſſigt und Madeira knüpfte ſeine Verbindung mit Europa wieder an. Wir ſagen wieder anknüpfen, denn unter der Regierung von Edward II. ſoll ein Engländer, Namens Machim, mit ſeiner neuvermählten Gattin, der ſchönen Anna d'Arfet, dorthin geflohen ſein. Es ſcheint aber, daß die Liebe nicht hinreichend war, das Paar für

*) Unſere Beobachtungen beſtätigten, was gewöhnlich bei der Fahrt über die Bai von Biscay wahrgenommen wird, — daß daſelbſt ein öſtlicher Strom von etwa einer halben Meile die Stunde ſei; es mag zugleich bemerkt werden, daß mit den in dieſem Werke erwähnten Meilen ſtets engliſche gemeint ſind.

die vielen Mühen, die es zu bestehen, und die Entbehrungen, denen es ausgesetzt war, zu entschädigen: denn Beide, erzählt man, starben vor Gram. Diese seltsame Geschichte wird in Etwas durch den Namen eines Platzes an der Südostküste bestätigt, der Machio oder Machico genannt wird *). Porto Santo gleicht auf den ersten Blick zwei Inseln. Wenn man ostwärts segelt, so sieht die Stadt an der südlichen Küste ansehnlich und gefällig aus, der Kirchthurm, der sehr hoch ist, giebt ihr einen Anschein, den sie schwerlich bei näherer Bekanntschaft behalten würde. Die Insel trägt Korn, es fehlt ihr aber, wie man sagt, an gutem Wasser; sie hat 1400—1700 Einwohner, und einen Hafen, der im Winter dem von Funchal vorzuziehen ist. Ihre höchste Spitze ist 1600′ über der See.

Um Mittag sahen wir die Desertas. Sie liegen 11 Meilen südöstlich von Madeira und sind 3 an Zahl, vollkommen kahl und nur von Fischern besucht, die dahin gehen, um Orchil zu sammeln. Die nördlichste Insel ist ein hoher pyramidaler Felsen, der oft für ein Segel angesehen wird, mit dem er in der That viel Aehnlichkeit hat. Von den Desertas aus liegen die Salvages 145° in östlicher Richtung und 17° südlicher. Wir sahen diese letztern nicht, obgleich wir es wünschten; ein frischer östlicher Wind trug uns verhältnißmäßig weit westlich und vereitelte unser Vorhaben.

Am 13. Juli sahen wir bei Tagesanbruch den Pik von Teneriffa, ein großer, einziger Anblick, wie er sich in seiner stolzen Einsamkeit scheinbar aus einer Wüste erhebt, — denn wenn die Insel

*) Barbeau indessen sagt, daß Madeira schon den Alten unter dem Namen „Clone Atlantice“ bekannt gewesen. Mappe-Monde Historique, 1759.

auch ziemlich fruchtbar, so sieht man das nicht von der See aus und sie scheint fast Ascension an Rauheit und Dürre gleichzukommen. In der offenen See ward der Wind so stark, daß es nöthig wurde die Topsegel zu reffen; er ward aber leicht und veränderlich, als wir uns Santa Cruz näherten. Wir ankerten um Mittag. Die Stadt von Santa Cruz ist berühmt in der Geschichte der Seekriege. Robert Blake, aus Oxfort, Mitglied des Parlaments, Hauptmann und Admiral, machte sie zum Schauplatz einer der abenteuerlichsten und kühnsten Thaten. Am 20. April 1657 griff er die spanische Flotte an, die eine sehr starke Position unter dem Schutze der Batterien eingenommen, zerstörte sie völlig und zog, ein plötzliches Umschlagens des Windes benutzend, sein kleines Geschwader mit verhältnißmäßig geringem Verluste zurück. Diese einzige Heldenthat vollbrachte er am Ende einer Laufbahn die an Kühnheit ihres Gleichen nicht hat, krank an Wassersucht und Scorbut. Wenn es irgend einen Namen in der englischen Geschichte giebt, den man bewundern muß um all der Tugenden willen, die einem Manne zukommen, für Güte und Größe vereinigt, so ist es der dieses Soldaten-Admirals, in dessen Preis der große Protector und der edle Geschichtschreiber der Königlichen Parthei übereinstimmen.

Es war ein plötzlicher Wechsel des Windes, der Nelson dazu brachte, seine Expedition gegen Teneriffa zu unternehmen, ein Versuch, in dem, so erfolglos und verderblich er auch war, doch der außerordentlichste Heldenmuth entwickelt ward und bei dem man einen großmüthigen Feind kennen lernte, welcher, fähig, die Verdienste des Gegners zu schätzen, den Streit nicht über die Grenzen der Menschlichkeit hinaus fortführte. Es wird wenig Episoden in der Geschichte geben, die merk-

würdiger sind, als jenes Zusammentreffen des Capitains Samuel Hood mit Don Juan Guttierez in der Citadelle von Santa Cruz, wo die Kühnheit und Geistesgegenwart des Engländers der Großmuth und Bewunderung des Spaniers begegnete. Noch werden die zerfetzten Reste einer englischen Fahne in der Kirche aufbewahrt und noch immer erinnern sich die Einwohner des zurückgeschlagenen Angriffs vom 24sten Juli 1797.

Bei Tagesanbruch am 15. Juli gingen wir unter Segel. So leicht und unbeständig war der Wind, daß wir für einige Zeit nicht vom Lande kommen konnten, erst gegen 10 oder 11 Uhr früh fing er an, beständig aus O. N. O. zu wehen. Der Passat trug uns langsam und sanft nach Südwest und um Sonnenuntergang verloren wir den Pik in einer Entfernung von etwa 40 Meilen aus dem Gesichte. Am folgenden Tage trafen wir einen spanischen Schooner von 25 oder 30 Tonnen, der ein Boot abschickte, uns um Wasser zu bitten. Beim Fischen unter Cap Blanco nach Barben, Brassen, Codfisch, Snapper und Zungen war das Schiff durch einen Sturm aus Südost von der afrikanischen Küste abgetrieben worden und schon 6 Wochen weg von Gran Canaria. Es war fast voll geladen, aber in schrecklichem Mangel an allen übrigen Dingen. In dem erbärmlichen Fahrzeuge waren über 20 Leute, mehr wie Wilde, als wie civilisirte Menschen lebend. Ihr einziges Instrument schien ein Compaß zu sein, und da sie aus ihrer Rechnung herausgekommen waren, wären sie in große Noth gerathen, hätten wir sie nicht zufällig davon erlöst. Außer Wasser gab ihnen Capitain Kellett auch noch einen Sack mit Brod, so daß ihr Unglück ihnen zum Vortheile gereichte. Die zer-

brechliche Barke, die wir hier in Noth antrafen, erinnerte uns an die Seefahrer aus der Zeit Prinz Heinrich's, und an ihre Leiden beim Versuche, das schreckliche Cap Boiador zu umsegeln, wo stets ein heftiger Wellenschlag herrscht und landen schwer und gefährlich macht, — unser Begegnen mit dem erwähnten Schiffe gab uns einen Begriff davon, was die Schifffahrt in den Schaluppen und Pinnacen früherer Tage gewesen sein muß.

Der Passatwind brachte uns ruhig um etwa 6 oder 7 Knoten die Stunde vorwärts. Am 21. Juli kam der Pik von San Antonio, der nach Owen 9700′ über der See, in Sicht. Der Wind wurde schwach, als wir uns der Insel näherten, ein Umstand, der so häufig, daß er ein Grund ist, die Gruppe zu vermeiden; in unserem Falle wehte es bald wieder stärker, wir hielten aber für einige Stunden westlich, um von der Insel fortzukommen. Nach Sant Jago ist San Antonio die größte der Cap Verdischen Inseln und Terrafal Bai an der südöstlichsten Spitze wird für einen sehr bequemen Platz gehalten, Erfrischungen einzunehmen. Karl Darwin, der Begleiter des Capitains Fitzroy, bemerkt das eigenthümliche neblige Aussehn des Himmels und schreibt es einem ungemein feinen Staube zu, der fortwährend fällt, selbst auf Schiffen weit in der See. Dieser Staub ist braun von Farbe und man glaubt, daß er von dem verwitterten vulkanischen Gesteine entweder der Inseln oder der Küste von Afrika komme. Je trockner die Atmosphäre, um so dichter ist die Staubwolke.

Am Freitag den 25. Juli unter 11° nördlicher Breite und 24° westlicher Länge verloren wir den Passatwind, und Windstille, leichter Wind und Platzregen herrschten während

der nächsten 2 Tage. Vom Sonntag den 27sten an unter 9° N. und 23° W. ward der Wind beständiger, als man es in dieser Gegend erwarten konnte. Wir hatten schwere See, scharfe Böen und hin und wieder Regenschauer, bis am 1. August der Südwestwind in den Passat umschlug unter 6° N. und 24° W. Ein unangenehmer hoher Wellengang hielt immer noch an und der Passatwind war sehr südlich. Wir waren ziemlich weit westwärts gekommen und fingen an des Cap San Roque wegen unruhig zu werden. Die Durchfahrt zwischen Afrika und Amerika ist eine breite; dennoch sind Schiffe schon leewärts getrieben, und genöthigt gewesen, auf Barbadoes zu segeln.

Am 5. August passirten wir die Linie unter 29° 15′ W. und am folgenden Tage unter 2° S. und 30° W. um die mittelste Wache meldete der Mann, der auszuschauen hatte, „Brandung". Es erschienen leuchtende Bänder im Wasser so ähnlich Riffen und brandenden Wellen, daß wir sie für solche gehalten haben würden, wenn wir unserer Position weniger sicher gewesen wären. Für länger als eine Stunde passirten wir in Zwischenräumen von 200 bis 300 Ellen über solche Streifen oder Bänder, sie erleuchteten förmlich die See und gewährten einen prächtigen Anblick. Wir konnten in finsterer Nacht Geschriebenes erkennen, z. B. einen Wachtrapport, wenn wir ihn über die Laufplanke hielten. Das mag einen Begriff von der Masse des Lichtes geben welches das Wasser ausstrahlte.

Am 7. August unter 2° 32′ S. und 30° 53′ W. ward die Pinnace ausgesetzt, um eine Sondirung in der tiefen See zu versuchen. Auf ihrer Winde waren 3500 Faden fünfdrähtiges Garn aufgewickelt, beschwert mit Eisenballast. Als

wir 2995 Faden abgewickelt hatten, hielt die Winde an; wir spannen 30 oder 40 Faden mehr ab und das Boot trieb mit dem Strome, was es vorher nicht that; wir zogen dieselben ein, das Boot stand wiederum still; wir ließen noch einmal nach und wurden wiederum vom Strome getrieben, ziemlich sichere Zeichen, daß der Grund erreicht war. Dies Experiment dauerte 4 Stunden. An Bord sondirten wir mit 400 Faden Leine, die Temperatur der verschiedenen Tiefen zu untersuchen; die der Luft wurde 80° gefunden, die des Wassers an der Oberfläche 78° und 400 Faden tief 50°,5. Die Strömung machte fast 2 Meilen stündlich Südwest bei West, ein Resultat welches leidlich mit dem Unterschiede zwischen der Schiffsrechnung und den Beobachtungen stimmte und auch alle frühern Wahrnehmungen bestätigte.

Am 7. August wurden wir wegen der Umschiffung des Cap St. Auguſtine ängstlich, da der Passatwind stark südlich geworden und die Strömung heftig nach Südwest trieb. Um 8 Uhr früh sahen wir Fernando de Noronha. Diese Gruppe besteht aus 2 Inseln und verschiedenen Felsen, die dem vollen Wellenschlage des atlantischen Oceans ausgesetzt sind; fortwährend brechen sich mächtige Wogen an ihren Küsten. Die Inseln sind merkwürdige Beispiele von vulkanischer Formation mit nadelförmigen Felsen, Bergen von Zuckerhutform, überhängenden Klippen übertreffen sie fast den Peter Botte an fantastischen Formen. Der Strom trieb uns davon fort, Mittags passirten wir sie 5 Meilen nordwärts, die mittelste Pyramide oder Minaret lag von uns N. 6° W., er Südwestpunkt N. 36 W. Die mittelste Spitze ist ein ganz außerordentlicher Felsen, fast 800 Fuß hoch und so regelmäßig und glatt, daß man aus der Ferne kaum glauben kann, daß er

kein Werk der Kunst sei. Ein, wie es scheint, starkes Fort fällt hauptsächlich in die Augen, es wird von der brasilianischen Regierung als Gefängniß benutzt. Schon der bloße Anblick desselben hat etwas Schreckliches. Man denke nur der zahllosen Seufzer und Flüche derer, die Verbrechen oder Unglück in den Kerker eines halbcivilisirten Volkes brachte. Mit welchen Gefühlen von Verzweiflung und Elend müssen die Gefangenen Tag für Tag jene Klippen und Felsspitzen anschauen, welche wohl eine Unterbrechung in eine einförmige Reise bringen und einen Gegenstand der Unterhaltung abgeben können, aber nur um dann wieder über anderen Scenen eines ewig wechselnden Lebens vergessen zu werden! Um die Gefangenen besser bewachen zu können, werden keine Boote zugelassen. Fisch ist in Überfluß da; frisches Fleisch, Milch, Gemüse und Früchte kann man im Nothfalle erhalten. Die Inseln waren einmal ein Stelldichein für Maler, jetzt werden Besucher möglichst zurückgehalten, und es würde auch wohl kaum ein Schiff den offenen und gefährlichen Hafen berühren, da man nach dem Wechsel, der in den letzten 30 Jahren in Brasilien stattgefunden, alles Nöthige in den Häfen des Festlandes besser haben kann.

Am 9. August unter 7° 30′ S. und 34° 15′ W. kam die Küste von Brasilien in Sicht. Nach Sonnenuntergang steuerten wir in 22 Faden Wasser landwärts und stießen bald auf „Jangadas“, die Vorläufer des Landes in diesen Gegenden. Ein Schiff ist etwas Wundervolles, noch wunderbarer ist aber, so außerordentliche Fahrzeuge wie die erwähnten in offener See zu treffen. Herr Koster, in seinem Berichte über die interessanten Reisen die er von 1809 bis 1812 in Nordbrasilien gemacht, beschreibt sie folgendermaßen:

„Die Jangadas bestehen aus 6 Stämmen von einer besonders leichten Holzart, die zusammengebunden oder geflockt sind, versehen mit einem großen lateinischen Segel, einem Ruder als Steuer, einem Kiel, der zwischen den beiden mittelsten Balken hinläuft, einem Sitze für den Steuermann und einer langen gegabelten Stange, an die ein Gefäß mit Wasser, Mundvorrath u. s. w. gehängt wird. Diese rohen Flöße haben ein höchst eigenthümliches Ansehn, indem man keinen Rumpf bemerken kann, selbst wenn man ihnen nahe ist. Sie werden gewöhnlich von 2 Männern geführt und liegen näher am Wind, als irgend eine andere Art von Schiffen.“

Die Nächte waren jetzt köstlich; da waren der Centour, das südliche Kreuz, das Schiff Argo, der glühende Antares neu für das staunende Auge des Beschauers, während Venus, die im Westen stand, Mars und Jupiter, die im Osten emporstiegen, Cassiopeja und der große Bär im Norden an Heimath und Freunde erinnerten. Glänzende Meteore mit Schweifen wie Raketen trugen dazu bei, die Schönheit des Sternenhimmels zu erhöhen. Der meist beständige Wind, der nur hin und wieder mit einer Böe oder einer Stille von wenig Stunden abwechselte, brachte uns mit einer Geschwindigkeit von 6 oder 7 Knoten stündlich bis auf 200 Meilen von Cap Frio, wo zu unserm Erstaunen „Land“ gemeldet wurde; einige Wolken, die ganz genau den Anschein desselben hatten, täuschten fast jeden, und ließen uns sogar zuerst für die Richtigkeit unserer Chronometer fürchten, aber nach einer Sondirung von 48 Faden und einer Jupitershöhe die 23° 11′ Süd gab, änderten wir unsern Cours um 3 Punkte von W. S. W. nach W. zu N. und passirten bei Tagesanbruch Cap Frio. Jene Beobachtung war sehr nützlich; der

Strom hatte uns seit einigen Tagen mehr als 20 Meilen südlich getrieben, und mit unserm W. S. W. Cours wären wir südlich von Ilha Raza angekommen und hätten dann Wind und Strom gegen uns gehabt. Schiffe, die nach Rio Janeiro bestimmt sind, brauchen oft mehr als eine Woche, um die letzten hundert Meilen ihrer Reise zurückzulegen, wenn sie durch einen Fehler in der Schiffsrechnung zu weit südlich und westlich das Land angesegelt haben. Nahe an der Küste von Amerika bleibt der Passat in dieser Jahreszeit gewöhnlich aus oder verändert seine Richtung. Vom März zum September ist der Wechsel am unmerklichsten, O. z. N. und O. S. O. sind dann die gewöhnlichsten Richtungen; aber zwischen den Monaten September und März kehrt er sich häufig ganz um, — N. z. O. und N. O. z. O. sind dann die herrschenden Winde. Diesen Umstand benutzten die Capitaine der Falmouther Packetschiffe stets, indem sie in der einen Periode Bahia und Pernambuco auf der Rückreise berührten, während sie in der letzteren, zwischen September und März, bei der Hinfahrt jene Häfen besuchten. Aber Dampf, der mächtige Dampf, wird machen, daß man jene Localverhältnisse, für wie wichtig sich ihre Berücksichtigung bisher auch erwiesen hat, künftig übersieht und vergißt.

Obgleich es jetzt die Zeit für östliche und O. S. Östliche Winde war, so hatten wir doch einen Stoß von N. N. O., der trübes nebliges Wetter brachte, und kamen nicht vor dem 18. August zum Leuchtthurm von Ilha Raza. Die Provinz Rio Janeiro zwischen Cap Frio und Ilha Grande ist außerordentlich gebirgig; eine Reihe von Kegelbergen fällt nach Westen zu ab mit der einen Ausnahme des Paõ d'Azucar oder Zuckerhut. Dieser Felsen dient als Landmarke, denn der

Hafen von Rio ist ein »blinder«, und Don Juan de Solis, der Entdecker desselben, fand, daß die Eingeborenen ihn »Nitherohy« d. i. »verborgenes Wasser« nannten, ein sehr passender Name, da die Einfahrt versteckt bleibt, bis man ihr gerade gegenüber ist.

Der Wind blieb gerade aus, als wir in den Hafen einfuhren, um 5 Uhr Abends trat völlige Windstille ein, und da es zur selbigen Zeit auch stark ebbte, so mußten wir vor Anker gehen. Rio Janeiro ist berühmt wegen seiner wunderbar schönen Umgebung, und es giebt nur einen Platz, der damit verglichen werden kann und dann vielleicht vorzuziehen ist, der Bosphorus, wo sich für 20 Meilen an den Ufern des türkischen Canals eine ununterbrochene Folge von Hügeln, Thälern, Ebenen, Thürmen, Palästen und Moscheen entfaltet. Das hat Etwas von Rio Janeiro; nur trifft dort Alles, geschmückt mit dem Glanze des Südens, in einem einzigen coup d'oeil den Beschauer, während zu Constantinopel immer neue Schönheiten, frische Reize, verborgene Pracht sich ihm eröffnen, je weiter er geht. Die Sinne schwinden beim Anblick der ewig wechselnden, ewig schönen Scene, man fragt fast: ist das Wirklichkeit? als ob man in einem schönen Traume befangen wäre und zu erwachen befürchtete. Der erste Besuch von Rio Janeiro wird gewiß nicht so leicht vergessen, wo man auf die bewaldeten Höhen, die grünen Thäler, die rauhen Felsenspitzen, die entfernten Berge noch dazu mit all dem Interesse sieht, was ein erster Blick auf eine neue Welt hat. Die Bucht zu beschreiben, fehlen die Worte. Mit Staunen, Bewunderung, Entzücken glaubt man alles zu sehen, was die Erde bieten kann, und man blickt zurück auf die genossene Wonne, als auf die reinste, deren man sich je erfreut.

Am 19. August um 1 Uhr Nachmittags mit kommender Fluth gingen wir weiter. Der Wind war indessen so leicht,

daß wir in der That nur mit dem Waſſer heraufttrieben, und noch einmal den Anker auswerfen mußten, um einige Schiffe zu vermeiden, die das Fahrwaſſer ſperrten — ſo wurde es 3 Uhr, bevor wir unſern Ankerplatz vor der Stadt einnehmen konnten, wo wir ihrer Britanniſchen Majeſtät Schiffe Grecian, Creſcent, Seagull, Penguin und Spy, die Nordamerikaniſchen Fregatten Raritan und Bainbridge und die braſilianiſche Fregatte Iſabella antrafen.

Rio Janeiro iſt eigentlich nur der Name der Bai, die Solis entdeckte und fälſchlich für eine Flußmündung nahm; es iſt ein ſchöner Meerbuſen von etwa 40 Meilen im Umfange, in den kein irgend bedeutender Fluß fällt. Ein franzöſiſcher Abenteurer, Villegagnon, nahm an der Spitze einer Expedition, die den Hugenotten Glaubensfreiheit verſchaffen zu wollen verſprach, Beſitz von einer Inſel in der Bucht, wurde aber wegen verſchiedener Verbrechen, die er begangen, bei ſeiner Bemühung, eine Colonie zu gründen, in der die Proteſtanten übrigens größere Verfolgungen auszuſtehen hatten, als die vor denen ſie geflohen, am 20. Januar 1540 vertrieben; — er hat nie mehr beſeſſen, als die kleine Inſel, die immer noch ſeinen Namen trägt. Mem de Sa, dem die vortheilhafte Lage in die Augen fiel, gründete die neue Stadt, die die Hauptſtadt von Braſilien werden ſollte, und benannte ſie nach dem Martyrer, oder wohl auch zu Ehren des Königs Sebaſtian von Portugal San Sebaſtian, ein Name der indeß jetzt abgekommen iſt. San Salvador (Bahia) und Pernambuco waren bedeutende Städte, ehe man an Rio Janeiro dachte, aber des Letzteren vortheilhafte Lage und der Umſtand, daß es von den Kriegen zwiſchen Portugieſen, Spaniern und Holländern um den Beſitz Braſiliens verſchont blieb, begrün-

deten sein Gedeihen. „Glücklich das Land, dessen Geschichte ein leeres Blatt ist!“ Es scheint, daß nichts Merkwürdiges in Rio vorfiel, bis 1710 eine französische Macht den Platz angriff. Der Angriff wurde zurückgeschlagen, aber die Portugiesen benutzten ihren Sieg mit einer solchen Grausamkeit, daß der berühmte Duguay Trouin von Louis XIV. abgeschickt wurde, um seine Landsleute zu rächen, der auch die Stadt mit Sturm eroberte, und zuletzt um 600000 Cruzadoes (etwa 60000 £) brandschatzte, eine große Summe für damalige Zeit, die einen Begriff vom Wohlstande der Einwohner geben kann.

Die Entdeckung der Gold- und Diamantengruben in der Provinz von Minas Geraes gaben Rio Janeiro neue Wichtigkeit in den Augen der Portugiesen, — es konnte auch außerdem leichter vertheidigt werden als Bahia, und so wurde im Jahre 1763 der Vicekönig Conde d'Acunha befehligt, den Sitz des Gouvernements dahin zu verlegen. Im November 1768 besuchte Lieutenant Cook diesen Platz. Der berühmte Seefahrer giebt einen ziemlich komischen Bericht von der Unwissenheit und eifersüchtigen Förmlichkeit der Regierung. Er hält die Stadt für so groß, wie irgend einen englischen Seehafen, Bristol und Liverpool nicht ausgenommen. Ersteres hatte damals etwa 40000 Einwohner, letzteres weniger als 50000, — so daß Rio wahrscheinlich zwischen 40000 und 50000 gezählt haben mag. Bei der Ankunft des Hofes und Prinz Regenten von Portugal ward es auf 100000 geschätzt, und so groß war der Impuls, den jene Ankunft gab, daß man annimmt, daß sich im Laufe der Jahre 1808 und 1809 etwa 20000 Portugiesen, Engländer und Deutsche in der unmittelbaren Umgebung angesiedelt. Die Bevölkerung scheint niemals genau bekannt gewesen zu sein; 1819 schätzte man sie auf 120000,

1833 auf 140000, 1845 auf 160000 oder auch 180000, welche letztere Zahl nach der Menge, die man in den Straßen sieht und nach den ausgedehnten Vorstädten zu urtheilen, nicht übertrieben scheint.

Rio Janeiro ist eine unangenehme Stadt und muß, wie die des Sultans, aus der Ferne betrachtet werden; nur die Entfernung macht den Anblick erfreulich. Es ist die Stadt der Contraste. Entzückt von der schönen Ansicht kann der Fremde es kaum erwarten zu landen, aber schon ehe er das Ufer erreicht, wird er von den entsetzlichsten Gerüchen angefallen, die ihn fast zurücktreiben. Er sieht ein prächtiges Hotel, wo jede Leckerei, welche die französische Küche hervorzubringen vermag, zu haben ist, und einen Neger, der Farinha kaut, das einfachste Nahrungsmittel in der Welt. — Die alte Stadt, die von Cook und Lord Macartney besucht wurde, liegt zwischen Cobras Isle Point und Ponta de Calabouça, und bedeckt ein unregelmäßiges Viereck von mehr als einer Meile in Länge und weniger als $^3/_4$ Meilen in Breite; sie steht aber in keinem andern Verhältniß zur jetzigen Hauptstadt Brasiliens, als die „City“ zu der von Großbritannien, hat indeß einen eigenthümlichen Charakter und erweckt als ein Denkmal aus vergangenen Zeiten ein Interesse, das die neueren Theile der Stadt nicht erregen.

Wenn man sich vom Landungsplatze aus rechts wendet, so sieht man einen großen Platz vor sich: der kaiserliche Palast, ein großes Gebäude, von Außen zierlich und regelmäßig, nimmt die Südseite ein und steht mit andern Baulichkeiten an der Westseite in Verbindung. Diese Gebäude und die daranstoßende Kirche waren früher Theile eines Carmeliterklosters. Die nördliche Seite des Platzes wird von Läden

und Kaffeehäusern eingenommen, die östliche, nach der See zu, ist offen. Obgleich weder imposant noch schön, so ist doch dieser Fleck ein bequemer Landungsplatz für eine große Handelsstadt. Von der nordwestlichen Ecke desselben läuft die Rua Direita von Nord nach Süd, von ihr gehen schmale Straßen in rechten Winkeln ab, wiederum von zahlreichen andern gekreuzt. Die Rua Direita ist die geschäftigste Straße, als ein allgemeiner Markt für den Verkehr, die Rua d'Ouvidor die freundlichste und glänzendste, eingenommen von Französischen und Portugiesischen Goldschmieden, Modehändlern u. s. w., die Rua d'Alfandeza, die reichste, hauptsächlich von Kaufleuten und Agenten von Manchester, Birmingham, Sheffield und Leeds bewohnt, und die Rua dos Pescadores, die vornehmste; in ihr sind die Häuser der ansässigen englischen Kaufleute, die ebenso bekannt und angesehen sind wie die Häupter der Regierung. Diese Straßen sind alle einander ähnlich, die Häuser meistens 3 oder 4 Stock hoch, düster und traurig, mit Balkonen vor den Fenstern, im Plan den gewöhnlichen Londoner Häusern gleichend mit langen engen Gängen, steilen Treppen, Zimmern, die meist unter einander in Verbindung stehen, luftig und von schönen Verhältnissen, aber einfach meublirt sind. Das Parterre ist die Niederlage oder der Laden, je nachdem das Geschäft en Gros oder en Detail. Der erste Stock ist Comptoir, der zweite enthält Speise- und Schlafzimmer. Sieht man, umgeben von Europäischen Produkten, hier und da ein englisches, deutsches oder französisches Gesicht, so denkt man unwillkürlich daran, wie eng diese Scene von Geschäftigkeit mit dem Wohl- oder Uebelbefinden von Reich und Arm in Lancashire und Yorkshire zusammenhängt, oder wie Fleiß und Talent überall einen Platz für ihre Thätigkeit finden.

Die Rua Direita ist durch eine steile Erhebung geschlossen, auf der das Kloster San Benedict und der bischöfliche Palast steht, welcher letztere bequemer und prächtiger als der kaiserliche sein soll. Das Kloster ist ein einfaches Gebäude, aber großartig durch seine Dimensionen. Man sagt allgemein, daß die Regierung verboten habe, neue Mitglieder in den Orden der Benedictiner aufzunehmen, so daß in wenig Jahren der kaiserliche Schatz die Einkünfte und Besitzungen desselben zur Verfügung haben wird. Westlich davon liegt das Campo de Santa Anna, die frühere Grenze der alten Stadt, jetzt fast ihre Mitte, ein weiter noch immer unangebauter Platz, der mehr eine Trennung, als eine Verbindung mit der Neustadt bildet. Von hieraus durchschneidet ein Damm von 2 Meilen Länge, Atterado genannt, eine Marsch, die von einem Arme der See gebildet wird; derselbe giebt eine vorzügliche und ebene Straße zur Verbindung mit Engenho Velho ab und führt zum Palaste von Saõ Christovaõ, wo der Kaiser sich gewöhnlich aufhält. Auf der Südseite wird die Einförmigkeit der Stadt durch einen Hügel von einiger Ausdehnung und beträchtlichen Höhe unterbrochen, der der Schloßberg heißt und auf welchem mehrere öffentliche Gebäude errichtet sind, auf seiner Spitze der wohlbekannte Telegraph. In einiger Entfernung davon in derselben Richtung, an der Straße von Calête, ist der Gloriahügel mit der Capelle von Nossa Senhora da Gloria, welcher ein Vorgebirge am Ufer der Bucht bildet. Das Gebäude auf ihm, das an und für sich selbst nichts Bemerkenswerthes hat, ist einer der am meisten in die Augen fallenden Punkte im Panorama welches Rio von der See aus darbietet. Der Weg zur Capelle hinauf ist von der Landseite steil, nichts desto weniger aber stark besucht. Viele gehen hin, um

von der Terrasse aus auf eine der schönsten Landschaften zu blicken, die man sich nur vorstellen kann. Der Hügel ist mit Häusern bedeckt, die vornehmlich von englischen Kaufleuten bewohnt sind, welche sich hierher von den Mühen ihres Geschäftes zurückziehen, um sich an der lieblichen Aussicht und der kühlen Luft zu erfreuen. Die Vorstädte im Süden, Calète und Botafogo, sind größtentheils neu, die Abhänge der Corcorado, wie das Thal von Laranjeiros und das Largo de Machado haben sich sicher verschönert und zeigen sogar schon Spuren von Eleganz. 1841 war das letztere wenig besser, als das freie Feld, jetzt hat es einen Springbrunnen in der Mitte, ist bepflanzt und zum Garten umgewandelt, während Häuser es von allen Seiten umgeben. Die Wasserleitung ist ein wahrhaft schönes Werk, die Nachahmung von einer zu Lissabon, im Jahre 1740 gebaut. Dieselbe am Morgen von der Stadt bis zum Fuße des Corcorado zu verfolgen, ist ein Spaziergang, der wohl von wenigen an Schönheit übertroffen wird. Der Aquaduct ist dauerhaft gebaut und besteht nach Lunock aus zwei etwa 6 Fuß hohen, oben überwölbten Mauern, hinreichend weit, um Arbeiter, die gelegentlich hineingehen, die ganze Länge durchzulassen, mit Oeffnungen für Luft und Licht in passenden Intervallen. Darin ist der etwa 18 Zoll weite, 24 Zoll tiefe und 3 Meilen lange Canal angelegt. Es giebt zahlreiche Fontainen in der Stadt; viele werden von diesem Wasserwerke gespeist, andere von Quellen und Brunnen; dennoch steht der Wasserzufluß lange noch in keinem Verhältnisse zum Bedarf.

Die neue Stadt ist luftiger und angenehmer als die alte, es ist, als ob man aus den ältern Theilen Londons in die Gegend von St. Pancras oder Camden Town käme,

nicht viel von Geschmack zu sehen, nur mehr Reinlichkeit und Frische. — Die Brasilianer gehen nicht viel mit den Engländern um, indessen sagte uns mehr als Einer der lange hier Ansässigen, daß sie gefällige und freundliche Leute seien und nie mehr erfreut, als wenn sie irgend einen kleinen Dienst erweisen oder eine Artigkeit erzeigen könnten, nur wären sie, da sie nicht die Vortheile einer guten Erziehung genossen hätten, zu schüchtern, um die Gesellschaft von Fremden zu suchen.

Die Gegend von Rio wird ewig und immer die Stadt reizend machen, zu einem Ueberblicke derselben bietet der Corcorado vielleicht den besten Punkt. Das Panorama ist großartig. Rund um den Fuß des Berges und an seinen Seiten ist Urwald, weiterhin die Bai von Botofogo, die mit ihren sanft abfallenden, von Häusern und Spaziergängen eingefaßten Ufern an einzelnen Punkten fast einem Bergsee gleicht. Die unendliche Mannigfaltigkeit der tropischen Pflanzenwelt entfaltet sich hier in aller ihrer Größe, aber trotz ihrer Pracht und ihres Glanzes, den gelehrte Naturforscher und begeisterte Reisende so lebendig beschrieben haben und nicht lebhaft genug beschreiben können, drängt sich uns doch die Frage auf, ob die tropische Landschaft in Wirklichkeit so große Vorzüge habe. Sie ist wild, voll von Ueppigkeit und Fülle, so daß sie jeder Cultur und aller Schranken zu spotten scheint — aber ist das ein Ersatz für die sanfteren Schönheiten gemäßigter Klimate?

Das Haupterzeugniß der Provinz ist Kaffee. Früher soll dieser einen eigenthümlichen Geschmack gehabt haben und nicht für gleich mit dem westindischen gehalten worden sein, — man schrieb seine geringe Güte dem Umstande zu, daß man die Beeren unreif pflücke und dann zum Nachreifen auf dem Boden

liegen lasse, woher sie einen unangenehmen erdigen Beigeschmack bekämen. Indessen sind in den letzten Jahren bedeutende Verbesserungen in der Behandlung des Kaffees eingeführt worden, die seinen Werth gesteigert haben. Baumwolle wird ebenfalls gebaut, aber nicht so viel, als im Norden; die Haupthäfen für brasilianische Baumwolle sind Pernambuco und Maranham. Zucker, der durch Gouverneur Mem de Sa hierher gebracht worden, ist eins der wichtigsten Erzeugnisse, besonders zwischen Rio und Cap Frio. Taback wird auf den Inseln der Bucht, südlich von Angra dos Reis und wie auch in der Provinz Espiritu Santo gezogen, er hat aber nie den Ruf erlangt, wie der von den älteren Pflanzungen in Amerika und Asien. Der Anbau von Thee ward in Rio versucht. und wird noch immer im botanischen Garten getrieben; doch muß Etwas dabei hinderlich sein, entweder die Art der Cultur, oder der Boden, oder das Klima, denn man kann zu keinem günstigen Resultate damit kommen. In der Provinz Sao Paulo dagegen ist man glücklicher gewesen und eine bedeutende Menge für den Verbrauch im Lande wird dort gewonnen.

Capitel II.

Abreise von Rio Janeiro. — Fort Santa Cruz. — Falklands-Inseln. — Fahrt um Cap Horn. — Valdivia. — Schiffbruch des Challenger. — Concepcion. — Talcuhuano. — Das alte Concepcion. — Aconcagua. — Valparaiso.

Am 28. August gingen wir wieder unter Segel, unsere eigenen Boote, unterstützt von denen der andern Schiffe, schleppten uns am Tau. Die Einfahrt in den Hafen von Rio ist keine Meile breit, mit einer Bank quer vor, die gewöhnlich eine Brandung verursacht, welche, wenn der Wind nicht stark und beständig ist, das Herausschleppen der Schiffe zu einer sehr nothwendigen Vorsichtsmaßregel macht. Wenn dies Hinderniß passirt ist, so findet man gewöhnlich hinreichenden Wind, das Schiff vom Lande abzubringen, wo nicht, so kann man ankern und sich für die nächste Brise die kommt, bereit halten

Die fremden Boote blieben zurück, bevor wir das Fort Santa Cruz erreichten. Dieses Fort ist mit 30 Kanonen nach der See und 23 nach der Stadt zu bewaffnet, die, gut bedient, einen Feind ernstlich belästigen könnten, wohl aber kaum ein englisches Geschwader von 7 oder 8 Linienschiffen, wenn diese nur mit einem guten Seewinde kämen, zurückzuschlagen vermöchten. Am Nachmittag trat Windstille ein, und wir hatten so Gelegenheit, den Leuchtthurm von Raza zu mustern. Das Licht ist ziemlich armselig, revolvirend oder vielmehr in unregelmäßigen Intervallen intermittirend und kann etwa 6 oder 7 Meilen weit gesehen werden, sicher nicht weiter.

Am 30sten kam frischer Wind von S. O. und O. S. O.,

der 3 Tage anhielt, dann nach N. N. O. umschlug und uns, wenn auch wechselnd in Stärke, dennoch südwärts brachte.

Am 3. September ward unser Lauf durch einen leichten Südwind auf wenige Stunden unterbrochen, das Wetter war kalt und der Himmel so umwölkt, daß wir für einige Tage die Sonne nicht zu Gesicht bekamen. Die ganze Reise hindurch ließen wir am Ende jeder Wache das Loth ablaufen und sondirten mit so viel Leine als gerade möglich, bisweilen auf 70 oder 80 Faden, selten auf 100.

Gemäßigter Wind, hin und wieder mit Sturm abwechselnd, brachte uns am 19ten mit Tagesanbruch nach den Falklands-Inseln. Ein Boot kam von dort uns entgegen, um uns zu benachrichtigen, daß der Gouverneur seinen Sitz von Port Louis oder Anson, (wie es jetzt genannt wird zu Ehren des Seefahrers. der zuletzt die Falklands-Inseln für eine wünschenswerthe Acquisition erklärt haben soll), wegverlegt habe. Eine schöne Acquisition diese Inseln, wahrhaftig! Nützliche Häfen sind sie sicher, aber so lange noch besitzloses Land unter einem irgend angenehmeren Klima existirt, kann nur die Noth Menschen nach ihnen treiben. Der trostlose Anblick, den sie gewähren, ist sprichwörtlich, und wir hatten gute Gelegenheit, ihn zu genießen, als wir in Port William, einer Bucht oder einem Canale, zunächst Berkeley Sund, einfuhren. Der Wind nämlich, vor dem wir gesegelt hatten, war uns gerade entgegen und dabei hielten wir dicht an der Küste, als wir uns hinaufarbeiteten. Das Wasser war vollkommen ruhig, trotz dem daß der Wind ziemlich frisch ging. Jede gefährliche Stelle ward durch Tang angezeigt, der auf allen Felsen und Klippen wuchs. Als wir das Ende von Port William erreicht hatten, that sich der Eingang des Stanley Hafen vor uns auf, durch den

wir gingen, um in einem Bassin zu ankern, das vollkommen vom Lande eingeschlossen war. In dieser bewundernswürdigen Bucht trafen uns einige Windstöße, die an Heftigkeit und Wuth kaum übertroffen werden konnten. Ob es nur das traurige Klima ist, das den Leuten den Wind hier mehr auffallend macht, als an andern Orten, ist schwer zu entscheiden. Sicher haben aber die Inseln den nicht unverdienten Ruf sehr windig zu sein. Eine Woche lang stürmte es unaufhörlich mit abwechselnden Hagel- und Schneeschauern. Es ist wahr, wir hatten das Herbst-Aequinox, dem man schon etwas zu Gute halten muß; aber einige von uns waren im December und Januar, mitten im Sommer also, hier gewesen und da soll es eben so hart geweht haben, nur nicht gerade geschneit und gehagelt, und das Wetter fast eben so kalt gewesen sein. So stark indeß der Sturm auch war, er belästigte uns nicht mehr als er gethan haben würde, wenn wir in dem Bassin des Dockyard von Portsmouth gelegen hätten, mit welchem der Hafen der Falklands-Inseln gar wohl verglichen werden kann. Es würde unmöglich sein, einen bessern Nothhafen so am äußersten Ende der Gruppe gelegen, zu finden. Die gefährlichen Stellen sind meist in die Augen fallend, die vorherrschenden Winde wehen vom Lande her, das Wasser, durch das man zum Ankerplatze kommt, ist ruhig, und die nothwendigsten Lebensbedürfnisse, wenigstens einige derselben, findet man vor.

Der Sitz der Regierung war schon länger als ein Jahr vor unserer Ankunft von Port Louis oder Anson nach Stanley verlegt worden; das Personale besteht aus dem Gouverneur Lieutenant R. C. Moody von den Ingenieuren, einem besoldeten Magistrate, einem Arzt, einem Verwalter, der die Auf-

ſicht über die Vorräthe hat, und einer Abtheilung von 25 Mann Sappeurs und Mineurs. Stanley zählte zur Zeit unſeres Beſuches 24 Häuſer und etwa 120 Einwohner, die mit Anlegen von Gebäuden, Werften und Herrichten von Schiffsmaterial beſchäftigt waren. Die ganze Militairmacht, die dem Gouverneur zu Gebote ſteht, ſind die erwähnten Sappeurs und Mineurs, die übrigen Einwohner ſind nur unter Civil-Jurisdiction. Die Anſiedelung macht Fortſchritte, ſie ſah indeß, wie alle neuen Niederlaſſungen, noch recht elend aus. Das Etabliſſement zu Port Louis ſoll nicht aufgegeben werden, denn das Land in ſeiner Nachbarſchaft iſt bedeutend beſſer, und wenn nur erſt eine Straße angelegt iſt, ſo wird es höchſt vortheilhaft für die Inſel ſein, zwei Hafenplätze anſtatt eines zu haben.

Die hohen Worte, in denen einige Schriftſteller von dieſer Gruppe ſprechen, ſind ſchwer zu begreifen. Capitain Mowett ſagt: „Die Inſeln haben guten Boden, frei von Fels, der leicht zu bebauen iſt und einer hohen Cultur fähig wäre.“ Das muß man aber erſt probirt haben, ehe man ihnen dieſen Vorzug zuerkennen kann. Daß ſie große Heerden von wildem Vieh ernähren, iſt bekannt, aber gute Weide iſt in dieſem Theile der Welt nicht genug, um bequem leben zu können; außerdem kann man mit Häuten und Fleiſch von einer ſolchen Entfernung aus nicht mehr vortheilhaft handeln. Daß die Inſeln für den Seemann in Noth unſchätzbar ſind, iſt klar, daß ſie je etwas mehr ſein werden, zweifelhaft. Es iſt vielleicht nicht allgemein bekannt, daß ſie ſchon einmal die Mannſchaft eines engliſchen Kriegsſchiffes vor dem gänzlichen Untergange bewahrt haben. Im Jahre 1770 ſcheiterte der Swift in Port Deſire an der Küſte von Patagonien; der

Commandant desselben, Capitain William White, war glücklich genug, unter außerordentlich traurigen Umständen zu Anfang des Winters das etwa 300 Meilen entfernte Port Egmont zu erreichen. Dort traf er die Favorite, die dann dem Reste der Mannschaft zu Hülfe eilte. Die Favorite war mit dem Anlegen der Niederlassung im Port Egmont beschäftigt gewesen, der nachher auf eine so summarische Weise von den Spaniern oder vielmehr ihrem Befehlshaber, denn die Leute wollten keinen Theil an der Handlung ihres Commandanten haben, ein Ende gemacht wurde. Obgleich die englische Regierung des Elendes wegen, was bald darauf der amerikanische Krieg auf sie brachte, die Ansiedelung nie wieder herstellte, so hat doch die Streitfrage, abgesehen von der Politik und der Eifersucht zweier rivalisirenden Nationen, ein Interesse, weil sie zum Gegenstande eines Johnson'schen Pamphlets geworden.

Der Flächenraum, den die Inseln einnehmen, ist etwa dem von halb Irland gleich. Der Anblick, den sie gewähren, ist trostlos und elend; ein wellenförmiges Land, mit torfigem Boden, bedeckt von feuchtem Grase, durchschnitten von Hügelreihen und sumpfigen Flüssen und Bächen. Die geologische Structur ist sonderbar; in der Nähe von Stanley ist ein Felsen, der so sehr einer Mauer gleicht, daß man ihn, ehe man ihm nahe gekommen ist, für ein Werk von Menschenhänden hält. Lager von körnigem weißen Quarze erscheinen an vielen Stellen symmetrisch gebogen, wie die Sitze eines Amphitheaters. Ströme von losen Steinen sind gewöhnlich in Ost-Falkland. Der niedere Theil des Landes besteht aus Thon, Schiefer und Sandstein, bedeckt mit Torf, der als Brennmaterial dient. Tussac-Gras ist überall gemein.

Vögel giebt es im Ueberfluß, obgleich sich ihre Zahl seit Bouguinville (1766) sehr vermindert hat. Unsere Jäger schossen Schnepfen, Regenpfeifer, Falken, Enten und eine Art von Bussart, Cara Cara genannt. Den Pinguin, halb Fisch, halb Vogel, könnte man wohl, wie Darwin sagt, für einen Vierfüßler halten, wenn er durch das Tussac-Gras kriecht. Zwei Arten von Gänsen sind in den Falklands häufig. Anas leucoptera ward in Massen an Bord gebracht und gegessen, von Einigen sogar gerne, während Andere erklärten, daß, nachdem sie sie einmal gekostet, nur der bevorstehende Hungertod sie dahin bringen könne, zum zweiten Male davon zu probiren. Man sagt indeß, daß sie, wenn man sie abziehe und einige Zeit liegen ließe, den starken Fischgeschmack verlören. Starker Haut-Gout könnte ihn vielleicht fortschaffen, sonst aber nichts. Anas antarctica lebt ausschließlich an der Seeküste und schmeckt wo möglich noch schlechter. Die allerkühnsten entsetzen sich vor ihr; im Herbste indessen, wo sie sich von Beeren nährt, verliert sie, wie auch die vorige Art, in Etwas diese unangenehme Eigenschaft. Die dickköpfige Ente, die Darwin so bezeichnend das „Dampfschiff“ nennt, ist ein anderer Bewohner dieser Küsten. Sie wiegt bisweilen 20 Pfd.; ihren Namen hat sie von der Art in der sie sich, rudernd und plätschernd, fortbewegt; ihre Flügel sind nämlich zu klein und schwach zum Fliegen, aber mit Hülfe derselben kommt sie halb schwimmend, halb nur ins Wasser schlagend, sehr rasch und mit einem höchst sonderbaren Geräusche vorwärts. Das „Dampfschiff“ kann für kurze Strecken untertauchen, es nährt sich von Schalthieren, die es vom Tange der durch die Ebbe trocken gelegten Felsen absucht.

In Sparrow Cove, an der Spitze von Port William,

sahen wir einige Pferde, die von denen abstammten, welche Bouguinville herübergebracht hatte, sie sind von kleiner und schwacher Zucht im Gegensatz zu den Ochsen hier, die gewöhnlich sehr schön sind. Die Pferde haben nie den östlichen Theil der Insel verlassen, obgleich sie durch keine natürliche Grenze daselbst zurückgehalten werden. Wir bekamen gutes Wasser aus 2 oder 3 Flüssen in der Nähe der Stadt, mit Hülfe einer Pumpe, ohne welche die Procedur des Wassereinnehmens nicht so leicht gewesen wäre.

Wenn man die Falklands-Inseln zu einer starken Colonie für Schiffe in Noth machen wollte, so würden ein paar Kutter von 40 oder 50 Tonnen oder ein kleines Dampfboot von 100 Tonnen sehr wünschenswerth sein, um damit die entfernter gelegenen Theile der Gruppe zu besuchen. Ein Schiff mag jetzt an ihrem westlichen Theile scheitern und die Mannschaft, unfähig Stanley zu erreichen, würde nicht mehr Vortheil von dieser Niederlassung haben, als die Bemannung des unglücklichen Wager von der Nähe von Anna Pink hatte. Seit unserm Besuche ist ein dreieckiges Signal auf Cap Pembroke an der östlichsten Spitze der Inseln errichtet worden, es ist dasselbe weiß und roth gemalt und kann vielleicht 5 Meilen weit seewärts gesehen werden.

Der 27. September war ein schöner Tag. Welch ein Unterschied! Die öden Küsten der Stanley Bucht mit ihrem Keime einer Stadt sahen ordentlich freundlich aus bloß des wolkenlosen Himmels und sanften Windes wegen. Man darf sich nicht darüber wundern, daß die Engländer bei ihrem veränderlichen Klima so viel vom Wetter sprechen. Die, die unter einer klareren Sonne wohnen, können freilich das Vergnügen

nicht begreifen, was ein klarer Tag nach lang anhaltendem Nebel, Hagel, Regen und Wind gewährt.

Am 30. September lichteten wir die Anker und segelten aus Stanley Bucht. Der Wind war leicht und schlug, als wir die schmale, kaum 300 Ellen weite Einfahrt passirt hatten, nach Nord-Ost um, wir mußten deshalb wieder vor Anker gehen, da außerdem noch Nebel einfiel. Um Mittag kamen wir vom Lande ab. Die Pandora war außer Sicht, wir fanden sie jedoch mit Hülfe einer Rakete wieder, am 3. October indessen verloren wir sie zum zweiten Male aus den Augen und trafen nicht eher als bis wir in Valparaiso ankamen, wieder mit ihr zusammen, sie war daselbst 14 Tage früher als wir angekommen.

Heftiger Sturm und Wellenschlag, kalte Sprühregen, Schnee und Hagel, das Maindeck eingedrückt, Verlust des Geländers der Fallreffstreppe und ein Mann über Bord, das war die Summe der Ereignisse während eines vierwöchentlichen Hin- und Hergeworfenwerdens bei der Passage um das Cap Horn. Am 15. October waren wir unter Sturm- und dicht gerefften Maintopsegeln. Zur Zeit der mittleren Wache ward es ganz ungewöhnlich kalt; Taue, Deck, Bollwerk, alles überzog sich mit Eis. Bei Tagesanbruch zeigte sich die Ursache davon, ein Eisberg, nicht weit von uns und zwar ein sehr schöner, 2 Meilen lang und 150—200 Fuß hoch. Gegen Mittag kamen wir Diego Ramirez bis auf etwa 30 Meilen nahe, einer Inselgruppe, die eine so eigenthümliche Lage hat, daß sie in etwa 50 Jahren mit einem Leuchtthurme versehen sein wird. Um Sonnenuntergang hielten wir hart am Winde, um sie zu vermeiden. Gegen Mitternacht schlug der Wind wieder nach W. S. W.

um, er blies stark und brachte Hagel- und Schneeschauer, bis er sich am 17ten wieder mäßigte. Das war wahrscheinlicher Weise der Wendepunkt, die Krisis unserer Reise. Hätten wir am 15. October nordwärts gehalten, anstatt vor den Wind zu gehen, um Diego Ramirez auszuweichen, so würden wir wahrscheinlich die nämliche Fahrt wie die Pandora gemacht haben; gegen diesen Vortheil muß man allerdings die mögliche Gefahr, auf jene Gruppe zu kommen, halten, indessen war die Folge für uns ein 14 Tage längerer Aufenthalt in jenem elenden, rauhen, stürmischen Klima. Obgleich die Passage um das Cap Horn durch größere Erfahrung, die Hülfe von Chronometern und mit besser gebauten Schiffen ihre Schrecken verloren hat, so bleibt sie doch immer noch eine ängstliche und beschwerliche Reise. Es scheint nach den bewundernswerthen Vermessungen von Capitain King und Fitzroy, daß man nicht den geringsten Grund habe, die Küste zu vermeiden, wenn man sich ihr gleich östlich von Cap Horn der verschiedenen Strömungen halber nicht mehr als etwa 50 oder 60 Meilen nähern sollte.

Am 3. November kam ein Westwind, der nach N. W. umschlug und uns, ob er gleich fast ganz widrig war, dennoch aus den unfreundlichen Regionen des Südens heraustrieb. In 44° S. und 75° W. passirten wir einen Wallfischfänger, der Fett einkochte. Da der Wind frisch war und wir eine solche Arbeit nie zu See gesehen hatten, so wußten wir erst nicht, was wir daraus machen sollten. Wir begegneten am folgenden Tage zwei andern Waler, die eben so beschäftigt waren. Die Amerikaner haben fast den ganzen Wallfischfang im stillen Oceane, auf zehn amerikanische Schiffe kommt immer erst ein englisches.

Am 9. November sahen wir die Küste von Chile, etwa 50 Meilen südlich von Valdivia. Valdivia wird in Zukunft ein wichtiger Platz werden, er ist der einzige Zugang zu einem köstlichen Landstriche, Los Llanos genannt, den Ebenen nämlich, die zwischen Chiloe oder dem Golfe von Arcad und Cap Bonifacio liegen und sich von den steilen Hügeln, welche die Küste einfassen, bis zu den Anden hinziehen. Die Hauptflüsse, die das was Capitain Fitzroy den falschen Hafen von Valdivia nennt, bilden, sind der Calla Calla, an dem die Stadt steht, und der Cruces. Der Hafen, so groß er auch aussieht, hat des angehäuften Schlammes und Sandes wegen nur sehr beschränkten Raum für Schiffe von einiger Größe. Das umliegende Land erinnert an die Umgebung von Plymouth. Wir waren nahe genug, um schöne Viehheerden zu sehen; der pfadlose Wald indeß, der auf der einen Seite von den Anden, auf der andern vom Ocean begrenzt wird, sieht aus, als ob ihn kaum eines Menschen Fuß betreten. Valdivia, das den Namen des kühnen und ehrgeizigen Pedro de Valdivia verewigt, ist, obgleich es Stadt und noch dazu Provinzial-Hauptstadt genannt wird, ein bloßes Dorf, in Obstgärten verborgen. Es ward 1551 gegründet, wenige Jahre bevor Valdivia in einer Schlacht mit den unbesiegbaren Araucaniern fiel, deren rühmliche Kriege für ihre Freiheit so schön von Ericilla in seiner „Araucana“ beschrieben worden sind. Es ist etwas Großartiges um die Tapferkeit der Spanier jener Tage, mißgeleitet und brutal wie sie war. Die Religion heiligte damals Tyrannei und den Bruch aller menschlichen und göttlichen Gesetze; es scheint fast, als ob die Krieger jener Zeiten ein Beispiel hätten geben wollen, wie weit sich menschliche Natur verirren könne. Durst nach Gold und Vortheil waren die

wahren Triebfedern der heldenmüthigsten Ausdauer, aber auch eines Hintenansetzens aller Humanität, wie man es nur bei Wilden findet, — alle diese unlautern Beweggründe waren ohne Zweifel selbst in der Seele derer, die sie hegten, mit Bekehrungseifer und religiösem Fanatismus verhüllt, der alles zu vernichten suchte, was sich weigerte seinen Glauben anzunehmen oder sein Joch zu tragen. Die Araucanier bilden immer noch den hauptsächlichsten Theil der Bevölkerung, und vermischen sich schon seit lange mit den Creolen. Das kann man deutlich an den gegenwärtigen Bewohnern von Chile sehen, schlichte Haare, dunkler Teint, eckige Züge sind unter ihnen gewöhnlich.

Wir näherten uns dem Eingange des Hafens bis auf $1^1/_2$ Meilen; um 1 Uhr Nachmittags wendeten wir und hielten seewärts. Der Tag war schön, die Sonne klar, der Wind mäßig; Zeichen von Cultur, wie bebautes Land, Häuser, die zwischen den Bäumen hervorragten, weidendes Vieh u. s. w. belebten und schmückten die Landschaft, und das Vergnügen, was uns ihr Anblick gewährte ward noch durch den Umstand erhöht, daß wir lange von solchen Scenen fern gewesen waren. Die Brise, die von S. W. und S. W. b. W. wehete, ließ nach, als wir uns der Küste näherten, wurde aber stärker, als wir weiter in die See hinauskamen, bis wir endlich 11 Knoten die Stunde machten, eine ungewöhnliche Geschwindigkeit für den Herald. Wir hielten westwärts, um Mocha zu vermeiden, eine Insel in 38° 19′ S. und 73° 46′ W. Untiefen ziehen sich von hier aus nach dem S. W. hin, man kann jedoch durch Sondiren erfahren, ob man ihnen nahe. Die Insel ward sonst von Araucaniern bewohnt, diese wurden aber von den Spaniern, die fürchteten sie möchten Fremden

irgend Beistand leisten, vertrieben. Hier nahm der Seeräuber Benavides, in seinem so außerordentlichen Versuche eine Macht zu begründen, ein Amerikanisches und Englisches Schiff.

Während der Nacht passirten wir Mosquita Point, die Stelle, an welcher am 19. Mai 1835 Seiner Brit. Majestät Schiff Challenger scheiterte, — ein unglückliches Ereigniß, aber in so fern wenigstens ehrenvoll für Capitain und Mannschaft, als es ihre Geduld und Ausdauer in der schwierigsten und gefährlichsten Lage glänzend erprobte. Man muß unwillkürlich den Schiffbruch des Challenger mit dem des Wager im Mai 1740 vergleichen *). Bei dem ersteren Unfalle waren die Umstände

*) Der „Wager", 28 Kanonen, ein Schiff vom Geschwader des Commodore Anson, ging am 14. Mai 1741 bei den Guaineco-Inseln im Golfe von Penas (unter 47° 41' südl. Breite und 74° 55' westl. Länge) verloren, und zwar unter Umständen, die dieses Unglück zu einem der schrecklichsten machen, das die Seegeschichte aufzuweisen hat. Von 160 Personen, aus denen die Mannschaft ursprünglich bestand, überlebten nur 30 oder 40 den Schiffbruch und diese waren dem entsetzlichsten Elende, welches sie noch durch Verbrechen erhöhten, ausgesetzt bei ihrem Versuche, von der unwirthbaren Küste wegzukommen, an welche sie geworfen. (Eine kleine Insel, die heutzutage Wager-Island genannt wird.) Erst fast nach einem Jahre erreichte der Capitain Byron, der Großvater des Dichters und nachherige Admiral, mit vier seiner Leute Castro auf der Insel Chiloe, nachdem sie Hunger, Kälte und allem möglichen Mißgeschick ausgesetzt gewesen. Sechs Monate lang mußten sie hier auf ein Schiff nach Valparaiso warten; dort angekommen wurden sie nach Santiago gebracht und 2 Jahre lang gefangen gehalten, indeß mit aller möglichen Schonung von den Spaniern behandelt. Darauf ward ihnen auf einer französischen Fregatte Passage nach St. Malves angeboten, aber immer noch verfolgte sie das Unglück, denn das Schiff ward aus Mangel an Wasser genöthigt, nach Westindien zu gehen, so daß es erst im November 1745 nach Frankreich kam. Frankreich und Spanien waren aber damals im Kriege mit England, weshalb die Schiffbrüchigen bis 1746 verhindert waren in ihr Vaterland zurückzukehren, bis endlich der spanische Hof nach

sicher alle vortheilhafter, besonders da der Wager 10° weiter südlich, unter einem weit rauheren Himmelsstriche verloren ging, was unendlich viel zur Vergrößerung des Elends beitrug. Doch bleibt immer noch genug übrig um darzuthun, daß das Benehmen des Capitains in nicht geringem Grade selbstsüchtig und inhuman gewesen, unpassend für ihn als Mann und als Officier, und daß Unordnung und Ungehorsam unter der Mannschaft in einem Maße eingerissen, welche ihre Leiden unendlich vermehren und jede Hoffnung auf Rettung abschneiden mußte. Beim Unglücke, das den Challenger betraf, fand das Umgekehrte statt: der Capitain ging mit einem Beispiele von Selbstverläugnung und Selbstbeherrschung voran, und kaum ein Fall von schlechter Aufführung kam unter der Mannschaft vor. Danken wir daher Gott, daß wir jetzt in bessern Zeiten leben, in denen eine mildere und doch mächtigere Disciplin nicht mehr bloß blinden Gehorsam verlangt, son-

---

langen Unterhandlungen ihre Abreise erlaubte. Sie waren Alles in Allem 5 Jahre lang von der Heimath fern gewesen.

Der Challenger, Capitain Michael Seymour, scheiterte am 18. Mai 1835 unter 37° 49′ südl. Breite und 73° 34′ westl. Länge, 400 Meilen nördlich von dem Punkte, an dem der Wager verunglückt war, zu welcher Katastrophe dieser Unfall den geraden Gegensatz bildet. Nur zwei von der Mannschaft ertranken, die Uebrigen schlugen ein Lager an den Ufern des Leiba auf, wo sie in größter Ordnung und verhältnißmäßiger Bequemlichkeit am 23. Juni vom Capitain Fitzroy aufgefunden wurden, der ihnen die Nachricht brachte, daß ein Schiff unterwegs sei. Am 5. Juli kam die Blonde auch wirklich an und erlöste sie nach einem nur 7wöchentlichen Aufenthalte.

Der Verlust des Wager war eine Folge von Unwissenheit, schlechten Instrumenten und des gänzlichen Mangels an Karten; der Challenger scheiterte in Folge einer außerordentlichen Strömung, die ohne Zweifel mit dem Erdbeben zusammenhing, das zu derselben Zeit Concepcion vernichtete.

dern an die Ehre der Mannschaft appellirt, so daß jetzt auch unter der härtesten Prüfung die menschliche Natur sich kaum zu solchen Excessen hinreißen lassen würde, wie sie den Schiffbruch des Wager charakterisiren.

Am 10. November hielten wir, so wie wir die Paps of Biobio und die Höhe von Tumbez erreicht hatten, auf Concepcionsbai. Nachmittags trieb uns der leichte S. S. W.-Wind nordwärts an Port Vincent vorbei, einer offenen Bucht, die aber trotzdem guten Schutz gegen die Nordwinde gewährt, welche sonst im Mai, Juni, Juli, August und September die meisten offenen Busen an der Westküste zu mehr oder weniger unsichern und unangenehmen Ankerplätzen machen. Während des Monats Juni hatten einige von uns hier zwei oder drei amerikanische Wales liegen sehen, die diesen Platz Talacahuano vorzogen.

Während der Nacht segelten wir auf die Bai zu und bei Tagesanbruch trafen wir durch die östliche Durchfahrt zwischen Quiriquina und dem Festlande. Mit Capitain Fitzroys Charte hat auch die westliche Passage keine Gefahr, sie ist enger aber auch weiter bei Talcahuano. Die Brise war leicht und nördlich und mit gerade genug Geschwindigkeit, um das Schiff überhaupt noch regieren zu können, erreichten wir um Mittag den Ankerplatz.

Die Gegend um Concepcionsbai ist sehr hübsch; das Land ist mit Obstgärten und Wiesengründen bedeckt, die von zahlreichen Viehheerden belebt sind, dazwischen liegen Meierhöfe und die Hütten der ärmeren Einwohner. Es wechselt mit Hügeln und Thälern ab, ist wohl bewaldet und bietet

einen angenehmen Gegensatz zu Valparaiso dar. Im Laufe von einer Woche oder 10 Tagen kann der Reisende an dieser Küste die äußersten Extreme sehen; die reichste Fülle, befruchtende Ströme, erquickende Regenschauer und die Dürre einer versengten Wüste ohne Spuren von Vegetation und dann wieder in plötzlichem Wechsel das Dickicht eines tropischen Waldes. An der Küste von Chile ist dieser Wechsel indessen allmälig; zu Valdivia ist die Ueppigkeit der Natur fast tropisch. Bei Concepcion bemerkt man schon einen Unterschied, das Laub ist nicht mehr so dick und schön, aber das Land immer noch gut bewachsen und bewässert. Um Valparaiso aber ist der Unterschied groß; die Hügel sind fast kahl oder mit kümmerlichem Gesträuch und niedrigem Unterholze bekleidet, nur die Rinnen in Thälern sind mit etwas bewachsen, was man grün nennen könnte. Das hört aber schon bei Coquimbo fast auf, nur Cactus gedeiht hier und höchstens dürres Gras wird an den mehr geschützten Plätzen gefunden. Cobija aber ist Wüste, Hügel, Thäler, Ebenen. Alles entweder mit Sand bedeckt oder ein kahler Felsen, der an der Sonne sengt. Der Unterschied zwischen Valparaiso und Concepcion ließ uns das letztere vielleicht mit günstigeren Augen ansehen, als wir es sonst gethan haben würden, es ist indeß ein fruchtbarer Platz, für den Seefahrer des frischen Fleisches, der Gemüse und Früchte wegen, auch wohl als Korn- und Kohlen-Depot berühmt; letztere beiden Producte, besonders aber das Korn, werden in ansehnlicher Menge nach Mexico, Peru und den Australischen Colonien verschifft. Ein besonderer Ausfuhrartikel von Concepcion sind die Choros, eine Art Muscheln, der Bai eigenthümlich, die von den Gutschmeckern in Chile sehr geschätzt werden.

Am 20. September 1835 wurden die Städte und Dörfer rund um Concepcion durch ein Erdbeben zerstört, der Verlust an Menschenleben war verhältnißmäßig gering, die Vernichtung der Wohnungen aber vollständig. Dies Erdbeben indessen, so schrecklich eine solche Heimsuchung auch immer sein muß, scheint doch nicht von so fürchterlichen Folgen begleitet gewesen zu sein, wie das von Lissabon 1755. Da die Bauart der Häuser weniger massiv, so ist ein so großer Verlust von Menschenleben nicht leicht möglich und sind auch die Gebäude selber leichter wieder herzustellen; die an der Sonne getrockneten Ziegelsteine macht man auf dem Platze, und das Zimmerwerk kann meistens wieder benutzt werden. Doch muß man deshalb nicht allzu leicht von einem Erdbeben denken, es erschüttert Alles, was man gewöhnlich für unerschütterlich hält, und Trümmer und Elend sind seine Folgen.

Talcahuano scheint plan- und regelmäßiger aus dem Schutte erstanden zu sein; seine Straßen sind breit, gerade und nicht unreinlich, es ist indessen ein bloßer Hafenort, noch dazu meistens von Leuten ziemlich zweifelhaften Rufes protegirt, von den Matrosen der Wallfischfänger, welche einen Besuch des Platzes oft keineswegs wünschenswerth machen. Die Straße von Talcahuano nach Concepcion führt durch ein Thal, und man kann von derselben wirklich sagen, daß sie von der Natur allein gebildet sei, ihr Zustand hängt nämlich durchaus von dem des Bodens ab: der Staub im Sommer ist vielleicht noch schlimmer, als der Schlamm im Winter. Zur Zeit unseres Besuchs war sie vielleicht in ihrer bestmöglichsten Beschaffenheit, die Regenzeit war eben vorüber, und die Sonne noch nicht mächtig genug, um allen Schmutz zu trocknen. Die zahlreichen Durchbrüche und Wasserrinnen sind

mit rohen Brücken überdeckt, was einigen Verkehr anzeigt und besonders angenehm für Fußgänger ist. Der Weg war mit mächtigen Balken eingezäunt, an denen man zwei Dinge klar sehen konnte, — nämlich daß Holz überflüssig und Arbeitskräfte selten seien. Das Geländer war von der einfachsten Construction, Pfosten von etwa 10 Quadratzoll im Durchschnitt mit Löchern darin, durch die schmale Stücke gesteckt waren; in Bezug auf Bauholz eine der verschwenderischsten Anlagen, die wir je gesehen.

Der Boden ist ganz außerordentlich ergiebig; wir sahen Weizen, Gerste, Mais und Bohnen in bedeutender Menge; Gras war in Ueberfluß da und wie es schien von guter Art, ganz in Uebereinstimmung mit dem Rufe der Fruchtbarkeit und des Reichthums, in dem die Provinz steht. Die Stadt hat 5000 bis 6000 Einwohner und ein sehr trauriges Ansehen. Ein englischer Flecken wird gewöhnlich für den Typus der Oede und Unbelebtheit gehalten, — der ödeste indeß ist Freude und Leben, mit Concepcion verglichen. Von Weitem erinnert es an Ludlow, kommt man indesser näher, so gleicht es mehr einem ungeheuren Haufen von Ziegelsteinen. Die Ebene oder das Thal, worin die Stadt liegt, ist nur wenig höher als das Niveau des Flusses, der Boden trocken und angeschwemmt, die Straßen meist ungepflastert. Sie schneiden sich, wie gewöhnlich in spanischen Städten, unter rechten Winkeln, die Häuser, selbst die der vornehmeren Einwohner, sind nie höher als ein Stockwerk und haben meistens nur ein Erdgeschoß. Diese Art zu bauen, obgleich eine weise Vorsicht in Ländern, die oft von Erdbeben heimgesucht werden, trägt wenig zur Schönheit der Städte bei. Die Privathäuser wurden gerade wieder hergestellt, aber in einem höchst an

ſpruchsloſen Style; die beſten davon brachten es etwa zu einer ſoliden Einfachheit, während der größere Theil wenig beſſer als Erdhütten war. Die Ruinen der Kathedrale waren weggeräumt und einige leichte Baulichkeiten nahmen allein ihren Platz ein. Bei dem gänzlichen Mangel an Leben und Treiben in den Straßen gleicht Concepcion mehr einem übergroß gewordenen Dorfe als der Hauptſtadt einer Provinz. Selbſt der Strom, breit und leer wie er iſt, vergrößert eher dieſe melancholiſche Oede, als daß er ſie belebte. Elend, wie Concepcion war, ſo hatte es doch ein Kaffee- und Billardhaus, welches eben unter dem in Spanien ſo beliebten Namen „Bola de Oro“ etablirt worden war.

Einige köſtlich üppige Flecken, die als Gärten angebaut ſind, geben mitten in der Stadt einen Begriff von der Ueppigkeit des Bodens. Alle Arten von Gemüſe, Himbeeren, Erdbeeren, Stachel- und Johannisbeeren ſind in Ueberfluß vorhanden. Wein- und Obſtgärten finden ſich ebenfalls in der Nachbarſchaft. Alles, was man ſah, zeugt von der Milde des Himmelsſtriches und der Ergiebigkeit des Landes. Aber die Erdbeben vermindern alle dieſe Vorzüge, ſie vermögen das Feſteſte und Aelteſte zu vernichten und machen ſo alle Freuden zu Freuden des Augenblicks.

In der Nachbarſchaft der Stadt ſcheint es ſehr an Holz zu fehlen. Die Hügel ſehen nackt und kahl aus, was ungeachtet der üppigen Umgebung viel von der Schönheit der Landſchaft nimmt. Die Kohle, die man im Ueberfluß in dieſer Gegend findet, gleicht der engliſchen Canalkohle, der Bau auf ſie iſt indeß bis jetzt noch ohne Bedeutung. Man findet ſie 3 oder 4 Fuß von der Oberfläche, man ſagt, ſie brennt zu ſchnell, um für die Schmiede von Nutzen ſein zu können, auch ſoll

sie sich bisweilen von selber entzünden. Die bergbauenden Districte von Copiapo, Guasco und Coquimbo haben des Ueberflusses von Brennmaterial wegen hier Schmelzwerke angelegt, zu denen sie das Erz unmittelbar, wie es aus der Erde kommt, senden.

Alt-Concepcion, dessen Ruinen immer noch bei Penco, im südöstlichen Winkel der Bai, stehen, ward 1751 zerstört. Es wurde eher von der See, als von der Erde verschlungen, wie man überhaupt beobachtet hat, daß Callao und Concepcion mehr gelitten haben, als Valparaiso und Coquimbo; die tieferen Buchten, an denen die erstgenannten Orte liegen, sind ein Widerstand gegen die See, die so ihre Wogen nur mit noch größerer Gewalt an die Küste schlägt. Der Platz des gegenwärtigen Concepcion wurde nicht eher als 1763 gewählt. Die Stadt hat ernstlich durch die Erdbeben von 1822 und 1823 gelitten, die indeß zu Valparaiso und Santiago größeren Schaden anrichteten. Im Jahre 1835 wurde sie, wie schon bemerkt, wiederum fast vernichtet.

Am 12. November segelten wir nach Valparaiso. Die Entfernung beträgt 250 Meilen und da der Süd gewöhnlich beständig ist, so wird die Reise meistens in $1^1/_2$ Tagen zurückgelegt, doch kommen häufig leichte Winde und Windstillen dazwischen, die den Seefahrer necken, vornehmlich wenn er sich Valparaiso nähert. Ein Leuchtthurm auf Point Curaomilla würde für die Einfahrt in diesen Hafen von großem Nutzen sein, von größerem noch, als einer auf Point Valparaiso selber. Das Licht müßte, zur Unterscheidung von den Feuern, die man häufig am Lande sieht, revolvirend sein. Point Curaomilla ist eine stumpfe Kuppe mit zwei Hügeln oben darauf, das Land erhebt sich allmälig, weiße Streifen durchsetzen den rothen Fels, aus

dem es besteht. Als wir uns der Küste näherten, ward die Dürftigkeit der Vegetation immer auffallender; Bäume sah man nur in den Thälern, die Seiten der Hügel waren durch zahllose Rinnen zerrissen, die Folge der winterlichen Regengüsse, und diese bildeten die weißen Streifen, die wir vorher bemerkt hatten. Als sich Valparaisobai vor uns aufthat, zeigten sich zugleich die entfernten Anden unseren Blicken, — vor Allem der Berg von Quillota und die mittelste Spitze des Vulkans von Aconcagua*). Von den benachbarten Hügeln aus erscheinen sie noch großartiger, das Auge kann dann die ungeheure Entfernung besser fassen; eine Viertelstunde vor Sonnenauf- und Untergang ist vielleicht die günstigste Zeit, um sie zu sehen; ihre rauhen Umrisse erscheinen scharf projectirt am Himmel und die verschiedenen Schattirungen und Farbentöne sind dann am schönsten zu unterscheiden.

Valparaiso hat sich in den letzten 15 Jahren sehr verändert. Der Thurm einer neuen Kirche, el Matriz, die Kuppel des Zollhauses, die Thurmspitzen der Kirche von La Merced tragen dazu bei, ihm ein besseres Ansehen zu geben, als es vorher gehabt. Es ist in einer merkwürdigen Weise gewachsen. Almendral z. B. war früher eine Vorstadt und selten besucht, jetzt ist es einer der wichtigsten und belebtesten Stadttheile; eine neue Straße, der Küste abgewonnen, deren Häuser fast über der See hängen, läuft jetzt mit der alten, die sich selbst erst von 1830 datirt, parallel, und ist voll Schenken und Billardstuben, die mit Fremden gefüllt sind.

*) Durch eine trigonometrische Messung mit der Entfernung von Valparaiso und Pichidanque als Basis fanden Capitain Kellett und Lieutenant Wood die Höhe des Aconcagua 23004 Fuß über dem Meere; Capitain Fitzroy 22980 Fuß.

Obgleich in den letzteren Jahren der Comfort in den Wohnungen der Reichen sich bedeutend mehrt, sind doch die Hütten der Armen noch immer dieselben wie früher, rohe Blockhäuser, mit Lehm beworfen, die Muttererde zum Fußboden, mit Fenstern ohne Glas, und Fensterläden, die wohl dem Tageslichte, nicht aber dem Regen und Winde den Eingang verwehren.

Die alten Gassen scheinen ihren Ureinwohnern geblieben zu sein, die Calle del Plancharia ist wenigstens so ruhig und altmodisch wie immer. „Es war etwa ein Uhr, die Zeit der Siesta," erzählt einer von unseren Officieren, „als ich in diesem Theile einen Spaziergang machte. Alle Läden waren geschlossen. Kein einziges geschäftiges Gesicht war zu sehen, die ganze Stadt schien im Schlafe zu sein, was sie auch in der That war. Die kleinen Häuser, die sich so eng an den geschützten Seiten der Quebraba zusammendrängen, lagen in derselben träumerischen Ruhe. Als ich nach der Kirche von el Matriz ging, fand ich zwei andere viel ältere Gotteshäuser, das eine einem Dominikaner- das andere zu einem Franziskaner-Convente gehörig. Die Klöster selber waren die angenehmsten Plätze, die ich in Valparaiso gesehen, zwar einfach aber äußerst nett und sauber. Ein bedeckter Gang zog sich rund um dieselben, als ein Schutz gegen Sonne und Regen, er erinnerte mich in seiner Stille und Einsamkeit an Magdalenen-College in Oxford. In der Mitte war eine Baumgruppe von Orangen-, Citronen- und Granatäpfelbäumen. Das Ganze bot einen Zufluchtsort vor dem Staub und Schmutze der Stadt, wie man ihn nicht in der armen und häßlichen Vorstadt so schön erwartet hätte.

Die Märkte von Valparaiso sind gut mit Früchten, Gemüsen, Fleisch, Geflügel, Milch und Eiern versorgt. Das

ist auffallend, wenn man auf die kahlen Hügel rundum blickt und beim Besteigen derselben gesehen hat, wie wenig Spuren von Cultur die Ebenen und Höhen in der Umgebung der Stadt zeigen. Doch die Thäler und geschützten Winkel sind angebaut und fruchtbar; in einem Lande wie Chile ist nämlich Schutz gegen den Wind und die Sturzbäche, die der Winterregen hervorzurufen pflegt, zum Gedeihen der Vegetation durchaus nöthig.

Capitain Kellett und Mr. Wood begaben sich nach Santiago *), der Hauptstadt von Chile, während Mr. Edmonston Ausflüge nach Quillota und der Nachbarschaft machte. Die Hügel an der See sind theilweise mit dürftigem Buschwerk und noch dürftigeren Kräutern bedeckt; hat man sie passirt, so breitet sich ein weites offenes Land aus. In dieser Ebene wächst die Acacia Cavenia Hook, dort Espino genannt, im Ueberflusse, welche, wenn man ihr nur einige Sorgfalt widmen wollte, große Dienste zur Urbarmachung dieser Wüste leisten würde, indem sie die Feuchtigkeit anzieht, und außerdem den Bedarf von Brennholz liefert. Sie wird in Berg-

*) Capitain Kellett nahm ein Barometer mit sich, ein vorzügliches Instrument, das, verglichen mit dem Normalbarometer am Cap der guten Hoffnung, keine bemerkbare Differenz zeigte. Durch dasselbe wurde mit Hülfe von correspondirenden Beobachtungen, die am Bord gemacht wurden, die Höhe der Stadt Santiago und der am Wege dahin liegenden Punkte über der mittleren Wasserlinie gefunden wie folgt:

Beobachtungen von Capitain Kellett		von Capitain King.	
Santiago	1866 Fuß	1821 Fuß	
Curicavi	667 „	633 „	
Cuesta Prado	2585 „	2543 „	(Miers).
Cuesta Zapata	2008 „	1977 „	
Casa Blanca	846 „	803 „	

(Valparaiso — Mittlere Fluthöhe.)

werken und auch sonst für alle häuslichen Zwecke viel gebraucht. Trotz der unklugen Art und Weise, mit der man sie gefällt hat, ist sie doch immer wieder nachgewachsen und nur in letzterer Zeit ist die Verwüstung so weit getrieben worden, daß an einigen Plätzen der junge Nachwuchs ganz und gar vernichtet ist. Der Nutzen und die Wichtigkeit eines Holzes, wie des Espino, in einem Lande, wo man viel Feuerung gebraucht und wo fast kein wässeriger Niederschlag stattfindet, der nicht durch künstliche Mittel erzeugt wird, liegt auf der Hand, und ebenso die traurigen Folgen, die ein unvorsichtiges Verwüsten der Gaben der Natur nach sich ziehen muß. Ohne Zweifel ist die immerwährende, jetzt bedeutend vermehrte Dürre jener Ebenen nur durch das Vernachlässigen der allergewöhnlichsten Vorsicht in Bezug auf dieses Gestrüpp verursacht. Der Espino wird leicht verkohlt nach Valparaiso gebracht; die Kohle ist sehr hart, giebt viel Hitze und eine Asche, die für Seifenfabrikanten hinreichend alkalisch ist. Die Oefen und Feuerbecken, auf denen die Chilenischen Damen bei kaltem Wetter so gerne ihre Füße wärmen, werden mit kleinen Bündeln davon geheizt, welche man häufig in Valparaiso feilbieten sieht.

Zahlreiche Züge von Maulthieren gingen und kamen von der Hauptstadt, — sie erinnern an die Packpferde Englands, ehe man dort an Canäle und Eisenbahnen dachte. Hier würde jede andere Art von Transport, wenn nicht ganz unmöglich, doch wenigstens sehr mühsam und kostspielig sein. Die Kutschen in Valparaiso werden von 4 Pferden gezogen, die eigenthümlich gespannt sind, drei in einer Reihe und eins davor: eine ungeschickte Art, die vielleicht einen Vortheil hat, daß man nämlich die Kraft von drei Pferden unmittelbar

auf das Fuhrwerk wirken läßt, und eins vorne als Führer und als Antrieb für die andern hat. Die Wagen sind plump und häßlich, fahren rasch und stoßen, wie man nach ihrer Construction und den Straßen, welche sie zu passiren haben, erwarten kann, fürchterlich.

Capitel III.

Papudo-Bai. — Reise nach Peru. — Callao. — Straße nach der Hauptstadt. — Lima. — Ankunft von Ihrer Majestät Schiff Cormorant. — Abreise von Callao. — Die Lobos-Inseln. — Payta. — Santa Clara.

Nachdem wir unsere Vorräthe ergänzt hatten, segelten wir am 4. December mit einem günstigen südlichen Winde von Valparaiso ab und ankerten denselben Abend in Papudo Bai oder eigentlich in La Ligua, einem kleinen Hafen, der erst kürzlich in Folge der Kupferminen, die sich in seiner Nähe befinden, dem Handel geöffnet worden ist. Obgleich nur 31 Meilen von Valparaiso, so ist doch hier schon eine Verschiedenheit in der Vegetation, und einzelne kleine Anzeichen bedeuten den Reisenden, daß er sich jener so merkwürdigen großen Südamerikanischen Wüste nähere. Nicht, daß das Land schon ganz unfruchtbar sei, denn Schafe, Ochsen und Pferde finden hier noch Nahrung, ohne daß die Menschen sich viel darum zu kümmern brauchten: aber das Grün ist doch schon sparsamer, als zu Valparaiso, noch dürftiger ist es zu Coquimbo, bis endlich bei Copiapo und Guasco sich die Wüste selber zeigt. Diese dürre und öde Gegend hat sicher viel Trostloses, besonders für den, der Wald für einen Hauptschmuck einer Gegend und unentbehrlich für landschaftliche Schönheit hält; es liegt aber eine Großartigkeit in den himmelhohen Bergen, die für eine Zeit lang selbst den Mangel jeder Vegetation vergessen macht, in Erinnerung der Schätze, die die Natur hier nicht auf, sondern unter der Erde bietet. Die Kupferminen von Chile gewinnen täglich eine größere Wich-

tigkeit, und sie könnten einmal den besten der Welt gleichkommen, wenn die Bergleute sich nur bessern wollten. Das Kupfererz enthält mehr Gold, als das von irgend einem andern Lande, den Arbeitern aber fehlt es sowohl an der nöthigen Kenntniß, als auch an Fleiß; sie sind dem Spiele und Trunke sehr ergeben und vermindern so in großem Maße den Vortheil, den man sonst aus diesem Erwerbszweige ziehen könnte. Da der Landtransport in Chile sehr mühsam ist, so bietet das Aufthun von kleinen Häfen eine gute Gelegenheit dar, die Bergwerksprodukte fortzuschaffen; jeder neue Hafenort ist eine Quelle von neuen Handelsvortheilen. Ein Schiff könnte z. B. Kohlen in Concepcion einnehmen und dieselben in den benachbarten Seeplätzen gegen das geschmolzene Erz austauschen, — diese Art von Verkehr wird sicher bald genug ins Leben treten, die Vortheile desselben sind so in die Augen fallend, daß nur noch eine stabile Regierung und ein Anwachsen der Bevölkerung etwanige Erfordernisse dazu sind.

Capitain Kellett war nach Papudo gegangen, um eine Ansicht von Aconcagua zu gewinnen, aber, obgleich er mehre Male den Gobernador, einen Hügel etwa 1200′ über dem Meere, bestieg, so verhinderte ihn doch immer das neblige Wetter daran. Mit unsern zehn vorzüglichen Uhren erhielten wir durch Bestimmung des Mittags mittelst correspondirender Sonnenhöhen die Länge von Papudo gleich 71° 30′ 45″ West, durch eine große Anzahl von Circummedianhöhen von Sonne und Sternen die Breite gleich 32° 30′ 9″ Süd.

Am 7. December segelten wir nach Callao. Unsere Reise dahin war köstlich. Der stille Ocean verdient zwar nicht immer seinen Namen, aber dennoch ward derselbe ihm mit Recht von Magelans Leuten gegeben, ermattet, wie sie waren von dem Elend ihrer furchtbaren Reise. Wir wenigstens hatten allen Grund, die Richtigkeit dieser Benennung anzuerkennen. Seit wir Valdivia verlassen hatten, war der Wind unabänderlich günstig gewesen und hatte nur in Bezug auf seine Stärke gewechselt, so daß wir manchmal 7 bis 8, manchmal nur 2 oder 3 Knoten machten, die Segel waren stets voll und wenig Richten derselben erforderlich*).

Obgleich in der Mitte des Sommers, so konnten wir doch nicht über Hitze klagen; der wohlbekannte peruvianische Nebel umhüllte die Sonne und manchmal kam es sogar kühl vor. Am 17ten war die Luft dicker als gewöhnlich; wir hielten auf die Küste von Peru, waren aber unfähig, irgend etwas zu unterscheiden, bevor die Sonne den Nebel zerstreut hatte, wo wir dann die rauhen Klippen von Lorenzo, Fronton und Horadada erblickten. Der Wind, der am frühen Morgen

---

*) Am 13. December unter 19° 10′ S. und 77° 17′ W. sondirten wir mit 500 Faden Leine und fanden die Temperatur in

500 Faden	.....	46° Fahrenheit
400 „	.....	46° „
300 „	.....	52° „
200 „	.....	51° „
100 „	.....	55° „
50 „	.....	60° „
30 „	.....	63° „
20 „	.....	65° „
10 „	.....	66° „
an der Oberfläche	.....	68° „

Temperatur der Luft = 65°, Barometer 30″,05.

frisch gewesen war, ließ um Mittag nach, so daß wir in einigem Zweifel waren, ob wir auch in den Hafen kommen könnten, als er sich etwa um 1 Uhr Nachmittags wieder erhob, wo wir dann den nordwestlichsten Punkt der Insel San Lorenzo in einer Entfernung von etwa einer Meile passirten. Wenn man in dieser Richtung ankommt, so gewährt die Stadt Lima einen schönen Anblick. Die Thürme, Kuppeln und Spitzen der verschiedenen Kirchen und Klöster heben sich scharf von dem dunkeln Hintergrunde der Gebirgslandschaft ab und erwecken eine Vorstellung von Größe und Pracht, die sich bei einer näheren Besichtigung nicht realisirt. Wie wenig Dinge sind es überhaupt, die man in der Nähe betrachten darf! So Lima; seine Lage auf einem sich allmälig von der See aus erhebenden Terrain ist so günstig für eine Ansicht von Weitem, daß es, wenn man später nicht enttäuscht werden sollte, einen Grad von Vollkommenheit besitzen müßte, wie nur die Phantasie schaffen kann.

Callao, Limas Landungsplatz, wird für einen der geräumigsten im stillen Ocean gehalten und kann unter dem milden Himmelsstrich, unter welchem er liegt, mit Recht ein Hafen genannt werden, obgleich er wenige von den Eigenschaften eines solchen besitzt. In früherer Zeit war der Ort bedeutender als jetzt, und wurde selbst Stadt genannt, als ihn ein fürchterliches Erdbeben, durch das 3000 Menschen ihren Tod fanden, im Jahre 1746 vernichtete. Er lag damals südlich von dem Platze, den er heute einnimmt, und ward größtentheils von den Meereswogen verschlungen. Noch Jahre lang nach dieser Katastrophe stellte man Posten längs der Küste auf, damit sie jeden Schatz bewachen möchten, der etwa angespült werden würde, ein Umstand, der sich nicht

selten ereignete und auch gar nicht unwahrscheinlich war, wenn das richtig ist, was die alten Geschichtschreiber berichten, — daß nämlich Callao im Jahre 1746 nicht weniger als vier Klöster gehabt, außerdem verschiedene Kirchen und einen Palast für den Vicekönig, wenn dieser herunterkam, um bei der Abfahrt und Ankunft der Galleonen von Mexico und Chile Zeuge zu sein.

Callao ist jetzt ein elender Flecken, ein schmutziger, öder Hafenort, voll von schlechten Gasthäusern, Billardstuben und zahllosen Pulperias oder Grogschenken. Der Hafendamm ist ein bemerkenswerthes Bauwerk und giebt einen bequemen Landungsplatz für Kaufmannsgüter ab. Als einen bemerkenswerthen Beweis von dem günstigen Klima kann man dort ungeheure Massen von Weizen ohne irgend einen Schutz im Freien aufgehäuft sehen; — wird der Nebel einmal stärker als gewöhnlich, so wirft man höchstens ein Paar Säcke oder ein Stück Leinewand oben darauf. Einige von jenen obdachlosen Wanderern, die von der Hand in den Mund leben und welche es in allen Ländern giebt, kriechen wohl in einen solchen Sack und lassen dann von ihren Kameraden Getreide darüber schütten, — sie haben so Bett, Decke und Nahrung, alles auf ein Mal.

Süßwasser einzunehmen ist zu Callao leicht und bequem. Röhren sind bis zur See hinunter gelegt, und ohne Zweifel wird man bald auch „Tanks“ haben, jenen Luxusartikel, mit dem in unsern glücklichen Tagen die Bemannung der Boote und die ersten Lieutenants der Kriegsschiffe so reich gesegnet sind. Diese würden indessen den Branntweinhandel bedeutend beeinträchtigen, und wollen wir sie deshalb nicht selbstsüchtig herbeiwünschen.

Am 19. December wurde eine Abtheilung unserer Expedition ausgeschickt, um durch ein Nivellement die Höhe von Lima über der See zu bestimmen. „Diese Beschäftigung“, sagt das Journal eines der Vermesser, „ließ uns ein genaues Auge auf die Straße haben, die in Folge der Nachlässigkeit der Einwohner überaus staubig und in dem schlechtesten Zustande ist, den man sich nur vorstellen kann. Sie wäre übrigens mit geringer Mühe im Stande zu halten, wenn sie nur an beiden Seiten mit einer Böschung von Ziegelsteinen eingefaßt würde. An der rechten Seite liegen die Ruinen eines indianischen Dorfes, das sich von der Zeit vor der Eroberung herschreibt, und der Flecken Bella Vista, der wenigstens hübscher als Callao ist, was übrigens nicht viel sagen will. Er hat ein Hospital unter der Direction eines früheren Hülfsarztes in der britischen Marine, Mr. Patric Gallagher. Das Haus war bei unserm Besuche in Bau begriffen, und verspricht einmal eine bedeutende Wohlthat für Kranke zu werden. Es soll Seeleute von Handels- und Kriegsschiffen aufnehmen und ist, wenn auch nicht gerade ein Gouvernements-Unternehmen, doch unter der Controle der englischen Regierung. Das Land an beiden Seiten der Straße ist wegen Mangel an Wasser unfruchtbar; — jeder Acker wird hier zur Wüste, sobald die Berieselung vernachlässigt wird, widmet man aber dieser einige Aufmerksamkeit, so ist der Ertrag ganz außerordentlich. Der fetteste Boden könnte nicht ergiebiger sein und bessere Ernten oder reicheres Grün bringen.

„Züge von beladenen und ledigen Maulthieren, die viel von der Rohheit ihrer Treiber zu leiden hatten, passirten die Straße. Es waren ihnen nach einer grausam scheinenden aber eigentlich wohlgemeinten Landessitte die Nasenlöcher nach

den Augen zu aufgeschlitzt, wodurch man ihnen das Athmen zu erleichtern glaubt. Man sollte meinen, solch ein Gebrauch könnte nicht angenommen sein, bevor man nicht Erfahrungen über den Nutzen desselben gemacht hätte; man wundert sich aber hier über keinerlei Excesse mehr, wenn man erst weiß, was in diesem Theile der Welt Humanität heißt.

„Sechsspännige Omnibus rasselten alle zwei Stunden von und nach Lima und rührten Wolken von Staub auf, die einen guten Begriff vom Samum gaben. Wir kamen zu dem sogenannten Halbenwegshause, wo zum Scandal der dabei stehenden Kirche Erfrischungen für Roß und Mann verabreicht werden. Man sagt, daß in früheren Tagen diese Pulperia, die guten Branntwein feil bot, besuchter gewesen sei, als das Gotteshaus. Zur Zeit unseres Besuches war sie verlassen, wie auch die sehr verfallene Kirche. Indem man sich der Stadt mehr und mehr nähert, verbessert sich die Scene; das Land ist gut bewässert, Mais, Lucerne, Apfelsinen, Limonen, Granatäpfel und Bananen gedeihen im Ueberfluß, und eine Allee von Weiden schmückt die letzten zwei Meilen der Straße. Diese schöne Einfahrt ist außerdem noch mit kreisförmigen Plätzen verziert, die mit Steinbänken eingefaßt sind und Raum für das Umlenken der Wagen gewähren. Sie ist das Werk des ehemaligen Vicekönigs Marquis von Osorno, der durch die Vancouver bewiesene Güte und Großmuth bekannt ist. Er hieß damals Don Ambrosio O'Higgins und starb leider im dritten Jahre seiner Regierung, weshalb die Straße nach Callao unvollendet blieb.

„Die Nachlässigkeit des Volkes hatte in mancherlei Beziehung die Wohlthaten, die seine Anlage gewähren sollte, wieder aufgehoben; in einem der erwähnten Plätze zog ein

ſchmutziges Schlachthaus unerträgliche Maſſen von Fliegen und anderen Inſekten an; in einem andern hatte man ein todtes Pferd liegen laſſen, und die Haufen von Hunden, die darüber herfielen, gewährten einen Anblick, der eigenthümlich genug war. Man konnte die Energie von wilden Thieren nirgends natürlicher ſehen, als bei dieſen zahmen, wie ſie bellend und heulend auf ihre Beute losſprangen und ſtürzten.

„Indeſſen geben die Pflanzungen und Gärten, die Allee mit ihren Plätzen und Sitzen, die Berge, die die Scene rings umſchließen, die Stadtthore im Vordergrunde, die Rhede von Callao mit ihren Schiffen, begrenzt von den kühnen Umriſſen San Lorenzos im Hintergrunde, ein ſo ſchönes Entree in die Stadt, wie man ſich nur denken kann.

„Wir kamen erſt gegen Sonnenuntergang zu den Stadtthoren und erhielten die Höhe von Lima über der See bei Callao 453 Fuß. Andere haben ſie gleich 511 Fuß geſetzt, aber vielleicht haben dieſe ihr Nivellement bis zur Kathedrale fortgeſetzt, nach der zu der Boden vom Thore aus allmälig anſteigt. Der Thorweg iſt ein dreifacher Bogen von ſchönen Verhältniſſen, aber, wie auch die Mauer, morſch und verfallend. Die Hauptwache, die wie das Bild, das wir uns von Lima gemacht hatten, beſſern Zeiten angehört, iſt geräumig und luftig, aber anſcheinend wenig benutzt. Denn man findet ſich enttäuſcht, wenn man ſich etwa große Vorſtellungen von der Stadt gemacht hat: die Straßen liegen in Ruinen, von zehn Häuſern ſcheint vielleicht eins bewohnt zu ſein.

„Die Thorwächter nahmen uns mit Höflichkeit auf, luden uns ein, in die Stadt zu kommen, und fragten eifrig nach, ob unſere Arbeit ſich auf den Bau einer Eiſenbahn bezöge, von der man damals viel ſprach und die jetzt wirklich voll-

endet ist. Wir wurden mehr als einmal auf der Straße angehalten, um die nämliche Frage zu beantworten.

„Lima ist von einer Mauer oder einem Walle von Luftziegeln (abodes)*) von 25' Höhe und 9' Breite eingeschlossen, der, wenn er auch der neueren Kriegskunst nicht widerstehen könnte, doch eine ganz bedeutende Schutzwehr gegen einen etwaigen Volksaufstand abgeben würde. Er ward um 1686 unter dem Vicekönigthume des Herzogs von Palata zum Schutze gegen die Einfälle der Indianer errichtet. Der Einzug dieses Vicekönigs in Lima ist dadurch historisch merkwürdig, daß die beiden Straßen, welche er vom Thore von Callao aus bis nach dem Palaste passiren mußte, mit Silber gepflastert waren. Das war übrigens für Peru nichts Großes, höchstens ein Beleg zu dem alten Sprichworte: „Allzuviel ist ungesund." Das Silber litt dadurch wahrscheinlich nicht den mindesten Schaden, da es in Barren von 12 — 15" Länge, 4 oder 5" Breite und 3 oder 4" Dicke gegossen war, und die hauptsächlichste, ja die einzige Ausgabe ward durch das Hinlegen und Wiederwegnehmen verursacht. Der Werth des Metalls wurde ürigens auf 80 Millionen Kronen oder 16 Millionen Pfund Sterling geschätzt.

*) Jarvis in seinen „Scenes and Scenery in the Sandwich-Islands" macht die folgende Bemerkung über die abodes: — „Diese Ziegel sind ohne Zweifel ganz von derselben Art und Form, wie die, welche die Kinder Israel für die Egypter machen mußten. In der That ist eine Gruppe von Hawaiiern, die diese Steine machen, und selbst die Werkzeuge, deren sie sich dazu bedienen, das getreue Ebenbild von dem, was wir auf 4000 Jahre alten hieroglyphischen Bildern sehen. Adaub, das Egyptische Wort für diese Art Ziegel, ist noch bei den Kopten in Gebrauch. Zweifelsohne brachten es die Saracenen von da nach Spanien, von wo aus es nach Amerika und weiter nach den Sandwichsinseln kam. Sollte es seine Reise nach Westen noch länger fortsetzen, so könnte es wieder in seinem Geburtslande anlangen."

„Es war jetzt völlig dunkel, als wir uns mühsam unsern Weg durch die öden Straßen suchten, wobei wir mit mehr Glück als Geschick zwei oder drei offene Schleusen von sehr verdächtigem Aussehen und noch verdächtigerem Geruche vermieden. Wir wurden indeß bald durch den Anblick von schönen Thorwegen erfreut, die sich in reinliche, hell erleuchtete Höfe öffneten, deren Mauern mit Frescogemälden verziert und mit Blumentöpfen und Gitterwerk, an dem sich Schlingpflanzen emporrankten, geschmückt waren. Die Häuser der Reichen sind alle mehr oder weniger in dieser Art gebaut, und der Anblick, den sie vom Hofraume aus gewähren, entschädigt in etwas für die weißen Mauern, welche sie der Straße zuwenden. Wir passirten ein halbes Dutzend quadras, eine Folge der Liebhaberei der Spanier beim Anlegen von Städten, die Straßen so viel wie möglich rechtwinklig und, wenn es die Beschaffenheit des Bodens erlaubt, auch in gleichen Intervallen einander schneiden zu lassen. Das ist ein ganz guter Plan, wenn er nicht mit zu großer Strenge durchgeführt wird. Lima z. B., das von der Regierung angelegt ward, und rasch anwuchs, besteht aus aneinander gelegten Quadraten von 108 Ellen langen Seiten und ist daher von einer unangenehmen Einförmigkeit, wie etwa das neue Stadttheil Edinburghs.

„Die schlecht erleuchteten und noch schlechter gepflasterten Straßen waren endlich passirt, und wir kamen in die Calle del Commercio, die voll Leben und Treiben, hell und glänzend war, eingefaßt mit zahlreichen Läden voll französischer, deutscher und englischer Waaren. Wir waren froh, hier einen Gasthof zu finden, und nachdem wir in demselben einige Erfrischungen zu uns genommen, brachen wir wieder nach Callao auf. In einer der finstersten und traurigsten Gassen begegneten

wir zufällig der Hostie, die zu einem Sterbenden gebracht wurde. Der Wagen, in dem das geheiligte Brod gefahren wurde, kündigte seine Annäherung durch ein klingendes Glöcklein an. Der Priester, der das Miserere sang, die Figuren, die in jeder Thüre knieten oder andachtsvoll mit unbedecktem Haupte in der Straße standen, die Lichter, welche sich an jedem Fenster zeigten, machten das Ganze zu einem interessanten Schauspiel.

„Die Straße nach Callao schien verödet. Man hatte uns gesagt, daß zahlreiche Räuber sie unsicher machten, und wir hörten auch dann und wann ein schrilles Pfeifen, als ob solche herumschwärmten. Wir sahen aber Niemand, und unsere Gesellschaft, drei Mann hoch, mit einem Theodoliten, den dazu gehörigen Beinen, der Stange eines Bootshakens und einer Meßlatte armirt, sah martialisch genug aus, und würde auch sicher eine doppelte Zahl von Leuten zurückgeschlagen haben, die mit minder wissenschaftlichen Waffen bewehrt gewesen wären.“

Am 22. December kam Ihrer Britischen Majestät Dampfschiff Cormorant von Panama und Payta, wohin es als Postboot gegangen war, und brachte Nachrichten von England, die bis Mitte October 1845 reichten. Die Städte an der Westküste Amerikas genießen jetzt die Wohlthat einer Dampfschiffverbindung; Valparaiso und die Hafen von Chile, Bolivia und Peru haben allmonatlich Gelegenheit, mit Callao, Panama, Buenaventura, Guayaquil und Payta zu verkehren, und man denkt wenig mehr an die Windstillen und conträren Winde, die sonst ein so großes Hinderniß für den Verkehr der Mexicanischen Häfen mit den entfernteren Gegenden von Ober-Californien und Oregon waren.

Am 24sten segelten wir in Begleitung der Pandora von Callao. Der Passat brachte uns sanft vorwärts, und am 27sten sahen wir Lobos de la Mar oder Lobos de la Fuera nach Capitain Fitzroy's Charte, eine Insel, etwa 10 Meilen im Umfange und 45 Meilen vom Festlande entfernt. Dieser Platz ist berühmt in der Geschichte der Flibustier. Woodes Rogers sagt von ihm: „Die Bewohner haben weder Holz noch Wasser, noch irgend ein Gemüse; der Boden ist weißer Thon, untermischt mit Sand, Fels und verschiedenen Adern von Schiefer. Es ist indeß hier ein guter Ankerplatz in etwa 20 Faden Wasser; Pinguins, Pelikans, Tölpel und eine der Krieckente ähnliche Entenart nisten hier und Seehunde sind im Ueberflusse da.“ Mit dem guten Ankerplatz wird wohl eher Lobos de la Tierra gemeint sein, was 30 Meilen N. b. W. $^1/_2$W. von Lobos de la Fuera und nur 10 Meilen vom Festlande liegt.

Am 28sten passirten wir die Silla de Payta, eine merkwürdige Hügelreihe, 1300 Fuß hoch und von viel dunklerer Farbe, als die niedrigeren Klippen. Wir hatten jetzt fast das Ende der großen Wüste erreicht, die sich mit geringer Unterbrechung 1300 Meilen weit von Coquimbo in Chile bis wenig Meilen von Parina Point in der Nähe von Payta erstreckt. Der plötzliche Uebergang von der äußersten Kahlheit, wie sie in diesem dürren, aller Vegetation baaren Landstriche herrscht, in das Laubmeer der Wälder von Guayaquil ist höchst auffallend. In kleinerem Maßstabe kann man ihn in jenem Hafen der Küste sehen, wo stets der kleinste Wasserstreifen, der von den Anden herabkommt, mit Gürteln von Grün eingefaßt ist, die wieder verschwinden, so wie der Einfluß des Wassers durch den mächtigeren der Wüste aufgehoben worden

ist. Am Nachmittage sahen wir eine andere Lobos- oder Seehunds-Insel, die wie ein Theil des Festlandes aussah. Als wir indeß mit dem frischen Südwinde weiter nordwärts kamen, konnten wir den Kanal, der sie vom Continente trennte, unterscheiden. Die Klippen sind sehr weiß und gleichen einem Schiff unter Segel. Die Regelmäßigkeit der Felsenbildungen an der Küste ist ganz außerordentlich; die Wälle einer Linie von Festungswerken könnten kaum regelmäßigere Umrisse geben. Wir ankerten, wie wir um Payta Point herum gekommen waren. Verschiedene Amerikanische Waler, ein Peruanischer Kriegsschooner von hundert Tonnen und einige kleine Küstenfahrzeuge lagen in der Bai. Man hatte uns in Callao gesagt, daß in dieser Jahreszeit beim Wechsel des Mondes gewöhnlich heftige Springfluthen einträten. Nun war am 28. December Neumond, und am 29sten schlug beim Landen das Wasser in des Capitains Gig (Boot) und beinahe auch in die der Pandora. Payta wird hauptsächlich von Wallfischfängern besucht, ist aber auch von einiger Wichtigkeit für die Verproviantirung des Binnenlandes. Lima erhielt z. B., als Callao von dem Chilenischen Geschwader unter Lord Cochrane blockirt war, und dann wieder 1835 alle ausländischen Produkte über Payta.

Am 29. December verließen wir Payta und am 31sten ankerten wir im Golf von Guayaquil. Wir sahen uns nach dem Leuchtthurme auf der Insel Santa Clara oder, wie sie gewöhnlich genannt wird, Amortajado um, konnten ihn aber aus einem guten Grunde nicht finden, weil nämlich kein Licht darin war. Unbekannt mit der Richtung der Strömung mußten wir deshalb vor Anker gehen. Auf unserm Ankerplatze fühlten wir die Stärke des Stromes Guayaquil, die Ebbe

ging S. S. W., die Fluth nach Oſt etwa 1 oder 1½ Knoten die Stunde.

Amortajado liegt etwa in der Mitte zwiſchen Tumbez und Puna, 4 ſpaniſche Meilen von jedem dieſer Punkte. Es iſt eine kleine Felſeninſel von geringem Nutzen, höchſtens als Standpunkt für einen Leuchtthurm zur Einfahrt in den Fluß Guayaquil. Ein Leuchtthurm iſt nun auch ſeit 1831 wirklich darauf gebaut, er iſt aber, wie uns der Wärter ſagte, ſchlecht mit Oel verſehen und kann daher nicht immer erleuchtet werden. Der Wellenſchlag iſt heftig, beſonders bei hohem Waſſer, wo das Landen einige Schwierigkeit hat. Man muß der Inſel nicht allzu nahe kommen, beſonders nicht ihrer Oſt- und Südoſtſeite; es liegen da einzelne Felſen im tiefen Waſſer bis zwei und drei Meilen weit von der Küſte. Es war bei Tumbez, etwa 12 Meilen S. O. von dieſer Inſel, wo Pizarro ſeinen Fuß zuerſt auf Peruvianiſchen Boden ſetzte. Er landete auf Santa Clara, welches damals unbewohnt war und nur gelegentlich zu Opfern und zum Gottesdienſte von dem kriegeriſchen Volke von Puna beſucht ward.

Capitel IV.

Die Galapagos-Inseln. — Küste von Ecuador. — Bucht von Atacamas. — Streifereien in den Wäldern. — T. Edmonston, sein Tod und ein Abriß seines Lebens. — Esmeraldas-Fluß. — Gallo-Insel.

Am 1. Januar 1846 verließen wir Santa Clara und hielten auf die Galapagos-Inseln. Wir erreichten, vom Passatwinde begünstigt, am 6ten bei Sonnenaufgange Gardiner's Insel und um Mittag die Südspitze von Charles-Insel. Wir steuerten nordwärts längs der Südwestküste; der Wind wurde flau und war von Nebel begleitet. Wir änderten deshalb für die Nacht unsern Strich. Am folgenden Tage segelten wir bei schwachem Winde und feinem Regen längs der Westseite der Insel; sie war düster im Innern. Schwarze Lavariffe begrenzten die Insel, und wo das Auge einen Blick ins Innere thun konnte, traf es auf dicht verwachsenes Unterholz und Cactuspflanzen.

Wir segelten Blackbeachbai vorbei, die einen guten Ankergrund darbietet. Der Pfad, welcher zur Niederlassung daselbst führt, ist durch einen Bootschoppen in einer schmalen sandigen Bucht angezeigt. Ein merkwürdiger Felsen, den der Mann im Mastkorbe als Sattelhügel anmeldete, liegt ungefähr 5 Meilen südwärts von dieser Bucht und ist ein gutes Erkennungszeichen des Landes, und ein Felsen, der einem Segel gleicht, hebt jeden Zweifel, den man in Beziehung auf

den Platz haben kann. Wir umsegelten die Postofficebai; eine heftige Brandung bricht sich an der östlichen Spitze, vor der eine kleine mit Cactus bedeckte Insel liegt, die an die Gunner's Quoin vor der Nordostspitze von Mauritius erinnert. Die nasse Jahrszeit erstreckt sich hier von November bis März, soll aber nicht so ununterbrochen anhalten, als dies auf dem nahen Festlande von Amerika der Fall ist.

Heftige Regengüsse hatten wir bis zum 8. Januar, an welchem Tage ein südlicher Wind den Nebel verjagte und uns wieder Sonnenschein gab. Am Nachmittage warfen wir Anker in der Postofficebai (wörtlich Postamtsbucht), so genannt von einer Gewohnheit der Wallfischfänger, die hier in einer der Felsspalten ein Kästchen mit Briefen zurücklassen.

Ein Theil von uns segelte nach Blackbeachbai, um die dortige Niederlassung zu besuchen. Wir hatten einen Weg von 4 englischen Meilen zu machen. Die Landung in Blackbeachbai ist leicht; wir fanden einen Fußweg und verfolgten ihn. Die Gebüsche an jeder Seite waren so dicht verwachsen, die Cactus so groß und mit 3 bis 4 Zoll langen Stacheln besetzt, daß es unmöglich war, weiter fortzuschreiten, ohne uns erst Bahn zu hauen, und das war nicht die Arbeit einer Gesellschaft wie der unsrigen, die keine machetes hatte.

Als wir weiter landeinwärts kamen, wurde die Gegend schöner, die Bäume waren größer, der Boden weniger felsig, oder um ihn besser zu beschreiben, die Lava war zu Staub geworden. Nachdem wir fast eine Stunde gegangen waren, hörten wir das Krähen des Hahnes, das Schreien des Esels und das Bellen des Hundes und gab uns dies Nachricht von der Nähe menschlicher Wohnungen. Wenige zerfallene Hütten standen um einen grünen Fleck. Sie waren klein, aus geraden, dicht neben

einander gestellten Pfählen gebaut und mit Stroh gedeckt — doch ohne eine Spur von Reinlichkeit, die an diesem Orte so leicht zu erreichen gewesen wäre, da ein naher Bach alles das bot, was zur Bequemlichkeit und zum Anstande des Lebens erforderlich. Man bot uns Geflügel, Holz und Kartoffeln zum Kaufe an; das war's aber nicht, was wir wollten. Als wir dem Statthalter nachfragten, führte man uns in ein größeres Haus, das noch schmieriger war und noch mehr einer Räuberhöhle glich als die übrigen. Wir trafen 3 oder 4 gut aussehende Frauen, die sich in ihren Hängematten wiegten und sich durch unsere Ankunft gar nicht stören ließen, und Señor Alce, der sich zeitweiligen Statthalter nannte und im Namen von Don Jose Villamil handelte. Dies war die vom Capitain Fitzroy als Eigenthümer des größern Theils der Niederlassung erwähnte Person. Ein Engländer, der eine Schwester vom Señor Alce gefreit hatte, gab uns alle mögliche Auskunft. Capitain Fitzroy erwähnt einer von Seiten des Freistaates Ecuador im Jahre 1832 auf dieser Insel begründeten Niederlassung von Sträflingen. Sie war besonders für Staatsverbrecher bestimmt. Ein Jahr vor unserer Ankunft war eine Empörung ausgebrochen, und der größere Theil der Verbannten wurde von der ans Ruder gekommenen Macht zurückgerufen. Es scheint nie viel Aufsicht über die Verbrecher geführt zu sein und dies aus einem sehr triftigen Grunde — weil der Statthalter keine Mittel dazu in Händen hatte. Zur Zeit unseres Besuches waren die Verbannten, die wir antrafen, nicht der Art, daß ein Staat Ursache hatte, sich vor ihnen zu fürchten. Es waren ihrer drei, ein unverbesserlicher Trunkenbold, ein unglückliches wahnsinniges Weib und ein Mörder. Sie gingen alle frei umher.

Der Viehstand war bedeutend gewachsen und auf 2000 Stück angeschlagen, wilde Schweine, Ziegen und Hunde nicht mitgerechnet. Das Vieh wird mit Hunden gejagt, und man bot uns an, was wir bedürften, auf Bestellung zu liefern. Die wilden Hunde reißen sehr viele Ziegen und Schweine nieder. Man weiß, daß auf Juan Fernandez sie dieselben ausgerottet haben, und dasselbe wird auf dieser Insel geschehen, wenn nicht Anstalten getroffen werden, die Anzahl der wilden Hunde zu vermindern. Es gab nur 2 oder 3 zahme Kühe auf der Insel. Die Schwierigkeit, das wilde Rindvieh zu zähmen, ist so groß, daß es fast unausführbar erscheint. Das Volk pflegt es nach Chatham-Insel zu senden, wo eine Einrichtung getroffen ist, die Wallfischfänger mit der nöthigen Zufuhr zu versehen. Wasser ist reichlich vorhanden, gegenwärtig ist aber noch nichts geschehen, um es den Schiffen zu Nutze kommen zu lassen. Es würde dies leicht geschehen, wenn man Röhren von den Quellen bis zu einem Behälter an der Blackbeachbai legte. Die Schluchten und kleinen Thäler in Postofficebai sind in der Regenzeit Bäche, und wenn durch öftere Nachfrage die Leute ermuthigt würden, das Wasser aufzubewahren, so würde diese Quelle allein genügen, um allen Schiffsbedarf zu liefern.

Wir setzten unsere Wanderung zu den Pflanzungen an der Seite eines kegelförmigen Hügels fort, ostwärts vom Dorfe, und bekamen bald den Herald und die Pandora zu Gesicht, die ruhig in der Postofficebai lagen. Diese Bai scheint ebenso nahe zu sein, als Blackbeachbai, und die Schiffe ankern hier sicherer. Als die Niederlassung gegründet wurde, kann die Bahnung eines Weges nach der Postofficebai keine größere Schwierigkeiten gemacht haben, als zur Blackbeachbai,

jedoch ist die Landung an dem letztern Orte leichter, als am erstern. Die Pflanzungen liegen in einem Thale des kegelförmigen Berges, der von Postofficebai deutlich gesehen werden kann, und dient dazu, die Niederlassung von der Westseite der Insel erkennen zu lassen. Die Fruchtbarkeit dieses Thales ist sehr groß. Eine Meile weit wanderten wir durch Felder mit indischem Korne, Melonen, Bananen, Kürbissen, Zuckerrohr, Citronen wachsen hier sehr üppig. Der größte Baum, den wir sahen, war der Palo santo, aus dem, wenn man Einschnitte in seine Rinde macht, ein Harz herausträufelt, das zur Heilung von Geschwüren und Wunden benutzt wird. Er wächst so hoch als ein Birnbaum, sieht jedoch aus wie eine Esche. Der Palmencactus (Opuntia Galapageia, Hensl.) ist merkwürdig. Er sieht aus, als ob der Cactus auf die Palme gepflanzt wäre, und hat lange, länglich runde, zusammengedrückte Knoten, die von einem palmenförmigen Stamme ausgehen.

Nach dem Regen war die Luft so rein, daß wir Indefatigable oder Porter's Insel, wie die Amerikaner sie nennen, und Albemarle und Barrington's-Inseln, wiewohl sie mindestens 40 bis 50 Meilen entfernt waren, genau unterscheiden konnten. Die Spitzen von der Albemarle-Insel sind 3700 Fuß hoch. Merkwürdig ist das Nichtvorkommen der Palme, dieses Merkmales der heißen Länder, dieses sicheren und nie trügenden Anzeichen von Wasser. Aber obgleich wir die Palme vermißten, so fanden wir die Insel dennoch fruchtbarer, als wir nach Darwin's Beschreibung vermuthet hatten. Seit Dampier's Besuch muß der Fortschritt sehr groß gewesen sein. Wir können die Wahrheit der Beschreibung dieses Seefahrers nicht in Zweifel ziehen, wir waren aber freudig erstaunt bei Allem,

was wir sahen. Wasserschildkröten findet man auf dieser Insel nicht, wohl aber Landschildkröten. Seehunde besuchen diese Küsten in beträchtlicher Zahl, 10 oder 12 wurden während unseres Aufenthalts geschossen, es waren aber keine mit weichen Fellen. Die Pandora that einen Fischzug mit dem Schleppnetze, der nicht größer sein konnte.

Am 11. Januar segelten wir weiter, hielten Ost-Nord-Ost und kamen um die Nordspitze von Charles-Insel. Der Strom war uns gerade entgegen und wir konnten mit einem Winde von 2 Knoten die Stunde kaum gegen ihn ankommen. Um 10 Uhr Vormittags sahen mir M'Gowan's Riff. Die Wogen brandeten zwar an ihm, aber nicht sehr stark. Er liegt auf 1° 8′ 45″ S. B. und 89° 50′ W. L. mitten zwischen der Charles- und Chatham-Insel. Die Aehnlichkeit dieser beiden ist groß, beide haben eine scharfe runde Begrenzung und bestehen durch und durch aus Spitzen oder ausgebrannten Feuerspeiern, im Kleinen erinnern sie oft an den Aetna und die Umgebungen von Catana. Um 3 Uhr Nachmittags kamen uns der Dalrymple- und Kickerfelsen zu Gesicht. Der erstere ist 50 Fuß hoch und sieht aus wie ein Schiff unter Segel — wenn ich diesen Lieblingsvergleich der Seefahrer noch einmal gebrauchen darf, — sein Gipfel ist mit Steinmassen bedeckt, die aussehen wie schlecht gebaute Schornsteinröhren. Der Kicker bei St. Stephans Bucht ist einer der merkwürdigsten Felsen der Erde. Er könnte mit Recht das Seepferd genannt werden, da er ganz aussieht wie dies Thier, wenn es liegt, den Kopf emporgerichtet und die Vorderfüße vorgestreckt. Er ist 400 und nach Fitzroy 506 Fuß hoch und besteht aus 2 gesonderten Theilen. Ein kleines Boot könnte bei ruhigem Wasser zwischen beiden durchkommen. Er hat

an der längern Seite zwei Bogen, durch die die See mit Gewalt stürzt. Bei 10 Faden fanden wir rund um ihn keinen Grund. Von Finger Point stößt eine heftige Brandung auf ihn. Er ist eben so merkwürdig als der La Pouc bei Mauritius.

Ein Schooner kam uns in Wreckbai. (Chatham-Insel) zu Gesicht. Zuerst wurde er als eine zwischen den Bäumen aufgehißte Flagge gemeldet, dann als ein im geschlossenen Hafen liegendes Schiff mit heftiger Brandung — als wir aber an die Nordostseite kamen und die Bai offener vor unseren Augen lag, konnten wir den Schooner erblicken, der unter der Ecuadorflagge segelte und vor einem kleinen Felsen nahe bei der Bucht Anker geworfen hatte. Diese hatte am Landungsplatze wenig oder gar keine Brandung. Wir segelten vorbei und legten uns in offener See an der Nordseite von Chatam-Insel vor Anker.

Am 12. Januar landeten wir an einer sandigen Bucht, um Zeitbeobachtungen zu machen. Die Brandung war ungünstig und stieg gegen Nachmittag so sehr, daß wir Schwierigkeiten hatten, wieder fort zu kommen. Der sogenannte Wellenschlag war an der Spitze von St. Stephansbai äußerst stark, wohl 8 bis 10 Fuß hoch, und hatte einige Aehnlichkeit mit den Rollwellen an der Küste von St. Helena und Ascension, weil er ohne besondere Ursache entstanden, denn wir hatten wenig Wind gehabt und außerdem war es an der Landseite.

Capitain Kellett segelte in der Pandora nach der Freshwaterbai, wo 1835 die Beagle sich mit Wasser versah. Er landete ohne Schwierigkeiten, da, wiewohl es an der Wasserseite der Insel ist, keine Brandung ihn hinderte. Schiffe mit gutem Anker

und Tauen können hier ganz gut liegen und ohne irgend eine Gefahr Wasser einnehmen, und doch, erzählte man uns, zog es ein Wallfischfahrer vor, das Wasser, welches er von der Niederlassung gekauft hatte, mit Eseln zur Bucht bringen zu lassen, anstatt Anker zu werfen.

Am 13ten wollten wir St. Stephansbai untersuchen, fanden jedoch der Brandung wegen die Landung unmöglich. Eine halbe Meile von der Küste ist ein guter Ankerplatz mit 10 bis 12 Faden Wasser, nach Capitain Fitzroy ist er jedoch der Windstille und Windstößen ausgesetzt. Wir machten während der wenigen Stunden, die wir uns daselbst aufhielten, dieselbe Bemerkung. Wiewohl St. Stephansbai sich auf der Landcharte ganz gut ausnimmt, so hat sie in Wahrheit für den Seefahrer, was Landung anbetrifft, nichts Verführerisches. Die Bai, in welcher wir ankerten, war besser und doch schlecht genug; mehr als einmal waren unsere Boote in Gefahr, umgeworfen zu werden. Wreckbai, wo sich eine Niederlassung — wenige armselige Hütten — gebildet hat, ist ein sicherer Ankerplatz und gewährt leichte Landung. Es war hier, wo wir zuerst die Meerschildkröten oder Galapagos erblickten, welche diesen Inseln den Namen gegeben haben. Wir kauften sie, das Stück für 2 Thaler. Sie hatten 2′ 2″ Länge, 1′ 10″ Breite und 1′ 2″ Höhe.

Die Nächte waren in den letzten Wochen schön gewesen. Selten sahen wir die Sterne in vollerem Glanze. Venus und Mars schienen den Wassermann und die Fische, Jupiter den Bären zu erleuchten; Orion, Sirius, Procyon standen am Himmel in ihrer vollen Schönheit; Auriga, Aldebaran und die Zwillinge leuchteten im Norden, das η im Argoschiffe im Süden; die Milchstraße war so deutlich und schön, daß sie

anzuschauen einen über eine Stunde der lästigen Nachtwache trösten konnte.

Am 15ten bei Tagesanbruch waren wir bei James-Insel, aber zu weit landwärts von der nordwestlichen Spitze, die wir zu umsegeln hatten. Der Wind verspottete alle unsere Anstrengungen einige Stunden hindurch, doch wehete er nachher frisch aus S. S. O., und um 11 Uhr Vormittags landeten wir in St. James Bai, an der Westseite der Insel. Die Bewohner von Guayaquil nennen Charles-Insel Floriana, die Spanier Santa Maria del Aguada. Diese Inseln wurden nach den vornehmsten Leuten in England benannt, als die Seeräuberei der Flibustier auf ihrem Gipfel war, Charles und James nach den Brüdern des Königs, Albemarle nach Monk und Narborough nach dem Admiral. James Insel hat besseres Bauholz, als die übrigen dieser Inseln, die wir besuchten, auch sind auf ihr Risse, Spitzen und Mündungen von Feuerspeiern zahlreicher.

Die Nacht über regnete es heftig, gegen Morgen wurde es jedoch hell. Wir machten Beobachtungen über die Breite und die Zeit; wir waren auf 0° 12′ 20″ N. B., 90° 55′ 30″ W. L. Der Ort, wo wir unsere Beobachtungen anstellten, war eine sandige Bucht. Dampier war auf diesen Inseln im Juni, wo nie Regen fällt, wir in der Mitte der Regenzeit — dies mag die Ursache sein, daß er sie so gering schätzt. Es ist nicht wahrscheinlich, daß er so weit landeinwärts gekommen ist, als die heutigen Anbauer vorgedrungen sind.

Am 16. Januar verließen wir die Galapagos-Inseln und hielten gerade aufs Festland Amerikas — eine Fahrt, welche die kühnen Flibustier oft unternahmen, — waren schon am 22sten in der Nähe des Vorgebirges St. Francisco und

umsegelten Galera Point. „Das Binnenland," sagt Dampier, „ist hoch und gebirgig und scheint auch bewaldet zu sein, die Seeküste ist voll kleiner Erhöhungen und zwischen ihnen sind viele kleine sandige Buchten. Die Höhenzüge sind nicht bedeutend, aber mit Bäumen bedeckt; von der See aus erblickt man nichts, als einen unendlichen Wald, der dem Auge um so angenehmer ist, als die Bäume desselben sowohl an Gestalt als Farbe verschieden sind." Man kann diese Beobachtung nur bestätigen — sie ist vollkommen wahr. Point Galera ist niedrig und abschüssig — Cap St. Francisco steil und gut bewaldet, die Riffe sind oft weiß und haben eine Aehnlichkeit mit denen von Sussex und Kent.

Ungefähr um 2 Uhr Nachmittags warfen wir vor dem Flusse Sua in der Bai von Atacamas Anker. Der Ankergrund ist gut, und da hier Windstöße nur selten vorkommen, so kann ein Schiff vor Anker gehen, wo es will, aber besonders vor dem Suafluſſe ist das Wasser nicht tief und der Grund fest, außerdem hat man hier den Vortheil, ein Dorf in dem Bereiche von 1 oder 2 Meilen zu finden, wo die nöthige Zufuhr zu haben ist.

„Am 24sten ward ein Boot abgeschickt, um Holz zu holen, und Einige von uns," sagt Thomas Hull in seinem Tagebuche, „nahmen die Gelegenheit wahr, an die Küste zu gehen. Eine Fahrt von ungefähr 2 Meilen brachte uns zur Mündung des Flusses, der sich in eine liebliche kleine Bucht ergießt, deren rechte Seite von weißen mit Bäumen gekrönten Riffen gebildet und durch einen, Suakopf genannten Felsen beschlossen wird, welcher durch eine sandige Landenge mit den übrigen in Verbindung steht. Die linke Seite ist sandiges Ufer mit einzelnen kleinen Erhöhungen, auf denen zur Ebbezeit Atacamas

erreicht werden kann. Als wir landeten, theilten wir uns, die Einen wollten Atacamas von der Bucht aus erreichen, die Andern auf dem Waldwege. Meine Gesellschaft traf einen Weg, der zur Stadt führen sollte. Da dies mein erster Ausflug in die Wälder der heißen Länder war, so ist mein Vergnügen und Erstaunen leicht zu begreifen; Wohlgerüche durchzogen die Luft, Insekten summten um uns herum, herrliche Vögel und Schmetterlinge sah man in jeder Richtung. Ein Weg von ungefähr 2 Meilen brachte uns zu einem auf Pfeilern erbauten Hause. Es war 10 — 12′ über dem Boden und mit Palmblättern gedeckt. Seine Bewohner waren höflich und gaben uns einige Ananas, welche uns nach dem Gehen sehr erfrischten.

„Wir verließen das Haus und wanderten ungefähr fünf Meilen, ohne das Dorf zu erreichen, und waren Alle überzeugt, daß wir den Weg verfehlt hatten. Wir hörten Hunde anschlagen, gingen dem Schalle nach und kamen zu einem Dickicht, aber zu keinem bewohnten Platze; wir versuchten einige andere Wege mit demselben Erfolge, und beschlossen daher umzukehren — auch der Weg, welchen wir gekommen, war verloren — wir hatten uns verirrt. Endlich hörten wir das Rauschen eines Flusses, und da uns sein Lauf zur Küste bringen mußte, so gingen wir zu ihm hinab; das Unterholz zerkratzte und zerfetzte uns recht ordentlich. Wir gelangten zu einem kleinen Hause, und da der Eigenthümer nicht daheim war, belustigten wir uns an der Besichtigung seiner Haushaltsgegenstände, seiner Kürbisflaschen und Kisten, Pfeile und Bogen. Wir fanden darauf einen Weg, der uns zu unserer Ausgangsstraße zurückführte, und obgleich wir unsern Zweck, das Dorf zu besuchen, verfehlt hatten, so waren wir

doch froh, unſern Weg wiederzufinden. Wir füllten unſere Taſchen mit Citronen, ruheten uns ein wenig aus und gingen dann zur Bucht zurück, wo wir den Naturforſcher Mr. T. Edmonſton trafen, welcher Pflanzen geſammelt hatte.

„An der Seeküſte fanden wir den andern Theil der Geſellſchaft, die, wiewohl ſie Atacamas erreicht hatte, unterwegs beinahe ertrunken wäre. Einer von ihnen war in einer ſehr gefährlichen Lage geweſen, aus der er ſich nur mit dem Verluſte ſeiner Schuhe, Jacke und Kappe retten konnte, und als er das Dorf erreicht hatte, wurde ihm ſeine Flinte geſtohlen. Als ſie durch den Wald zurückkehrten, trafen ſie auf einen Strom; einer der Geſellſchaft, ein eifriger Muſchelſammler, hatte ſeiner Neigung freien Lauf gelaſſen und Muſcheln in ein Schnupftuch geſammelt. Beim Durchſchwimmen des Fluſſes hatte er dies im Munde; ſein Fuß traf gegen einen harten Gegenſtand. Er glaubte, es ſei ein Alligator. Wiewohl einige böſe Zungen behaupteten, es ſei nur ein verſunkener Baum geweſen, ſo wurde er durch dieſes Etwas ſo erſchreckt, daß er ſeinen Mund öffnete und ſeine Sammlung verlor. Kurz, kaum einer von ihnen war ohne Schaden davongekommen. Dies gewährte natürlich viel Spaß, da Einer auf des Andern Koſten lachte. — Aber das Luſtſpiel war vorbei, das Trauerſpiel ſollte beginnen.

„Es war ſchon ſpät geworden, wir waren ermüdet und herzlich froh, an Bord gehen zu können. Die Brandung ging hoch, doch war ſie ziemlich gedämpft und gab uns keine Gelegenheit zur Furcht. Einige waren ſchon im Boote, und ich wollte auch einſteigen, der Naturforſcher war dicht hinter mir, als mein Hoſenbein den Hahn einer Büchſe aufzog; ſie ging los und entſandte ihre Ladung durch den Arm Whiffins und

machte ein großes Loch in die Hirnschale des unglücklichen Edmonston. Er stieß einen leisen Schrei aus und fiel ins Wasser. Ein Mann holte ihn augenblicklich wieder hervor, aber das Leben war entflohen. Das Ereigniß war so schnell vor sich gegangen, daß im Boote Keiner wußte, was vorgefallen, und selbst Whiffin seine Wunde nicht gewahr wurde. Als diese unglückliche Nachricht sich verbreitete, schoß Jeder, wie nach einer stillschweigenden Uebereinkunft, sein Gewehr ab, jeder Knall wirkte auf mich wie ein elektrischer Schlag, ich dachte immer, ich würde wieder eine Leiche sehen.

„Das Boot, welches nach Holz ausgeschickt war, befand sich auch in einer gefährlichen Lage. Es war schwer belastet, die Rollwogen schienen es mit dem Untergange zu bedrohen, als es über die Felsen hinaus kam. Der Capitain in seinem leichten Kahne hielt sich ihm ganz nahe und Jeder fühlte eine Last von seiner Brust gewälzt, als er sich sicher in tiefer See sah. Die Nacht kämpfte mit dem Tage, es regnete, wie es nur in den heißen Ländern regnet, unter Begleitung von Donner, Blitz und heftigen Windstößen, die mit furchtbarer Stille wechselten.

„Am nächsten Tage beerdigten wir unsern unglücklichen Freund. Wir legten seine irdischen Ueberreste in einer schönen Bank nieder, die zu der Landenge, von der ich gesprochen, führte. Seinen Verlust fühlte ein Jeder, da er allgemein wegen seiner Freundlichkeit und seines angenehmen Betragens geliebt wurde. Seine Fähigkeiten machten ihn zu einem der nützlichsten und wichtigsten Mitglieder eines Unternehmens, wie das unsrige war.“

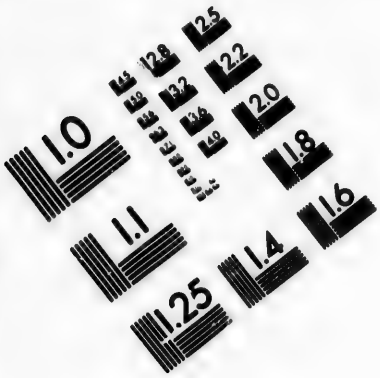
Thomas Edmonston war der älteste Sohn des Dr. Laurence Edmonston von den Shetland-Inseln und war am

20. September 1825 auf dem Landsitze seines Oheims in Bunefs geboren. Er war ein zartes Kind und die größte Sorgfalt wurde angewandt, ihn von jeder geistigen Thätigkeit fern zu halten, bis sein Körper stärker geworden war. Kaum hatte er sein viertes Jahr vollendet, als zum Erstaunen seiner Eltern er sich in einer eigenthümlichen Weise selbst das Lesen lehrte. Er hatte ein außerordentlich gutes und leicht faßliches Gedächtniß, und bat Jeden, den er habhaft werden konnte, ihm etwas vorzulesen. Ein zwei- oder dreimaliges Lesen reichte hin, ihm den Gegenstand einzuprägen und dann lernte er die Wörter aus dem Buche und vermied so alles Buchstabiren. In einem Alter von vier Jahren zeigte er eine Vorliebe für Naturgeschichte, besonders für Vögel. Ohne Zweifel führten seines Vaters gelehrte Beschäftigungen ihn auf dieses Gebiet. So groß war des Knaben Fassungskraft, daß, wenn man ihm einen Vogel zeigte, er dessen Namen mit Hülfe von Bewick's „Vögel Englands" auffand, und das war zu einer Zeit, als er noch nicht geläufig sprechen konnte. Er gab sich nicht eher zufrieden, bis er den wissenschaftlichen Namen eines jeden Thieres, das er sah, erfahren hatte, und dieses Verlangen leitete ihn früh zur Erlernung der lateinischen und griechischen Sprache. In einem Alter von 8 Jahren wandte er seine Aufmerksamkeit auf die Pflanzen. Von 12 Jahren traf er mit James M'Nab zusammen, welcher die Shetland-Inseln auf seiner Reise berührte. Ihm zeigte er seine Avenaria Norwegica, seine erste Zugabe zu British Flora. M'Nab ermuthigte ihn, und von dieser Zeit an wurde die Pflanzenkunde seine vorherrschende Beschäftigung. Im 14. Jahre machte er einen Ausflug über die Shetland-Inseln und sammelte den nachher natürlich vermehrten

Stoff zu seiner 1845 veröffentlichten Flora of Shetland. Seine Erziehung wurde bis 1841 von seinem Vater geleitet, dann ging er auf die Schule in Edinburgh, wo er Philosophie, Sprachen und Dr. Graham's Pflanzenkunde hörte. 1843 hörte er in Lerwick und im folgenden Jahre zu Elgin Vorlesungen über seine Lieblingswissenschaft. Den Winter 1843 auf 1844 brachte er in Aberdeen unter Dr. Macgillivray's Leitung zu und entdeckte eine neue Art von Weichthieren, die jetzt seinen Namen tragen. Im Frühjahre bewarb er sich um die Professur der Naturwissenschaften an der Andersonian-Universität zu Glasgow und wurde mit großer Stimmenmehrheit gewählt. Kaum hatte er die Vorbereitung zu seinen Vorlesungen getroffen, als ihm die Anstellung als Naturforscher auf dem Herald angeboten wurde. Damit ging sein heißester Wunsch in Erfüllung. Diese Stellung sagte seinem Geschmacke und seiner Neigung mehr zu, er traf am Bord des Schiffes ein, ohne nur die Zeit gehabt zu haben, von seiner Familie Abschied zu nehmen.

Wenn seine Freunde und Verwandten ihn als einen Mann beweinen, auf den sie mit Recht stolz sein konnten, so hat die Wissenschaft nicht weniger Grund, den Verlust eines für sein Fach begeisterten Forschers zu beklagen. Hätte sein Leben länger gewährt, er würde ohne Zweifel einer der ersten Pflanzenkundiger seiner Zeit geworden sein. Schon als junger Mann hatte er eine Flora des höchsten Nordens der britischen Inseln geliefert und viele schätzenswerthe Aufsätze von ihm sind in „Newman's Phytologist“ und andern Zeitschriften erschienen.

Das eichene Mal, welches auf sein Grab gesetzt wurde, wird in spätern Zeiten vergeblich gesucht werden, aber der Natur-



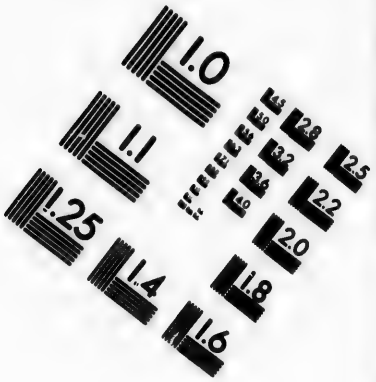
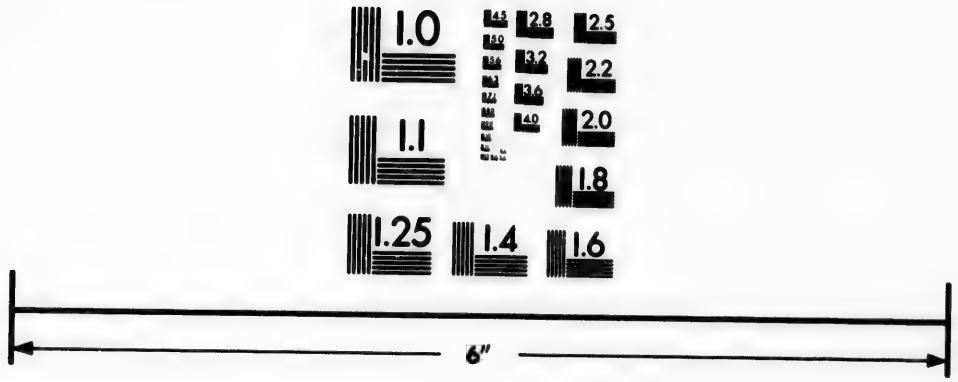


IMAGE EVALUATION TEST TARGET (MT-3)



Photographic Sciences Corporation

23 WEST MAIN STREET
WEBSTER, N.Y. 14580
(716) 872-4503

2.5
2.2
2.0
1.8
1.0

forſcher wird an den Küſten der See, wo ſein geiſtreicher Bruder ſtarb, einen immer grünen Strauch mit röthlichen Riſpen finden. Es iſt die Edmonstonia pacifica (Seem.), ein ihm von einem glühenden Bewunderer ſeines Wiſſens errichtetes Denkmal *).

Am 26. Januar vor Tagesanbruch waren wir wieder unter Segel. Wir hielten auf Esmeraldas Fluß, wenige Meilen weiter nach Norden; aber der Wind hörte auf und wir ankerten bei Sonnenuntergang in der Nähe des Point Gordo. Gordo iſt eine gewöhnliche Benennung an dieſen Küſten und bezeichnet gewöhnlich ein platt abgerundetes Vorgebirge. Man ſollte dem Point Gordo nicht zu nahe kommen, es iſt 4—5 Meilen weſtwärts von ihm eine ſeichte Stelle, die hie und da nur 4—4½ Faden Tiefe hat; ſie dehnt ſich von der Stadt oder dem Fluſſe Atacamas ſüdlich bis nach Point Gordo aus, und das ſeichte Waſſer erſtreckt ſich 4—5 Meilen von der Küſte, ſo daß man recht gut daran thut, bis die Tiefe ordentlich gemeſſen iſt, ſich ſo weit vom Lande zu halten.

Unter den Erzeugniſſen dieſes Landes verdient der Gummibaum Erwähnung. Er wächſt zu einer Höhe von 60′ und bildet an der Spitze eine Krone von zahlreichen mit rauher Rinde bedeckten Zweigen. Die Eingebornen machen von ſeinem elaſtiſchen Gummi Boote, ein Zeug nach Art des Oelzeugs oder des von Makintoſh erfundenen Stoffes, und Fackeln, die ein reines und glänzendes Licht geben.

---

*) Dieſe Pflanze iſt auf der 18ten Tafel der Botany of the voyage of H. M. S. Herald abgebildet. Sie iſt von allen bekannten Pflanzenfamilien ſo verſchieden, daß ſie vielleicht der Grundſtein einer neuen wird.

Der 27. Januar fand uns schon vor Tagesanbruch unterwegs, das Wetter war düster und der Regen drohte. Am Vormittage warfen wir vor Esmeraldas Fluß Anker. Dieser Fluß hat eine Länge von 350 Meilen und darüber. Er entspringt in der Nähe des Feuerspeier Cotopaxi, fließt durch die höhern Theile von Equador, nimmt eine Menge Nebenflüsse auf und wird einer der bedeutendsten Flüsse dieser Küste. In Handelsbeziehung wird er nie von großem Nutzen sein, nur die kleinste Art von Fahrzeugen ist auf ihm anzuwenden. Er ist außerordentlich reißend. Wiewohl wir 3 Meilen vor seiner Mündung lagen und das Wasser 10 Faden tief war, so war doch die See von ihm gefärbt und unsere Boote hatten große Schwierigkeit, gegen seinen Strom anzukommen. Die Stadt Esmeraldas ist ein armseliger, schlecht gebauter Ort, hat ungefähr 1000 Einwohner und liegt am linken Ufer des Flusses gleichen Namens, 10 Meilen von seiner Mündung. Der Wohlstand von Guayaquil ist durch den Flußhandel so hoch gestiegen, daß er Neid in der Hauptstadt erregt hat, und die Oberbehörde von Ecuador hat deshalb versucht, Esmaraldas zu einem Hafen zu machen. Diese Stadt bietet aber längst nicht die Vortheile dar, die Guayaquil besitzt, weder in Größe noch Ausdehnung des Handels. Cacao, Zucker, verschiedene Arten Holz, großes Bambusrohr, welches viel zum Bauen gebraucht wird und eine Art von Quina werden ausgeführt. Der Handel geht durch die Hände Guayaquils, dahin die Waaren auf kleinen Kähnen gebracht werden.

Am 28. Januar steuerten wir nordwärts. Schwere Regengüsse und flaue veränderliche Winde hielten während der Nacht an. Am folgenden Tage waren wir bei der Gallo-Insel, die

beinahe mit dem Festlande verbunden ist. Sie ist berühmt als der Ort, wo Bartholomäus Ruiz, der kühne und erfahrene Steuermann der Flotte des Pizarro zuerst Anker warf, wo Pizarro selbst einen großen Theil der fruchtbaren Jahreszeit zubrachte, während Almagro nach Panama zurückkehrte, um Verstärkung zu erlangen. Selbst noch jetzt, da wir einige Kenntniß des Landes haben, sind wir über die Thaten und die Beharrlichkeit jener kühnen Bande erstaunt, die Peru entdecken und erobern wollte. Die verwachsenen Wurzeln der Manglebäume, die vielen Sümpfe, die pfadlosen Wälder, die hohen Gebirge und der Mangel an gesunder und hinreichender Nahrung hätten vielleicht Jeden abgeschreckt. Aber die Spanier waren in damaliger Zeit mit beinahe übermenschlicher Kraft begabt; Golddurst oder Glaubenswuth scheinen sie mit Eifer, Thatkraft und Beharrlichkeit ausgerüstet zu haben, die gebieterisch Bewunderung verlangen, wenn auch ihre Thaten uns mit Schauder und Verachtung erfüllen.

Capitel V.

Grenze von Neu-Granada. — Beginn der Vermessungen. — Bucht von Choco. — Iscuande-Fluß. — Gorgona. — Buenaventura. — Die Binda des St. Peter und St. Paul. — Meerbusen von Panama. — Aufenthalt in Panama.

Wir kamen nun an die Küste eines neuen Staates, Neu-Granada. Der Fluß Mira begrenzt es gegen Ecuador, aber derselbe hat zwei Mündungen und es ist ein Streit zwischen beiden Ländern, welcher Arm die Grenze sei. Neu-Granada behauptet, es sei der, welcher südlich von Point-Mangles in die See fällt, Ecuador hingegen, es sei der Tumaco-Arm, der ungefähr 20 englische Meilen weiter nach Norden liegt. Die natürliche Beschaffenheit des Landes bestätigt die Behauptung Ecuadors; in einer früheren Karte ist sogar die Grenze zwischen beiden Ländern an den Fluß Paitia oder Patia verlegt, der 30 englische Meilen nordwärts von Tumaco dicht hinter Point Guascamo in die See fällt.

Strömungen, Brandungen und zahlreiche Baumstämme, die wir unaufhörlich antrafen, zeigten deutlich, daß wir in der Nähe eines großen Flusses sein mußten. Die Ströme, wenn auch für ein Festland nicht breit und tief, entsenden eine große Wassermenge zur See und wenn sie aus einem Lande von einiger Erhöhung kommen, so haben sie mehr Kraft, als man erwarten sollte.

Am Nachmittage gelangten wir in die Nähe der Insel Gorgona, die an drei hohen Bergspitzen zu erkennen ist. Die Wogen branden gewaltig an ihrer Küste. Die Bäume waren bei unserer Ankunft gerade im Wasser. Die schlanken Manglebäume, deren Wurzeln 12—14 Fuß bloß lagen, bildeten ein großes verschlungenes Gitterwerk, und erhoben ihre schlanken Kronen zu einer Höhe von 60—70 Fuß.

Wir lagen die Nacht vor Anker, bei Tagesanbruch (den 30. Januar) steuerten wir auf Gorgona zu. Der Wind war flau und schwankte zwischen Süd-Süd-West und West-Süd-West, wir kamen langsam weiter und ankerten 10 Uhr Vormittags ungefähr 5 Meilen vom Festlande. Ein Boot wurde ausgesetzt und auch der Rest der Boote wurde zum Vermessen in Bereitschaft gesetzt. Die Pandora segelte ungefähr 5 Meilen weiter, dann gab sie ein Zeichen und feuerte 3 Kanonen ab, um die Entfernung zu messen, und damit begann unser Vermessungsgeschäft, die Basis, auf welcher unser weiteres Verfahren in der Bai von Choco sich gründete. Die Boote stießen dann vom Schiffe ab, um zwischen den 2 festen Punkten, Pandora und Herald und dem Festlande Untersuchungen mit dem Senkblei zu machen.

Die Küsten sind dicht bewaldet, die Fluthen hoch und die Brandungen an den Bänken und Riffen, die in den Buchten und Strömungen liegen, mit denen diese Küste bedeckt ist, sehr stark. Die Provinz Choco ist äußerst sumpfig, die Häuser ruhen auf Pfählen um der Ueberschwemmung oder dem Eindringen der Pflanzen zu entgehen. Man kann nur diese beiden Gründe dafür anführen, sie traten uns bei jeder Gelegenheit entgegen. Die Ueppigkeit der Pflanzenwelt ist überraschend. Der angeschwemmte Boden wird nicht allein mit

dem Regen, der fast jede Nacht in Strömen herabfällt, gesättigt, sondern wird auch von den übertretenden vielen Nebenflüssen des Patia, Iscuande, Ammirales und Sanguahange unter Wasser gesetzt. Die schlanken Manglen sieht man mitten im Wasser wachsen und einen Hain mit unzähligen Stämmen bilden. In einiger Entfernung nehmen sie sich sehr schön aus, ihre unerträgliche Einförmigkeit jedoch macht sie dem Auge bald lästig — die Wüste kann diese pfad- und spurlosen Wälder nicht an Langweiligkeit übertreffen. Die Manglebäume sind jedoch nicht ohne Nutzen, denn wiewohl das Holz einen unangenehmen Geruch hat, so dient es doch viel zur Feuerung und fängt schnell Feuer. Die schlanken hohen Stämme liefern Bauholz.

In der Jahreszeit, in welcher wir uns hier aufhielten, ist die Luft meistens trübe, so daß wir kaum die niedrigern Andenzüge sehen konnten. Nur eine Laubmasse konnte man von Guascama bis zu der Mündung des San Juan-Flusses bemerken.

Vom Schiffe aus gesehen, schien es, als ob die Sturzwellen die ganze Küste einhegten; es wurde jedoch ein Fahrwasser gefunden, durch welches ein Kriegslinienschiff hätte in die Bucht von Sanguahange gelangen können, die sich nach Innen zu einem weiten Becken öffnete, welches durch Bänke an der Seeseite geschützt ist. Die Eingebornen sprechen geringschätzend von diesem natürlichen Hafen, wenn aber der Handel blüht, so muß solch ein Platz an der Küste, wenn sonst auch selten besucht, bei Sturm sehr wichtig werden. Ebbe und Fluth erreichen eine Höhe von eilf oder zwölf Fuß, und der Abfluß des Wassers hat eine bedeutende Kraft, mehr als 2 Knoten die Stunde. Wir beobachteten jedoch die Ebbe- und Fluthverhältnisse nicht genauer.

Wir trafen zwei oder drei Menschen und sahen nur ein Haus. Später erfuhren wir, daß die Eingebornen durch den Anblick der Schiffe erschreckt gewesen seien, da es verlautet habe, zwischen Ecuador und Neu-Granada seien Zwistigkeiten ausgebrochen. Man erzählte uns, daß einige sogar so weit gegangen seien, ihre Häuser zu verlassen und sich ins Land zurückzuziehen.

Den 1. Februar veränderten wir unsere Stellung nicht. Die Eingebornen kamen in großer Anzahl; in 2 oder 3 Booten befanden sich einige anständig gekleidete Leute, da sie aber wenig Verkehr mit der übrigen Welt gehabt hatten, so waren sie nicht im Stande, uns weiteren Aufschluß zu geben.

Am 2. Februar gelangten wir in den Fluß Iscuande. Wir fanden auch hier, wie im Sanguayange die Tiefe des Wassers bedeutend und, wiewohl sehr der Ebbe und Fluth unterworfen, hinreichend um Schutz zu gewähren. Die Häuser an seinem Ufer ruhen auf Pfählen von Mangleholz und werden auf Leitern, die nur aus dicken Brettern mit Einschnitten bestehen, erstiegen. Das Erdgeschoß ist oft nicht einmal eingeschlossen und ein Feind mit einer scharfen Axt könnte in kurzer Zeit das ganze Haus zum Fallen bringen. Die Sparren dieser Häuser in der Luft sind von Bambusrohr, bedeckt mit Matten und einem Zeuge, welches aus Baumrinde gemacht wird, eine erstaunliche Dichtigkeit besitzt und beinahe wie Leder ist. Das Dach besteht aus Palmblättern, welche ganz in der Art unserer Strohdecken gelegt werden, doch nicht das gefällige und vollendete Aeußere desselben haben. Die Seiten sind völlig offen, um keinem kühlen Luftzuge den Eintritt zu verwehren, welcher in einem so heißen Lande für ein träges, lungerndes und gähnendes Volk eine Wohlthat ist.

Wir waren über die große Zierlichkeit in der Bauart der Häuser erstaunt; aber das Bambusrohr gewährt viele Vortheile für diesen Zweck. Man könnte es in der Baukunst das, was die Banane unter den Speisen ist, das schönste und segensreichste Erzeugniß der Natur nennen und ihm wegen der Leichtigkeit, mit der es zu erlangen und anzuwenden ist, vorwerfen, daß es die träge Muße befördere und Schuld an der grenzenlosen Trägheit der Bewohner heißer Länder sei.

In diesen Gegenden, wo Manglebaumwälder und Jungle bei weitem den größten Theil einnehmen, machten einige Hütten, so einfach sie auch waren, einen freudigen Eindruck. Die Einwohner waren freundlich, sie hatten alle eine schwarzbraune Farbe. Es ist wirklich sehr natürlich, daß kein reines spanisches Blut in Südamerika anzutreffen ist. Während der Zeit, die seit der Eroberung verflossen ist, haben sich die Racen so mit einander gemischt, daß es fast nicht mehr zu erkennen ist. Selbst der Umstand, daß man die Bevölkerung in 16 verschiedene Classen eintheilen zu können vorgiebt, würde unsere Behauptung bestätigen, und denken wir an die Verachtung, mit welcher die Spanier die Creolen behandelten, und an ihr Verlangen und Sehnen nach Europa zurückzukehren, wenn sie sich ein Vermögen gemacht hatten, so ist es gar nicht auffallend, daß die Nachkommen der ersten Entdecker und Durchforscher dieser Gegenden mit den Eingebornen verschmolzen sind.

Am 5. Februar ankerten unsere beiden Schiffe vor Gorgona, um Holz und Wasser einzunehmen. Dies war eine leichte Arbeit, da Bäche das Land durchzogen und der Boden mit dem schönsten Holze bewachsen war. Auf dieser Insel brachte Pizarro mit 13 seiner Anhänger, deren Namen ver-

dientermaßen wegen ihres Muthes und ihrer Ergebenheit auf die Nachwelt gekommen sind, sieben furchtbare Monate zu. Wir blickten auf Gorgona als auf ein irdisches Paradies, aber die Spanier, die hier so viel gelitten und so viele Beweise ihrer Unerschrockenheit gegeben hatten, hegten gegen sie ganz andere Gefühle. Sie belegten sie mit dem Namen Hölle, verfluchte Insel.

Wenige Leute wohnen auf dieser Insel und genießen den Zustand des für die Creolen so süßen dolce far niente, welches schon von den Bewohnern Guanahanis und Haitis zur Zeit des Colombus zur höchsten Vollendung gebracht war. Guavas, Ananas, Apfelsinen, Citronen und Camoten (süße Kartoffeln) sind im Ueberflusse vorhanden. Die Guinea-Henne, gewöhnliche magere Hühner und ein oder zwei Schweine liefern nicht allein die nothwendigen, sondern sogar die üppigen Bedürfnisse einer Familie. Die Häuser sind denen auf dem Festlande ähnlich. Das luftigste englische Sommerhaus ist mehr schlossen, als die Wohnungen unter diesen Himmelsstrichen — sie passen aber für das Klima. Kommt Regen und Wind zusammen, was jedoch nicht oft eintrifft, so genügt eine einwärts aufgehängte Matte zum Schutze gegen dieselben.

Wir ermittelten die Höhe der Fluth, sie ist 5′ 6″, ihren Höhepunkt erreichte sie 10 Uhr 30 Minuten Vormittags, den niedrigsten Punkt 4 Uhr 50 Minuten Nachmittags. Unter andern Merkwürdigkeiten von Gorgona mag nur bemerkt werden, daß 1705 das Schiff Cinque Ports, nachdem es Alexander Selkirk auf Juan Fernandez abgesetzt, von Capitain Stradling hier auf die Küste getrieben und die Mannschaft sich den Spaniern zu übergeben gezwungen wurde.

Am 7ten fuhren wir ab und nahmen eine Stellung an dem Festlande vor dem Iscuande-Flusse ein. Der Abend war klar und hell, die Nacht jedoch regnete es heftig und die Eingeborenen gaben uns zu verstehen, daß die nasse Jahreszeit uns folgen würde und daß weiter nach Norden die Regenzeit später eintreffe, als näher nach dem Aequator. Der heftige Regen suchte uns meistens des Nachts heim, die Tage waren gewöhnlich schön. Ein Landwind aus Ost-Süd-Ost wehte fast immer des Morgens, um 8 oder 9 Uhr trat jedoch eine Windstille ein. Etwas vor Mittag machte sich der Seewind auf, anfangs zwar schwach, nahm aber am Nachmittage zu, gegen Sonnenuntergang war er am stärksten, dann hörte er gewöhnlich auf und die Nacht war ruhig.

Am 9ten steuerten wir nordwestwärts. Der Plan unserer Operationen war sehr regelmäßig. Die Pandora nahm am ersten Tage eine Stellung, mehr als 5 Meilen nordöstlich vom Herald. Die zwischenliegende See wurde mit dem Senkblei vermessen. Am folgenden Tage warfen wir ungefähr 5 Meilen jenseit der Pandora Anker. Jeden Tag waren die Boote mit Ablothen beschäftigt, während genaue Höhenmessungen und Berechnung der, von einem Boote das seine Flagge zeigte, gebildeten Winkel die Leute am Bord in Thätigkeit hielt.

So weit wir im Stande waren, durch Beobachtungen und Ablothen an Bord die Ebbe und Fluth zu bestimmen, bemerkten wir, daß die Fluth aus Nord zu Ost mit einer Kraft von einem Knoten die Stunde kam, die Ebbe aber eine Strömung nach Süd-Süd-West mit einer Schnelligkeit von ungefähr $1\frac{1}{4}$ Knoten die Stunde hatte.

Eine dichte Masse von Laub in einer Entfernung von 5 oder 6 Meilen bot nichts Merkwürdiges dar. Die erste

Station auf 1° nördl. Breite konnte kaum von der letzten, 120 Meilen weiter nach Norden, unterschieden werden.

Wir trafen kein Schiff, nur einige wenige Einwohner dieser unbesuchten Küste in einem unangebauten Lande, oder man könnte besser sagen in einem halb civilisirten und gar nicht bewohnten Lande.

Die Einförmigkeit des Landes ist groß — wo wir anlegten, Bäume und nur Bäume — und kaum unterbrochen von Flußmündungen, deren Ufer mit Manglebäumen besetzt waren. In England erinnert der Rand eines Waldes an Parkanlagen; mit Bäumen verbinden wir den Begriff von Kunst, Zierlichkeit, Ueppigkeit, Zurückgezogenheit, so viele Erinnerungen knüpfen sich an die Bäume, daß diese auf uns einwirken mußten. Ganz anders ist es jedoch, wenn wir auf die unendlichen Wälder blicken, mit denen der stille Ocean eingefaßt ist. Eine Einöde und nichts Menschliches in ihr, als wenige zerstreut liegende mit Palmblättern gedeckte Hütten, deren Bewohner wenig Verkehr mit der Welt halten und entweder durch die Einflüsse der Witterung besiegt sind, oder nicht Lust haben, ihre Kräfte anzustrengen.

Am 1. März waren wir vor Buenaventura, einer der Hauptbuchten dieser Küste, die ein für den Handel von Neu-Granada wichtiger Hafenplatz zu werden verspricht. Buenaventura und seine Umgebung steht im Rufe, dumpfig und ungesund zu sein. Die Gegend ist von hohen Gebirgen umgeben und der Regen ist unaufhörlich. Dampiers Beschreibung von ihr ist ebenso wahr als naiv. Er sagt: „Es ist eine sehr nasse Küste, der Regen fällt das ganze Jahr hindurch in Strömen, und der schönen Tage sind nur wenige, denn der ganze Unterschied zwischen der nassen und feuchten

Jahreszeit besteht darin, daß in der, welche die trockene sein sollte, die Regen weniger häufig sind und nicht eine solche Wassermenge mit sich führen, als in der nassen; in dieser regnet es wie durch ein Sieb.“

Einige Tage oder besser gesagt Nächte heftigen Regens hatten die Luft klar gemacht und am Montage, den 2ten, hatten wir eine schöne Aussicht auf einen Theil der niedern Anden, der sich zu der Höhe von einigen tausend Fuß erhob. Wir liefen mit dem Ende der Fluth in den Fluß ein und fanden ein Fahrwasser von sehr regelmäßiger Tiefe, welches allen Anforderungen des Handels entspricht. Die Ufer entfalteten mehr Mannigfaltigkeit, als wir zu sehen gewohnt waren — sie zeigten kleine Buchten, Einschnitte der See ins Land mit Inseln, vorragende Klippen. Der unerträgliche Manglebaum war nicht ganz so gewöhnlich, als in den südlichern Theilen.

Am 3ten fuhren die Pandora und 4 Boote des Herald den Fluß hinauf. Die Stadt Buenaventura liegt am linken Ufer des Flusses, ungefähr 6 Meilen von der Mündung. Ihre Lage gewährt manche Vortheile für den Handel und wenn die Bevölkerung der Stadt zunimmt, wird auch er gewiß aufkommen und ohne Zweifel an Wichtigkeit gewinnen. Die Stadt besteht gegenwärtig aus jämmerlichen Häusern mit ungefähr 1000 Einwohnern; der Fluß hat die Breite von einer, beim Ausflusse von mehr als 2 Meilen, ist aber voll von Sandbänken und das Fahrwasser ist etwas unbequem und verwickelt, Lootsen würden diesem Uebelstande abhelfen. Hätten nicht die Spanier allen Handel unterdrückt und hinderten ihn die republikanischen Regierungen nicht dadurch, daß sie unter sich uneins sind, so würde hier schon lange ein Leuchtthurm und eine Pilotenstation sein, wo der Stapelplatz für die süd-

lichen Theile von Neu-Granada und die Städte Cali, Popayan und Cartago ist. Da die Regierung von Bogota keine Macht über den südöstlichen Theil der Landenge von Panama hat und zu Lande keine Heerstraße zwischen Panama und der Hauptstadt besteht, da die eingebornen Stämme unabhängig sind und wenig oder gar keinen Verkehr mit den Spanischen Nachkommen haben, so wird alle Verbindung durch Buenaventura vermittelt. Die Wege im Innern sind jedoch ein großes Hinderniß für ihr Fortkommen, sie sind holperig und schwer zu passiren. Vieh ist zum Tragen der Waaren nicht zu gebrauchen und Menschen, die an diese oft lothrechten Pässe gewöhnt, diese abschüssigen Wege kennen, ersetzen das Vieh und zeigen außerordentliche Gewandtheit und großen Muth, indem sie auf ihrem Rücken nicht allein Ballen, sondern auch Männer und Frauen, die auf Stühlen sitzen, befördern.

An demselben Tage, an welchem die Stadt Buenaventura besucht wurde, landete Herr Hill, unser Obersteuermann, um Zeitbeobachtungen zu machen, in einer kleinen Bucht, nahe bei dem merkwürdigen Felsen „Vinda of St. Peter and St. Paul," und schoß einen Curasson oder amerikanischen Puter. Als er zuerst gesehen wurde, bekam er den Namen Puter-Falke und als er an Bord gebracht wurde, mußte der Koch seine Meinung über ihn abgeben. Als diese günstig ausfiel, wurde das Mittagsessen hinausgeschoben, damit dieser zeitgemäße Ankömmling bei demselben erscheinen könne. Die Messe stattete Herrn Hill gebührendermaßen ihren Dank ab, was begreiflich erscheinen wird, wenn man bedenkt, wie willkommen uns frisches Fleisch sein mußte. Man hat Versuche gemacht, diesen Vogel in Europa einheimisch zu machen, und nach der Leichtigkeit zu schließen, mit der er gezähmt werden kann,

scheint es nicht schwierig, ihn unsern Hühnerhöfen einzuverleiben.

Die Vinda oder Warte St. Peter und St. Paul ist eine steile, felsige mit Bäumen bekleidete kleine Insel. Zwischen ihr und dem Festlande giebt es eine schmale Straße mit 4 Faden Tiefe, aber man benutzt sie nicht gern, sowohl wegen ihrer geringen Breite, als auch, weil Schiffe keinen Grund haben, dem Lande so nahe zu kommen. Zwischen dem Wheat sheaf (wie wir, oder dem Culo de Barca wie die Eingeborenen ihn nannten), einem bedeutenden Felsen, und dem Festlande kann selbst nicht eine dingy (sehr kleines Boot) durchkommen, wiewohl die Entfernung zwischen beiden nicht so ganz gering ist; Riffe und hohe Brandungen verhindern zu Lande und zu Wasser den Durchgang. Die Fluth ist stark und unregelmäßig, 8 Fuß bei todtem Wasser und 12 Fuß bei Springfluth, die Ebbe hat südwestliche, die Fluth ostnordöstliche Richtung.

Am 7. März hatten wir einen Buenaventura-Wind, einen einfachen Obersegelwind, er war ziemlich frisch und mit heftigem Regen begleitet. Als er 3 Stunden gedauert hatte, ließ er nach, es wurde Windstille und ein trüber düsterer Tag, der uns kaum erlaubte, der Ebbe entgegen zu wirken. Das Schiff versuchte sich mehr nach Norden zu wenden, als es dies aber nicht bewerkstelligen konnte, warf es gegen Sonnenuntergang südwärts von den Negrillos, einer plumpen Felsenmasse, 12 Meilen West-West zu Nord $^1/_2$ Nord von der Mündung des Flusses, Anker. Ein Theil dieses Riffes ist immer über Wasser und man hat eine freie Fahrt von drei Meilen Breite zwischen ihm und den Palmos-Inseln.

Als am 9. März der immer mehr zunehmende Regen unsere Arbeiten zu sehr hinderte, beschlossen wir, da wir die

Küste bis zum Point Chirambira erforscht hatten, uns nach Panama zu wenden. Der Wind war uns entgegen, gewöhnlich nördlich, und wenn er nachließ, hatten wir Windstille. Zwei Mal landeten wir, das erste Mal vor Cap Corrientes, einer hohen abgestumpften Felsspitze, die sich lothrecht unterm 5° 28′ N. B. aus der See erhebt und nach Norden und Süden mit zwei pyramidalen Hügeln besetzt ist, deren einer der Dom, der andere die Pyramide heißt. Das zweite Mal landeten wir in der Nähe von Point Quemada, einem flachen Hochlande. Es erhielt seinen Namen von Pizarro und ist merkwürdig deshalb, weil er hier zuerst mit den Eingeborenen Südamerikas zusammentraf.

Am 23. März Morgens landeten wir bei Punta Brava in dem Meerbusen von Panama und bemerkten um Mittag die Insel Galera. Wir fuhren zwischen ihr und den Perl-Inseln durch und vermieden dadurch die San Jose-Bank, die bis dahin noch nicht untersucht war. Um Mitternacht bekamen wir Windstille und mußten bis Tagesanbruch vor Anker liegen. Der Wind wehte flau und schlug oft um und so konnten wir nur langsam weiter kommen. Nirgends werden Dampfer von größerem Nutzen sein, als an dieser Küste und vorzüglich in diesem Meerbusen. Um Mittag trat wieder Windstille ein und wir warfen zwischen Chepillo und Taboguilla Anker. Man hält Chepillo für die schönste Insel in dem Meerbusen, vielleicht liegt der Grund davon darin, daß sie Panama so nahe ist. Sie ist ein ebener, niedriger Fleck mit vielen Früchten und dem Nordwestwinde mehr geöffnet, als Panama selbst. Am 25sten erreichten wir endlich den Ankergrund von der Flaminco-Insel, wo wir bis Mitte April blieben und Vorbereitungen zu unserer Reise nach der Straße von Juan de Fuca machten.

Capitel VI.

Abreise nach der Straße von Juan de Fuca. — Cogba. — Tod mehrerer Seeleute. — Ein amerikanisches Schiff. — Cap Flattery Felsen. — Die Straße von Juan de Fuca.

Am 16. April 1846 verließen wir unsern Ankerplatz und kamen des Mittags mit einem frischen nördlichen Winde aus dem Meerbusen von Panama, indem wir sieben oder acht Knoten in der Stunde machten. Dies war ein unverhofftes Glück, da der Meerbusen wegen ungünstiger Winde und Windstillen berüchtigt ist und Schiffe oft 6 Tage gebrauchen, um Punta Mala zu umsegeln. Am 18ten gegen Mittag war die Pandora ungefähr 4¼ Meilen in nordöstlicher Richtung von uns entfernt. Ein Windstoß mit Regen faßte uns von Süd-Ost und als er die Pandora erreichte, senkte sich eine Windhose nieder und näherte sich mit reißender Schnelligkeit. Lieutenant Wood sagt, sie habe sich von Links zu Rechts gedreht — eine Beobachtung von einiger Wichtigkeit, da sie mit der drehenden Bewegung der Wirbelwinde in der nördlichen Halbkugel übereinstimmt — d. i. von Osten nach Norden und dann nach Westen. Die Wassersäule hatte an der Basis 30′ im Durchmesser, war in der Mitte dünn und in ihrer Richtung nach oben gekrümmt. Sie platzte, ehe sie das Schiff traf, schloß sich dann aber wieder, erfaßte den Mast und gab dem Schiffe ein Schauer von Salzwasser. Da man die Vorsicht

angewandt hatte, die Luckengänge zu schließen, so wurde keine Unannehmlichkeit dadurch veranlaßt. Das Barometer stand auf 30 Zoll und änderte sich nicht. Der Wind schlug bald wieder in Süd-West um.

Quibo oder Coyba, der wir uns nun näheten, ist seit den frühesten Zeiten bekannt gewesen. Dampier besuchte sie 1685 und sagt von ihr: „Sie ist sehr geeignet, um Holz und Wasser einzunehmen, ein reißender Strom fällt in die See, dessen sandige Ufer das Landen leicht machen. Die Waldungen ziehen sich bis an den Saum des Meeres.“ 1742 vervollständigte hier Ancon, Schiff Centurio, seine Vorräthe an Holz und Wasser in 2 Tagen.

Flaue, veränderliche Winde, Windstillen, dann einmal wieder Bös oder Windstöße, die jedoch nicht heftig waren, mit einer guten Menge Regen, Donner, Blitz — das war unser Wetter für lange Zeit. Die Gewitter waren uns so nahe und waren so stark, daß wir immer von Neuem Herrn William Snow Harris für seine unschätzbaren Blitzableiter unsern Dank auszusprechen geneigt waren.

Am 25. April geriethen wir zwischen Strömungen, Riffe, Oberwasser und eine allgemeine Verwirrung oder unregelmäßige Bewegung der Oberfläche des Wassers. Um 9 Uhr Vormittags beobachteten wir eine Sonnenfinsterniß — sie dauerte fast 3 Stunden und wiewohl nur ein Theil der Sonne verdunkelt wurde, so hatte sie doch bedeutenden Einfluß auf die Hitze und das Licht.

Am 23. April starb unser Quartiermeister William Murphy am Fieber und mehren chronischen Leiden, welche das ungünstige Wetter der letzten Monate zum Ausbruche gebracht hatte. Am 1. Mai verschied auch Friedrich Brandt. Beide

waren für Seeleute alt zu nennen: 50 Jahre und darüber. Das Wetter beschleunigte ihren Tod, war aber gewiß nicht seine Ursache. Einige Tage später am 13. Mai ereignete sich ein dritter Todesfall, der des Matrosen James Cook. Der schöne Leichengottesdienst der englischen Kirche macht auf der See einen noch tiefern Eindruck, als auf dem Lande. Die Ruhe im Schiffe — die Aufmerksamkeit, ja selbst Andacht der Mannschaft — der unbezeichnete Ort, wo der todte Körper in die Tiefe gesenkt wird, ist weit ergreifender, als das prunkhafteste Leichenbegängniß am Lande.

Am 16. Mai auf dem 10° N. B. und dem 100° 39′ W. L. spürten wir den Passatwind, er machte sich im Vormittage zuerst aus N. N. W. auf, dann ließ er ungefähr eine Stunde nach, wurde jedoch vor Sonnenuntergang frisch und beständig, er schwankte allerdings zwischen N. N. O. und O. N. O., doch blies er meistens aus N. N. O. Am 24. Mai bemerkten wir auf dem 12° N. B. und 116° 42′ W. L. eine Wärmeabnahme. Das Thermometer stand allerdings auf 77°—78°, aber sein Fall von 86°—88° schien uns sehr bedeutend — wir waren unter einem andern Himmelsstriche. Die Nächte wurden bewölkt, starke Landwinde und eine hohle See setzten uns eben so sehr in Erstaunen, als der Fall des Thermometers.

Am 3. Juni Morgens durchschnitten wir den Wendekreis des Krebses auf 130° W. L. Am Tage vorher fielen die Sonnenstrahlen senkrecht, je näher wir aber dem Wendekreise kamen, desto kühler schien das Wetter zu werden. Diese Bemerkung ist oft gemacht und steht im eigenen Verhältnisse mit der Vertheilung der Wärme den Tag über. Der höchste Wärmegrad ist nicht um Mittag, sondern um 2 Uhr nach Mittag.

Am 4ten hatten wir eine abgekürzte Ausgabe des Wetters, welches uns auf unserer Reise begleitete, Windstille, flaue Winde und frische Landwinde wechselten mit einander. Ein riesenhafter Sturmvogel wurde geschossen und an Bord gebracht. Die Daunen und Federn auf der Brust dieses Vogels waren außerordentlich dick, man möchte sagen, mehr für Nordpol als für heiße Gegenden berechnet. Er wog über 6 Pfd. und maß von Flügelspitze zu Flügelspitze 10'.

Am 7. Juni Vormittags wurde ein Segel gemeldet, es war das erste, welches wir seit unserer Abreise von Panama zu Gesicht bekommen hatten. Seine Bewegungen nahmen unsere Aufmerksamkeit sehr in Anspruch. Als es uns bemerkte, hißte es Hauptsegel, nahm die Bram- und Oberbramsegel ein und kreuzte, als ob es auf uns wartete. Es segelte unter amerikanischer Flagge und hatte fliegende Signale. Am Nachmittage jedoch setzte es Segel bei und da es ein besserer Segler war als wir, so ließ es uns bald zurück und entschwand uns aus den Augen. Wahrscheinlich wartete es auf Gefährten oder hatte geglaubt, wir gehören zu seinem Geschwader — als es aber seinen Irrthum bemerkte, hielt es nicht länger der Mühe werth, noch mehr Zeit zu verschwenden. Wir dachten an den amerikanischen Krieg, der in Folge der Streitigkeiten des Oregon-Gebietes auszubrechen drohte und dies erhöhte ohne Zweifel die Aufmerksamkeit, die wir dem ersten Segel schenkten, welches wir auf unserer langen und langweiligen Fahrt zu Gesicht bekamen.

Am 12. Juni 33° N. B. und 140° W. L. verließ uns der Passatwind. Er war uns gerade nicht sehr günstig, doch mäßig und schön gewesen. Der Wind wechselte zwischen S. S. W. und W. und trieb uns nordwärts. Die Wärme

nahm schnell ab und wir empfanden dies um so unangenehmer, als wir sechs Monate hindurch in einer Art Dampfbad gelebt hatten. Am 23. Juni 47° N. B. trafen wir eine Heerde Meerschweine, (sog. quebrante-huesos oder Beinbrecher) und förmliche Bäume von Tang, deren Stämme oft 4 Zoll im Durchmesser hatten. Capitain Cook traf Seegras von ungeheurer Dicke unter denselben Breiten.

Der Sonnenaufgang des 24sten fand uns bei Cap Flattery Felsen und hier endigte unsere Reise, nachdem wir 70 Tage kein Land gesehen, dennoch aber, Dank unsern guten Chronometern, dasselbe bis auf eine Meile richtig erreichten — eine Genauigkeit der Berechnung, die heut zu Tage nicht mehr auffallend ist, da sie von Dreivierteln der amerikanischen und englischen Schiffe sowohl, als auch von Holland und Frankreich ausgeführt wird; blicken wir aber dreißig oder vierzig Jahre zurück, so erscheint die Verbesserung in ihrer ganzen Größe.

Die Felsen von Cap Flattery sind drei an der Zahl, der nördlichste ist ein weißer unfruchtbarer Ort, die andern sind bewaldet. Das Cap erhielt von Cook 1778 seinen Namen, weil es von weitem gesehen, den Eingang eines sichern Hafens darzubieten schien, bei näherer Besichtigung aber sah er, daß er sich getäuscht hatte. Es liegt drei oder vier französische Meilen südlich von Cap Classet, einem steilen und abschüssigen Vorgebirge, hinter welchem die Küste sich bedeutend erhebt in bewaldeten Hügeln. Vor Cap Classet liegt die Insel Tatooche. Sie hat keine Bäume und bildet so einen Gegensatz zu dem Festlande. Die Küsten sind mit merkwürdig gestalteten Felsen eingefaßt, deren Kanten so scharf sind, als wenn sie eben im Steinbruche geschliffen wären.

Die Insel zerfällt in 2 Theile. Sie ist mit Häusern bedeckt. Wir blieben außerhalb des Duncan-Felsens *), wiewohl es ein tiefes Fahrwasser zwischen ihm und dem Festlande giebt; es wäre auch nichts gewonnen gewesen, wenn wir dort beigelegt hätten; denn von flauen Winden und gar von Windstillen heimgesucht, wie es bei uns nachher der Fall war, ist ein Schiff besser in freier See.

Aus einer kleinen Bucht, die fast die Insel in zwei Theile zerlegt und welche künstlich angelegt zu sein scheint, um sie vor den Stürmen des Winters zu schützen, kamen eine große Anzahl Insulaner in ihren Kanoes zu uns. Sie kamen ohne die geringste Furcht an Bord und wir hatten einige Schwierigkeit es zu verhindern, daß mehr kamen als uns angenehm war. Ihre Kleidung bestand aus einer Decke, die lose um ihren Körper geworfen war, ja so lose, daß sie in vielen Fällen ihrem Zwecke nicht entsprechen. Sie handhabten ihre Kähne mit großer Geschicklichkeit und schienen gutherzige, freundliche Menschen zu sein. Ihre Handelsgegenstände sind Fische, Häute ꝛc.

---

*) Den Duncans-Felsen, von Vancouver so genannt nach dem Officier, der ihn entdeckte, dürfen wir bei unserer Einfahrt in die St. Juan de Fuca-Straße nicht übergehen. Er ist nur eben zu sehen, die Wogen brechen sich an ihm bei jedem Winde mit großer Gewalt. Er liegt von der nordwestlichen Spitze von Classet-Insel, genau $^4/_5$ Meile östlich auf dem 20° N. B. Nördlich liegt ein Riff, das vermieden werden muß. Zwischen Duncans-Felsen und Tatooche-Insel sowohl, als zwischen dieser letztern und dem Festlande ist keine freie Durchfahrt. Die letzterwähnte ist nicht ganz $^1/_2$ Meile breit und auf Kabellänge liegen Felsen südöstlich von der Insel. Die erstere ist breiter und hält tiefes Wasser, man thut aber am besten, ausgenommen mit starkem und günstigem Winde, beide zu vermeiden und nordwärts zu halten.

Wir liefen in die Straßen mit einem frischen Westwinde ein und waren sogleich von unzähligen Kähnen umgeben, in denen die langgezogenen, schleppenden Worte der Eingebornen entweder Ueberraschung, Entzücken oder Verdruß ausdrückten, je nachdem man ihnen erlaubte oder verwehrte dem Schiffe nahe zu kommen. Der Wind ließ nach, als wir 2 oder 3 Meilen in den Straßen vorgedrungen waren, aber als der Eintritt einer starken Ebbe uns gerade wieder in offene See treiben zu wollen schien, machte sich ein leichter Wind auf, der uns Kraft genug gab, um gegen sie anzukommen und zur Neagh Bai, vier Meilen jenseit Tatooche-Insel, zu gelangen. Wir warfen Anker und das ununterbrochene Rasseln der Kette durch die Hülse erregte die Aufmerksamkeit der Eingebornen in hohem Grade; ihr Geschrei übertönte das Gerassel. Die Gegend ringsum war gewiß schön zu nennen, aber in einem unbebauten, unbewohnten Lande fehlt eines der Haupterforderniſſe um malerisch zu sein, die Gewerbthätigkeit der Menschen; denn die Gegend, weit entfernt unbewohnt zu sein, entbehrte diese Zierde gänzlich; Häuser, beackertes Land und Zeichen von Thätigkeit und Arbeit verschönern den Anblick einer Landschaft auf wunderbare Weise.

Die Straße des Juan de Fuca scheint zuerst gegen Ende des 16. Jahrhunderts besucht worden zu sein. Ein Cephalonischer Seefahrer oder Schiffsherr Apostolos Valerian, der nach der Sitte jener Zeit bei seinem Eintritte in spanische Dienste den neuen Namen Juan de Fuca annahm, segelte unter dem Schutze des Vicekönigs von Mexiko im Jahre 1592 von Acapulco aus, um die so lange gesuchte und besprochene Verbindungsstraße zwischen dem Stillen und Atlantischen Ocean aufzufinden — ein Weg, den man heute noch sucht. Es ist wenig Zweifel, daß nach den Breitengraden

zu ſchließen, er in dieſe Straße gekommen iſt, aber ſein ſchwankender Bericht und die Gewohnheit, Vermuthungen als Thatſachen zu verkünden — eine ſchlechte Angewohnheit, von der, beiläufig geſagt, die Menſchheit noch heute nicht frei iſt — haben ihn als einen Lügner und Aufſchneider erſcheinen laſſen. Nach der geringen Kenntniß jener Zeit zu urtheilen, können wir uns recht gut denken, welche überſpannte Hoffnungen die Einfahrt in dieſe herrliche Straße erwecken mußte, die faſt 100 Meilen lang, durchſchnittlich 10—15 breit iſt und nach Nord und Süd in tiefe, anſcheinend endloſe Kanäle ausläuft. Juan de Fuca überſchätzte wahrſcheinlich, weil er immer zwiſchen Land war, ſeine Entfernung, und als er ſich nach der Durchfahrt dieſer Straßen wieder auf offener See nördlich von den jetzigen Quadras- und Vancouvers-Inſeln ſah, glaubte er ohne Zweifel die ſchwierige Aufgabe der nordweſtlichen Durchfahrt gelöſet zu haben und kehrte heim, um — doch vergeblich — die Belohnung für dieſe Entdeckung zu verlangen, eine Entdeckung, welche ſelbſt in ſeiner Erzählungsweiſe in jener Zeit für wahrſcheinlich gehalten iſt, da man allgemein glaubte, daß Amerika im Norden und Süden in ein Vorgebirge auslaufe. Dieſer Glaube ermuthigte zu den beharrlichen und eifrigen Verſuchen zur Entdeckung der nordweſtlichen Durchfahrt. Wäre damals die wirkliche Geſtalt Nordamerikas bekannt geweſen, die frühern Seefahrer, ſo waghalſig ſie auch waren, würden vor einem ſo ungeheuren Unternehmen zurückgeſchreckt ſein. In dieſen wie in ſo vielen andern Fällen iſt unſere Schwachheit unſere Stärke. Beſeelt von Hoffnung und Muth geht man weiter, man jagt vielleicht einem Trugbilde nach, aber man entdeckt Wirklichkeiten, welche unſere Einbildungskraft ſich nicht hatte träumen laſſen.

Nach Juan de Fucas Reise scheint die Küste 200 Jahre nicht besucht worden zu sein. Cooks Entdeckungen auf dem Gebiete der Weltkunde und übertriebene Berichte über den Werth der von der Mannschaft seiner Schiffe (Resolution und Discovery) erworbenen Pelze richteten wieder die Aufmerksamkeit der Handelswelt auf diese Gegend. Einige Reisen von Bombay und Bengalen aus wurden vor Meares gemacht, der 1786 in Prinz William Sund überwinterte, wo er und seine Mannschaft in seinem kaum 200 Tonnen haltenden Schiffe Nootka, welches hiezu gar nicht eingerichtet war, alles Elend erduldete, welches Kälte, Krankheit, ungenügende Nahrung und schlechtes Obdach mit sich führen. Von einer Mannschaft von 40 Europäern und 10 Laskaren begrub er während dieses schlechten Winters 23. — Im Jahre 1788 machte er eine zweite Reise, die mit glücklicherm Erfolge gekrönt war, und erforschte theilweise die Straße des Juan de Fuca. Er trat mit den Eingeborenen in Verbindung und lieferte viele Nachrichten über ihr widriges und schmutziges Wesen und über die Felle, die sie besaßen. Meares gab dem Eilande, das am Eingange der Straße liegt, den Namen. Tatooche war der Häuptling desselben und der südlich davon gelegenen Gegend. Die Beschreibung, welche Meares von den Eingebornen veröffentlichte, ist ungünstig, und von Tatooche im Besondern sagt er: „er hatte die weichste und gemeinste Gemüthsart, die wir bis jetzt gesehen haben". Portlock und Dixon, Colnett und Duncan gewannen ansehnliche Kenntniß der Küsten, doch erforschten sie meistens nur die nördlichen Theile derselben*). Wir haben keine

*) Auch die Spanier sandten, während Bucarelli 1775 Vicekönig war, Schiffe aus, um die Küste von Cap Mendocino an zu unter-

genaue Kenntniß von jener Gegend vor Vancouver, der 1792, 93 und 94 die ganze Küste mit wissenschaftlicher Genauigkeit untersuchte. Sein Werk wird noch heute wegen seiner Genauigkeit benutzt und muß immer sowohl als eine ausgezeichnete Beschreibung der wilden Stämme dieser Gegend als auch als ein treuer Führer der Reisenden und Schiffer geschätzt werden.

Am 24. Juni gingen wir mit einem leichten westlichen Winde die Straße hinauf. Um 8 Uhr gewahrten wir ein Dampfboot, den Cormorant, welches den Auftrag hatte uns ins Schlepptau zu nehmen. Es zog uns 60—70 Meilen aufwärts, bis wir Port Victoria hinter uns hatten. Unsere Kenntniß von dem Platze ging nicht über Vancouvers Worte hinaus, wir wußten nicht, wo wir die Niederlassung der Hudsonsbai-Gesellschaft suchen sollten. Ein englischer Kauffahrer zeigte seine Flagge, als wir dem Hafen nahe waren, auch sahen wir die Zeichen für die buoy rocks, wir hielten sie aber für Zeichen der Eingebornen und gaben wenig Achtung darauf. Wir trafen zahlreiche mit Fischen beladene Kanoes und erfreuten uns bald an einer guten Schüssel Lachs, so gut als er nur in Billingsgate*) gefunden werden kann. Nach einer Reise von 70 Tagen war er der ganzen Schiffsgesellschaft sehr willkommen, man konnte dies wenigstens aus der Art und Weise schließen, wie ungeheure Schüsseln voll geleert wurden.

Der Cormorant schleppte uns nur 7 Knoten die Stunde, wir fuhren vor dem Winde, das Wasser war ruhig und wir

---

suchen; sie kamen aber nur bis 57° N. B. und ihre Entdeckungen waren weder genau noch genügend.

*) Größter Fischmarkt in London.

hatten alle Segel beigesetzt. Am Nachmittage wurde die Luft dick, feiner Regen und Nebel zeigte sich, so daß wir in Unkenntniß unseres Hafens so weit wie möglich nach Osten zu kommen suchten. Am Abend legten wir uns im Kanal de Haro, ungefähr eine Meile von der Küste, vor Anker. Am 27sten hielt der feine Regen und Nebel an und machte die Dampfkraft des Cormorant sehr nützlich. Er nahm uns wieder ins Schlepptau, die Pandora hinter uns. Um 7 Uhr Morgens sahen wir Port Victoria, die mit dem Namen eines Forts belegte Niederlassung der Hudsonsbai-Gesellschaft, und waren bald vor Anker.

Nachmittags machte sich starker N. O. Wind auf, und vertrieb den Nebel, den wir seit drei Tagen gehabt hatten. Die Schneegipfel des Rainier, Baker und Olymp zeigten sich in ihrem Glanze. Wir behielten gutes Wetter bei einem südlichen Winde bis zum 1sten Juli, dann brachte ein östlicher Wind düsteres wolkiges Wetter. Ihm folgte ein südwestlicher Wind mit einer solchen Stärke, daß die Boote mit der Tiefemessung nicht fortfahren konnten. Am 2ten ließ der Wind nach und blieb während unsers Aufenthalts gemäßigt, aber der Himmel war bewölkt, immer trübe und die Sonne ließ sich selten sehen, welches ohne Zweifel der Nähe von Gebirgen zuzuschreiben war.

Der Hafen von Victoria ist wenig mehr als eine gekrümmte Bucht, aber drei Meilen weiter ist Esquimalt, ein sehr guter Hafen, den die Pandora später genau untersuchte. Wiewohl sein Eingang weniger als $^1/_4$ Meile breit ist, so ist doch die Tiefe des Wassers so bequem, daß es keine Schwierigkeit hat, ein Schiff hindurchzubringen, und dann öffnet sich ein vollständiger kleiner Hafen. Die erste Bucht rechts beim Einlaufen ist vor jedem Winde geschützt und ist 5—7 Faden

noch 100 Ellen von der Küste tief. Victoria mag immerhin die Pflanzung sein, aber Esquimalt wird der Handelshafen werden. Da für den gegenwärtigen Augenblick aber der Lebensbedarf die Hauptsache ist, so ist Victoria ohne Zweifel der geeignetste Platz. Die Hudsonsbai-Compagnie wählte Victoria wegen der ausgezeichneten Beschaffenheit des Bodens und beabsichtigte, in der Hoffnung, daß das Oregon-Gebiet den Vereinigten Staaten abgetreten würde, hier ihre Hauptniederlassung an ihrer Küste zu gründen.

Es scheint Mangel an frischem Wasser sowohl im Hafen von Victoria als Esquimalt zu sein. Im Fort Vancouver ist Bohren aber bis jetzt noch ohne Erfolg versucht, die ganze südliche Küste von Vancouver wird wahrscheinlich kein Wasser haben. Die Wissenschaft wird jedoch diese Schwierigkeit überwinden und Punkte ausfinden, wo artesische Brunnen angelegt werden können.

Als wir von Ogden Point nach dem wenig mehr als eine Meile entfernten Port Victoria kamen, wurden wir durch die Schönheit der Gegend überrascht. Wir glaubten nie eine schönere gesehen zu haben, sie übertraf alle unsere Erwartungen und doch hatte uns Vancouvers Beschreibung auf eine etwas mehr als gewöhnliche Erscheinung gefaßt gemacht. Es ist ein natürlicher Park, Eichen und Farnkraut sieht man in größter Ueppigkeit, Dickichte von Haselsträuchen und Weiden, Gebüsche von Pappeln und Erlen wechseln mit einander ab. Man kann kaum glauben, daß das nicht ein Werk der Kunst sei und noch mehr wird man in seinem Unglauben bestärkt, wenn man die Anzeichen der Cultur, eingehegte Weiden, Weizenfelder, Kartoffeln und Rüben in jeder Richtung antrifft. Die Cultur ist in diese herrliche Besitzung eingezogen und

die Rohheit konnte nicht länger in ihrem Schmutze und ihrer Trägheit fortbestehen, die nur dem Thiere angehört. Die Aussicht ist erfreulich, der Wechsel entzückend; denn wenn auch die Natur den meisten Thieren eine Begierde nach Reinlichkeit angeboren hat, so scheint doch der Mensch davon eine Ausnahme zu machen und ein wildes Volk mit allem seinem natürlichen Verstande, Erfindsamkeit, Kunst und Geschicklichkeit gewöhnlich unreinlich zu sein, im Schmutze zu schwärmen.

Das Fort Victoria wurde 1843 gegründet und steht an der Ostküste des Hafens, ungefähr eine Meile vom Eingange. Der Zugang ist schön von Natur, was die Kunst dazu gethan, verdient eher den Namen des Rohen. Der erste Platz, den wir trafen, war das Molkenhaus, eine Einrichtung von großer Wichtigkeit für das Fort, da Milch das hauptsächlichste Getränk ist, und die Gesetze der Gesellschaft in großem Maßstabe den Gebrauch von Wein und gebrannten Getränken verbieten. Die Aufseher derselben sind gewöhnlich Mischlinge. Wir waren über Alles, was wir sahen, erstaunt. Ungefähr 320 Morgen sind mit Hafer, Weizen, Kartoffeln, Rüben, gelben Wurzeln und andern Feldfrüchten bepflanzt, und täglich wird mehr Land in Feld verwandelt. Nur 3 Jahre waren seit der Gründung der Niederlassung verflossen und doch war schon alles zum gebildeten Leben Nothwendige und selbst Bequemlichkeiten da vorhanden, wo eine Wildniß lag. Wenn die Hudsonbai-Gesellschaft eine solche Anlage, als Fort Victoria ist, macht, so versorgt sie die Anbauer mit Nahrung für das erste Jahr und dem nothwendigen Samen für die folgende Ackerzeit, nachher, erwartet sie, werde die Niederlassung für ihr Bestehen allein sorgen. Die Anbauer haben natürlich manche Erleichterung, die Fruchtbarkeit des bisher unbenutzten Bodens, einen

201587

überreichlichen Vorrath des besten Samens und das große Reizmittel zum Gewerbfleiße, das Streben nach Unabhängigkeit und die Versicherung, die beinahe zur Gewißheit wird, daß glücklicher Erfolg ihre Mühen krönen werde.

Das Fort selbst ist ein viereckiges Gehäge, geschützt durch 20' hohe und 8—10 Zoll dicke, nahe zusammengeschlagene und durch ein Querholz von beinahe derselben Dicke verbundene Pfähle. An den Durchschnittsecken des Vierecks sind starke achteckige Thürme mit 4 Neunpfündern, die jede Seite bestreichen, so daß an einen Angriff von Seiten der Eingebornen nicht gedacht werden kann und, wenn mit Verstand vertheidigt wird, würde selbst eine geordnete Mannschaft ohne Geschütze beträchtliche Schwierigkeiten finden, es zu erobern. Die Seiten des Vierecks sind ungefähr 120 Ellen, aber ein Zuwachs, der die Seiten von Nord nach Süd noch einmal so lang macht, steht in Aussicht. Das Gebäude, obgleich es ein sehr gewöhnliches Aussehen hat, macht durch seine Ausdehnung doch einen mächtigen Eindruck, während die Thürme den friedlichen Anblick, den seine regelmäßige Contur gewährt, unterbrechen. Das Innere umschließt die Häuser der Beamten — oder besser gesagt, deren Zimmer — Niederlagen und Handelsräume, in welchen die kleinen Handelsgeschäfte abgeschlossen, Werkzeuge, Ackergeräthe, Decken, Tücher, Knöpfe und die verschiedenartigen Erzeugnisse von Sheffield, Birmingham, Manchester und Leeds zu unglaublichen Preisen zu haben sind. Da hier die Gesellschaft allein Handel treibt, so kann sie ihre eigenen Wege gehen, sie macht kein Geschäft daraus, das Publikum zu versorgen, und wiewohl sie gern an Personen in unserer Lage verkauft, so sind doch die Waarenhäuser für den Handel mit Fellen eingerichtet, für die Versorgung der

eingeborenen Jäger mit Gütern, die den meisten Werth für sie haben, und für die Bedürfnisse ihrer eigenen Untergebenen, welche geringen Lohn bekommen und deshalb gewöhnlich der Gesellschaft verschuldet und desto mehr in ihrer Macht sind. Die hier benutzten Leute sind in der That solche, denen nichts an der Heimkehr ins Vaterland gelegen ist, sie sind meistens der Armuth entrissen und haben hier jedenfalls Nahrung und Kleidung. Ihr Tagewerk ist nicht leicht, aber für Einen, der Gesundheit und Kräfte hat, ist dies eher ein Segen als eine Plage. Der Mangel an weißen Frauen scheint das einzige zu sein, was die Aussicht auf glücklichen Erfolg dieser Niederlassung etwas verdüstert, er führt gewöhnlich zu Verbindungen mit den Eingebornen und es entstehen die Mischlinge, die, so weit wie wir sahen, die Laster beider Racen geerbt zu haben scheinen; sie sind thätig und verschlagen, aber heftig und grob, da sowohl der Mangel an Erziehung als auch ihr Betragen den Zutritt zu den europäischen Ansiedlern verhindert. Dies bringt einen schlechten Eindruck hervor und könnte leicht abgestellt werden, wenn man sich mehr Mühe mit der Erziehung und Bildung dieses kühnen und unternehmenden, aber noch halb viehischen Volkes gäbe. Wir wurden mit Ekel erfüllt, als wir einen dieser Mischlinge mit einem so guten Namen als es nur einen in Schottland giebt, durch Prügel und Stöße ein Dutzend Indianer mit eben so wenig Rücksicht aus dem Fort treiben sahen, als wären sie Hunde, er schalt sie Eingeborene, wiewohl seine Mutter zu einem dieser Stämme gehört und nicht mehr Erziehung als diese erlangt hatte.

Mr. Finlayson, der die Aufsicht über die Niederlassung führt, scheint ein verständiger Mann zu sein, der durch Beharr-

lichkeit und ein gleichmäßiges, planmäßiges Festhalten an seinem Worte und dem einmal gemachten Gebote im Tauschhandel, bei dem er nie zurückgeht oder weniger bietet, den Eingebornen einen gehörigen Grad von Achtung gegen ihn selbst und das Fort beigebracht zu haben scheint. Nur einen Streit hat die Gesellschaft mit den Indianern gehabt, aber er war in ein oder zwei Tagen wieder beendigt. Die Thore der Festung waren geschlossen, ein Neunpfünder war einige Male abgefeuert, um zu zeigen, was man im Falle der Noth thun könne, den Häuptlingen kluge, versöhnende Anerbietungen gemacht und das friedliche Vernehmen war bald durch Decken, Hacken, Messer, Fischhaken und Harpunen wieder hergestellt.

An der andern Seite des Hafens liegt ein großes Dorf der Eingebornen, die Entfernung von einer Küste zur andern ist nur 400 Ellen und Kanoes vermitteln einen beständigen Verkehr zwischen dem Dorfe und dem Forte. Gewisse Vergünstigungen, die den Häuptlingen gemacht worden, halten sie in gutem Einverständniß mit den Eindringlingen. Wiewohl noch nicht Alles geschehen ist, was bewirkt werden könnte, so ist doch schon manches Gute aus diesem Verkehre entstanden. Das gegenwärtige Geschlecht wird sich nicht ändern, aber ihre Nachkommen werden es thun und Verbesserung ihrer Lage wird die Folge davon sein. Jetzt sind die Häuser grenzenlos schmutzig und der Geruch, der aus ihnen hervorströmt, verbietet jede nähere Besichtigung. Sie sind jedoch mit Festigkeit gebaut, da man gegen die Kälte seine Maßregeln nehmen muß, und mit einer Art von Ordnung in Straßen oder Gassen abgetheilt. Mehre Familien wohnen in demselben Hause — einem weiten Schuppen, wenig besser

als ein offener Kuhstall in einer untergeordneten Schenke, dessen Wände kaum den neugierigen Blicken draußen den Eingang wehren. Man findet Börte und Kasten von roher Arbeit, in welchen Decken, Felle und kleinere Fischgeräthe aufbewahrt werden. Die Eingeborenen scheinen ganz wie ihre Voreltern zu sein, sie gleichen denen, welche Cook beschreibt, so sehr wie nur ein Geschlecht dem andern gleichen kann.

Am 4. Juli wurde ein Mord an dem Häuptlinge von Neagh Bai, der sich King George nannte, begangen. Als wir uns bei Tatooche-Insel befanden, war er an Bord des Herald gekommen und eine Nacht dageblieben. Morgens in der Frühe verließ er uns und einige Tage später sahen wir ihn in Fort Victoria, wo er ein Seeotterfell für 8 Wolldecken verkaufte. Auf seinem Heimwege wurde er von einigen Chinooks, welche Zeuge des Handels gewesen, überfallen und erschossen oder erstochen. Er hatte ohne Zweifel seiner Zeit manchen ähnlichen Streich gemacht wie der, als dessen Opfer er fiel; ihr ganzer Verkehr unter einander beruht gewöhnlich auf Gegenseitigkeiten. Dieser König George war, als er uns besuchte, von einem amerikanischen Seemanne begleitet, der jetzt bei den Indianern lebte und in kurzer Zeit sich unter ihnen nationalisirt hatte. Wir hörten, daß er wenig bei seinem Stamme in Ansehen stand, daß er einst dessen Sklave gewesen, und nachdem er entflohen, freiwillig wieder zu dem grenzenlosen Schmutze zurückgekehrt war. Zu welcher tiefen Stufe muß der Mann herabgesunken sein, der, selbst unter den ärmlichsten Verhältnissen der Civilisation erzogen, die Gewohnheiten eines Wilden wieder annehmen kann. Und doch ist dies nichts Ungewöhnliches. Es vergeht ein ganzes Menschenalter, ehe der Wilde eine Stufe auf der Staffel der Menschheit höher

steigt, aber ein gebildeter Mann sinkt oft plötzlich in die viehischen Gewohnheiten zurück, wie wir sie bei diesem Stamme sehen.

Wir hatten unsere Untersuchungen in Port Victoria und seiner Nachbarschaft beendet und segelten deshalb quer über die Straße nach Port Discovery. Dieser ausgezeichnet bequeme Hafen, der den Namen von Vancouvers Schiffe erhielt, hat nur einen Fehler, die Tiefe seines Wassers ist fast zu groß. Protection-Insel, wie sie mit Recht genannt ist, bildet ein breakwater und ein Schiff ist in einem jeden Theile desselben vollkommen vom Lande eingeschlossen. Vancouver hat den Hafen so gut beschrieben, daß man nichts mehr hinzufügen kann. Einzelne Ströme mit gutem Wasser fallen in denselben, der Ankergrund ist gut, die Ufer sind meistens steil und es ist keine Gefahr beim Ein- und Auslaufen. Einige wenige zerstörte Dörfer und Begräbnißplätze sieht man an der Küste, und die pfadlosen Wälder, die das Eindringen in das Land in jeder Richtung verhindern, machen die Gegend allzu eintönig. Zur Zeit unseres Besuches bildeten alle Bäume eine gleichgrüne Laubmasse; wäre es Herbst gewesen, so würden wir uns an alle den verschiedenen Schattirungen des Laubes erfreut haben, die den nordamerikanischen Wäldern so eigenthümlich ist, vom dunkeln Braun bis zum hellen Gelb und dem glänzenden Scharlach.

Die Eingeborenen ziehen, wie es scheint, die äußere Küste vor, da sie dem Fischfang günstiger ist; einzelne besuchten uns an diesem Orte; sie waren freundlich und brachten eine überflüssige Menge von Lachs. Sie wissen recht gut, was ein Kriegsschiff ist und hätten sie sich nicht gutmüthig gezeigt, so würde sie schon unsere Anzahl von Feindseligkeiten abgeschreckt haben. Festigkeit, welche zeigt, daß man ihrem Angriffe zu

widerstehen vorbereitet ist, verbunden mit einem versöhnlichen Wesen in Geringfügigkeiten und einer Sorgfalt, in allem, was Handel anbetrifft, gerecht zu sein, wird sie immer mit Ehrfurcht erfüllen und sie lehren, sich gehörig zu benehmen. Sie sind sehr arm und haben außer Lachs wenig Handelsgegenstände. Ihre Redeweise ist sehr spaßhaft. Jack du patlach mir Hemd, Makook Lachs, Clooosh Lachs, Waâke Jacke, sind z. B. einige von diesen. Patlach ist gieb, Makook, kauf, Clooosh sehr gut, Waake sehr schlecht. Wird ihnen etwas sehr Altes und Schlechtes angeboten, so geben sie es mit Verachtung zurück und sagen, es sei peeshaaak, ein Ausdruck der Verachtung und des Vorwurfs, gegen den sie eine große Abneigung bezeigen, wenn man ihn auf sie anwendet. Wiewohl man sagt, daß ihre Weiber nicht hoch geachtet sind und größtentheils die Stellen der Handlanger vertreten, so bemerkten wir doch, daß, ehe ein Handel abgeschlossen wurde, ihre Meinung den Ausschlag gab. Im Tauschhandel sind Messer, Beile, Kleidungsstücke aller Art, wenn sie nicht zu alt und frei von Löchern sind, ihnen werth. Oft fragen sie nach muk—a—muk, etwas zu essen, und öfter noch nach 't—chuck, etwas zu trinken. Pill—pill oder rothe Farbe, und Pullade oder Schießpulver sind auch gesucht. Sie entwickeln bedeutende Fähigkeit in der Anfertigung von Bogen, Fischhaken, wunderlich geschnitzten Figuren, Masken und Stricken, die sie von Därmen des Wallfisches und Hirsches machen. Ihre Kanoes sind ganz nach den Regeln des Ebenmaßes, wir sahen eins 40′ lang und 4′ breit. Sie werden mit einem eisernen Werkzeuge, das einen Handgriff hat, ähnlich eines Faßbinders Queraxt, ausgehöhlt. Der Baum wird erst angekohlt und dann mit diesem meißelähnlichen Werkzeuge ausgearbeitet. Die merk-

würdige Art, ihre Stirn platt zu drücken, ist bei allen den Stämmen, die wir sahen, im Gebrauch.

Am 13. Juli warfen wir in Port Townshend Anker. Seine Entfernung von Port Discovery zur See ist mehr als 11—12 Meilen, zu Lande jedoch nur 5 Meilen. Townshend ist ein bequemerer Hafen als der vorige, und Wasser, wiewohl es nicht in so großer Menge vorhanden ist, ist leicht zu bekommen. Das Land zieht sich nach und nach mehr von der See zurück und ist nicht so mit Wald vollgepfropft. Die Eingebornen fanden wir höflich und freundlich. Sie sind sehr schmierig in ihren Gewohnheiten und es ist ihnen ganz einerlei, ob sie sich nackt oder bekleidet zeigen — Schamgefühl steht nicht in ihrem Wörterbuche. Die Kleidung der Männer ist eine lose über die Schulter geworfene Decke, auch die Frauen haben nicht mehr, ausgenommen einen Gürtel um den mittlern Theil des Körpers. Dieser Gürtel wird, so wie auch Seile und Fischleinen, aus Baumfasern gemacht. Sie halten Hunde und verarbeiten das Haar derselben zu einer Art von Decken, die zusammen mit Bären-, Wolf- und Hirschfellen ihnen reichliche Kleidung geben. Seit die Hudsonbai-Gesellschaft sich in ihrer Nähe angesiedelt hat, sind englische Decken so gesucht, daß die Hundehaarweberei weniger betrieben wird.

Sehr schlau ist ihr Fischergeräth eingerichtet. Die Linie ist entweder von Tang oder der Faser der Cypresse gemacht und mit einer aufgetriebenen Blase verbunden, die mit dem Stiele in derselben Hand gehalten wird. Wenn der Fisch angebissen hat, läßt man die Blase los, der Fisch wird in die Höhe getrieben und bei seiner Anstrengung wieder unterzutauchen, ermattet und so gefangen.

Am 21. Juli segelten wir nach New Dungeneſs, von Vancouver ſo genannt wegen ſeiner Aehnlichkeit zu der Spitze in Kent. New Dungeneſs ragt 3 oder 4 Meilen zu N. O. zu N. nach dem Compaß hervor und iſt überall gut zum Ankern bei allen Winden, außer N. N. O. und S. O. Es iſt eine ſandige Strecke, ungefähr 4 Meilen lang und an der Grundlinie 2 Meilen breit, und mit Lagunen und Sümpfen durchhöhlt, ſo daß es nicht mehr als eine Sandbank und keine Fläche iſt. Die von Vancouver hier geſehenen Beaken haben ihre Nachfolger gefunden. Es muß große Mühe und Arbeit gekoſtet haben, ſie zu errichten, das mittlere aufrechtſtehende und durch Querſtützen getragene Stück war bei einer 30', bei einer andern 17' hoch. Ihr Nutzen und der Zweck, weshalb ſie errichtet ſind, iſt noch unbekannt.

Am 22ſten hielten wir quer durch die Straße auf Quadras und Vancouvers-Inſel und warfen faſt an demſelben Platze Anker, bis zu welchem uns der Comorant bei unſerer erſten Ankunft im Schlepptau gehabt hatte. Drei Bäume mit einem dunkeln Flecke am Boden ſehen gerade wie die Maſten und der Rumpf eines Schiffes aus und da es nebliges Wetter war, ſo wurde ein Jeder von uns getäuſcht. Cordova Bai, wie der Name unſers Ankerplatzes war, bringt einen ſchönen Zug aus Vancouvers Leben in Erinnerung. Hier traf er mit dem ſpaniſchen Befehlshaber Quadra in aller Freundſchaft zuſammen, und gab ihm alle Hilfe und Anweiſung, die in ſeiner Macht ſtand, während zwiſchen Spanien und Großbritannien zu dieſer Zeit Uneinigkeit über den Beſitz von Nootka Sund ausgebrochen war. Der Ruf und Name der ſpaniſchen Rüſtung im Jahre 1790 — wiewohl nicht ohne Berühmtheit in jener Zeit — iſt längſt ver-

schollen, doch es soll nicht vergessen werden, daß in diesem entfernten Winkel der Erde Befehlshaber der feindlichen Völker sich zu Thaten vereinigten, die die Wohlfahrt der Menschheit bezweckten. Es ist zu hoffen, daß die diesen Inseln gegebenen Namen beibehalten werden, um späteren Jahrhunderten den Namen Quadras und Vancouvers in Erinnerung zu bringen.

Am 29sten segelten wir um Port Victoria und warfen am 1. August nordwärts von den Rac-Inseln, ungefähr 8 Meilen von Victoria Anker. Diese gefährlichen Inseln, die sich $1^1/_2$ Meilen weit in das Fahrwasser der Straßen erstrecken, verdienen ihren Namen in der That, denn die Fluth macht eine vollkommene race um sie. Wir versuchten nach Sooke Bai, die ungefähr 10 Meilen weiter nach Westen liegt, auszubiegen, aber der Wind war so scharf, daß nach sechsstündigem vergeblichem Kampfe wir gezwungen waren, wieder an demselben Punkte Anker zu werfen. Am 7ten gelangen unsere Anstrengungen, die Bai zu erreichen, wir fanden, daß die Schiffe daselbst bei südwestlichen Stürmen nicht gut vor Anker liegen können.

Am 16. August machten wir uns wieder auf und fuhren auf Neagh Bai. Es wurde dick und nebelig, um Mittag wurde der Wind stärker, wir konnten weder etwas sehen noch thun. Da die Fluth in diesen Gewässern stark und regelmäßig ist, so war unsere Lage nicht ohne Gefahr. Am Nachmittage hatten wir einen Blick auf das Land, wir waren nahe der Küste, dicht bei Sooke Bai. Das Schiff wurde gewandt und wir mußten an dem Orte Anker werfen, den wir am 12ten verlassen hatten. Diese Einzelnheiten werden einen Begriff von der Schifffahrt in dieser Straße

geben, die, bis der Ankergrund durchgängig genau untersucht, mit Schwierigkeiten und Gefahren begleitet ist.

Das Wetter dieser Gegenden ist milder als das von England. Von April bis August ist es in der Regel schön, aber zuweilen von Regen, Nebeln und Winden unterbrochen. Heftigen Regen erwartet man im September und December, Stürme zwischen December und März. Während unseres Aufenthaltes war es gewöhnlich schönes Wetter, die Nächte waren schöner als die Tage. Selten jedoch konnten wir den Doppelgipfel des Berges Baker und die Schneespitzen des Olympus sehen. Die Schneegrenze ist auf dem 45° N. B. 8366′ über der See; wenn die Berechnung richtig ist, so sind diese Berge reichlich so hoch: denn wir waren weit im Sommer vorgerückt, aber keine Verminderung des Schnees war sichtbar.

Am 18ten warfen wir in Neagh Bai Anker. Der Nebel war so dick, daß wir nicht 100 Ellen weit sehen konnten. Im Winter wird diese Bai von Wallfischfängern — Boston Schiffern, wie die Indianer sie nennen — (Kriegsschiffe heißen King Georgs Schiffe) besucht. Ein großes Dorf, oder besser eine Kette von Dörfern, ist in der Nachbarschaft. Der Capitain besuchte den Häuptling Flattery Jack, der ihn auf einer Bank liegend empfing, wie sie gewöhnlich rund um die Hütten der Eingebornen läuft, sein liebstes Weib saß zu seinen Füßen auf einem Brette. An den Dachsparren waren Fische in jeder Abstufung des Trocknens. Winifred Jerkins würde an die alte Stadt Edinburgh gedacht und gesagt haben, daß es in der Straße von Juan de Fuca keine Ohnmachten gäbe.

Am 29. August war unsere Besichtigung beendet, indeß nicht zur Zufriedenheit des Capitains Kellett. Die Nebel

waren im August so dicht und so anhaltend gewesen, daß der ganze Monat beinahe verloren war. Am 2. September nahmen wir von Victoria und Mr. Finlayson Abschied, ihm auf das herzlichste dankend für seine unveränderliche Gastfreundschaft und Freundlichkeit.

Capitel VII.

Cap Mendocino. — San Francisco. — Besuch bei der Mission. — Monterey. — Inseln an der Küste von Untercalifornien. — Streifereien auf Cerros-Insel. — Mazatlan. — Tepic. — San Blas.

Am 14. September erblickten wir Cap Mendocino, ein bedeutendes Vorgebirge mit einzelnen getrennten Felsen davor. Wir ankerten am 17ten bei einem dicken Nebel und glaubten bei Bodegas zu sein, fanden aber, als wir landeten, daß es nur eine geräumige Bucht innerhalb Punta de los Reyes war und daß Bodegas westlich von uns liege. Es ist für 9 Monate im Jahre ein guter Ankerplatz und San Francisco kann von da aus leicht erreicht werden.

Am 18ten liefen wir in die Bai von San Francisco ein, von der wir so viel gehört und gelesen hatten, aber wie waren wir enttäuscht! Es ist kaum ein Hafen zu nennen, sondern nur ein Streifen See, der sich ins Land zieht; in ihn fallen drei bedeutende Ströme, der Sacramento, St. Joaquim und Tale. Diese erzeugen reißende Fluthen und zahlreiche Sandbänke, so daß nicht die ganze Bucht gleiche Tiefe hat. An den Ufern des Sacramento und St. Joaquim ist viel schönes Land, das jedoch den Hoffnungen, die ein unternehmender Geist auf sie setzt, nicht entspricht. Der Sacramento, der Colorado von Californien, und der südliche Arm des Columbia sollen ihren Ursprung beinahe an demselben

Orte haben, auf 110° oder 111° W. L. und 41° oder 42° N. B. in den Rocky Mountains. Die Mündung des Sacramento ist 20 Meilen nördlich von Yierba Buena, deren Ankergrund vielleicht der beste in der ganzen Bucht ist. Sie ist frei von Unregelmäßigkeiten, Strudeln und Fällen, die die starken Fluthen in andern Gewässern bewirken. Der Weg zu ihr ist auch ohne Schwierigkeiten, sie hat jedoch einen Fehler und das ist der Mangel an frischem Wasser; dasjenige, welches herbeigeschafft wird, ist nicht genügend für die Bedürfnisse der Küste oder zur Bewässerung. Die Bai von St. Francisco ist wegen ihrer großen Tiefe an einigen und ihrer großen Seichtheit an andern Stellen größtentheils unzugänglich und die Bank vor der Seeseite mit ihrer so häufigen hohen Brandung macht das Einlaufen und das Auslaufen oft sehr gefährlich.

Wir warfen in Yierba Buena Anker, wo wir das nordamerikanische Schiff Portsmouth von 24 Kanonen (68-Pfünder) und 1320 Tonnen antrafen. Unsere Ankunft schien Erstaunen zu erregen, da man uns zuerst für den Erebus, eines von Sir John Franklins Schiffen, hielt. Ein Lieutenant kam an Bord und brachte die Nachricht, daß die Amerikaner von Californien Besitz genommen hätten, und mehre Officiere und Gemeine an der Küste beschäftigt wären, die Vertheidigung des Landes zu organisiren.

Einige von uns machten einen Besuch nach der Mission von St. Francisco. Die Verbindung von Religion und Colonisation scheint beim ersten Anblick viel zu versprechen und Alles zu gewähren, was ein wohlgesinnter Geist nur wünschen kann. Sie hat sich jedoch, wie so manches, das auf dem Papiere sich recht gut ausnimmt, als völlig unbrauchbar und unanwendbar erwiesen. Keine Einrichtung kann es geben, die mehr

auf das Menschenwohl abzielte und deshalb mehr eines guten Erfolges würdig wäre, als diese; und doch ist ihr Untergang, den verschiedene Ursachen bewirkten, vollständig und bejammernswerth. Selbst der Schatten ihres früheren Rufes ist geschwunden und man kann sogar sagen, daß Ungerechtigkeiten anstatt Wohlthaten ihr Erfolg gewesen sind.

Ungefähr 20 zerstreut liegende Häuser waren in der Ebene, und das Einzige, was ein Anzeichen von Leben gab, war ein junger Ochs, der eingebracht wurde. Der Weg zu den Missionshäusern war ermüdend und eintönig, er führte durch Dickichte von niedrigen Bäumen und tiefem Sand. Die Umgebung war nicht weniger als malerisch, wir sahen sie außerdem unter sehr ungünstigen Umständen, zerfallen, schmutzig und auf dem Punkte eine Mormonenbesitzung zu werden. Die Missionskirche, ein erbärmliches, schlecht gebautes Haus, decorirt in einem ungefälligen flitterartigen Style, wie man ihn in Italien und Spanien gewöhnlich antrifft, war noch in Besserung erhalten. Die für die Indianer bestimmten Häuser sind von der schlechtesten Art, aus Lehm gebaute Hütten mit nur einem Zimmer, aber sie stehen in Reihen und Straßen. Diese waren für die Verheiratheten bestimmt, die Unverheiratheten wurden in ein Viereck, welches durch die Häuser des Obern, der Priester und der Beamten der Niederlassung gebildet ward, eingeschlossen. Die Kirche, die Werkstätten, das Gefängniß waren in diesem Vierecke aufgeführt; Zimmerarbeit, Weberei und Schmieden hatten unter der Aufsicht gewerbfleißiger, sorgsamer Väter guten Fortgang; aber die Abgeschlossenheit, in der die Indianer gehalten wurden und das einsame Leben ward gewöhnlich so langweilig und lästig gefunden, daß wenige es lange hinter Schloß und Riegel aushielten, sie waren

bald in dem Zustande passiven Gehorsams, dessen Einführung der Zweck der Mission war. Die Klippe, an welcher sie scheiterte, scheint der große Fehler der Väter gewesen zu sein, daß sie nicht weiter gingen. Wir fanden das Haus des Obern im Besitze einiger Mormonen, die in großer Zahl angekommen waren. Sie sind eine eigenthümliche Secte mit sinnlichen Grundsätzen, die, so lange sie im Ueberflusse leben, gewiß Niemandem etwas zu Leide thun.

Zur Zeit unseres Besuches war das Gold noch nicht entdeckt und St. Francisco war äußerst still. Eines Abends jedoch gab ein amerikanischer Wallfischfänger von Boston, die Magnolia, einen Ball und alle unsere jungen Leute besuchten ihn; nach den vielen kleinen Geschichten und Vorfällen, die nachher von ihnen erzählt wurden, zu urtheilen, müssen sie sehr vergnügt gewesen sein. Es war eine buntscheckige Gesellschaft, in der viel Branntwein getrunken wurde. Einer der Officiere fragte eine Mutter, ob sie ihm erlauben wolle, mit ihrer Tochter zu tanzen. „Wie kann sie mit Ihnen tanzen, wenn sie Ihren Namen nicht weiß", war die Antwort. „Whiffin ist mein Name". „Hier Betsey", rief die Mutter so laut, daß man es im ganzen Saale hören konnte, „Whiffins will mit Dir tanzen", und dahin walzten sie.

Am 22sten setzten wir mit vollen Segeln bei. Der Wind war frisch und erst am Nachmittage gelang es uns aus der Bai von St. Francisco zu kommen. Eine heftige Brandung war wie gewöhnlich an der Mündung und da mehre Wallfischfänger zugleich mit ausliefen, so gewährte es einen lebendigen Anblick. Die Brandung und der Wind begleiteten uns bis zum folgenden Tage, wo wir vor Monterey waren. Die Pandora lief ein, um einen Brief zu holen, den der Admiral

dort gelassen hatte. Sie fand dort die Fregatte der Vereinigten Staaten „Constitution“ und die Amerikaner waren im vollen Besitze des Platzes. Monterey hat Aehnlichkeit mit Callao und Valparaiso, es ist ein offener nach Norden freier und in Süden nur von einer Einbiegung der Küste gebildeter Hafenplatz. Dennoch hält man ihn für sicher, da der Nordwind, wiewohl er hohe Wellen in die Bucht entsendet, doch nicht heftig bläst und so die Schiffe ohne Gefahr vor Anker liegen können. An dieser Küste sind Südoststürme gewöhnlich die gefährlichsten, sie wehen zwischen November und April und geben warnende Anzeichen ihrer Ankunft durch schwere dunkle Wolken, die sich von Süden erhoben, und heftigen Regen. Bei diesen Anzeichen laufen die Schiffe gleich aus und gehen in die hohe See, und oft vergehen 5—6 Tage, ehe sie zurückkehren können. Glücklicherweise kommen diese Stürme nicht oft vor.

Die Stadt Monterey ist an der südlichen Spitze der Bai und im Süden von der Punta Pinos geschützt. Unter spanischer und mexikanischer Herrschaft konnte sie sich nicht aus der Unbedeutenheit erheben. Man muß erwarten, was aus ihr der unternehmende, kräftige Amerikaner machen wird.

Am 26sten sprachen wir eine mexikanische Brigg an, die nach San Francisco bestimmt und 50 Tage von Mazatlan war. Sie zeigte wegen des Krieges gar keine Angst; nachher erfuhren wir, daß sie in die Hände der Amerikaner gefallen und von ihnen als Frachtschiff benutzt sei. Wahrscheinlich bezahlten sie dieselbe, da ihr Augenmerk darauf gerichtet war, das Volk nicht mehr zu reizen oder zu beleidigen als nöthig war. Der Krieg wurde als ein Krieg zwischen den Regierungen betrachtet, hätten die Amerikaner ihn zu einem Völkerkriege

gemacht, so würde der gewünschte Erfolg wahrscheinlich vereitelt worden sein, wie auch immer der augenblickliche Ausgang gewesen sein möchte.

Als wir die Brigg verlassen hatten, überkam uns plötzlich ein Nebel, in dem wir die Pandora aus dem Gesichte verloren, ein Ereigniß, das um so unangenehmer war, als Mr. Wood auf unserm Schiffe mit den Karten beschäftigt war. Nach ein- oder zweistündigem Feuern, Glockenläuten und Trommelschlagen erblickten wir jedoch das Schiff wieder und setzten Mr. Wood an Bord desselben. Solche Nebel sind diesen Küsten eigenthümlich, kommen häufig vor und halten oft mehrere Tage an.

Am 27sten bestimmten wir die Lage von John Begge's Riff, sie ist 33° 22′ 0″ N. B. und 119° 44′ 0″ W. L. Dieser gefährliche Felsen hat rund umher tiefes Wasser und liegt W. N. W. von St. Nicolas-Insel, eine der Inseln, die längs der Küste von Californien in diesen Breitengraden liegen. Wir besichtigten San Nicolas, San Clemente und die Coronados-Inseln. Die Pandora ging nach St. Diego, der Herald blieb vor der niedrigen, dürren und langweiligen Küste. Das Land sieht kahl aus, weder Fluß noch See erfreute das Auge, der einzige Gegenstand, auf den es traf, war die Mission von St. Diego. Das Gebäude ähnelt dem von St. Francisco, ist aber, so weit wir es durch unsere Gläser wahrnehmen konnten, in besserm Zustande und der Kirchthurm ist höher. Das Dorf oder die Häuser für die Indianer hatten jedoch nicht dieselbe Ausdehnung wie die von St. Francisco.

Am 2. October waren wir in dicken Nebel eingehüllt, auf einmal klärte es sich auf und wir fanden uns dicht bei den kahlen

und hohen Coronados-Inseln, deren 3 sind. Wir warfen vor der südlichern Anker. Wiewohl sie die fruchtbarste ist, so bringt sie doch nur Gras und einige niedrige Bäume hervor, die aber, wie Alles in dieser Jahreszeit, trocken und weiß waren. Durch Barometermessungen fanden wir, daß die höchste Spitze dieser Insel 575 über dem Meeresspiegel ist. Auf dem Gipfel fingen wir drei Klapperschlangen und eine Tarantel. Die Schlangen waren wüthend und schossen auf Alles zu, was an die Nähe des Glasgefäßes gesetzt wurde, in dem sie gefangen gehalten wurden. Erstaunlich war die Länge der Zeit, die sie ohne Nahrung zubrachten, eine blieb nicht allein nach acht Monaten noch am Leben, sondern war noch ebenso grimmig als zur Zeit, wo sie eingefangen wurde. Die nördliche der Coronados-Inseln ist ein Felsen; Mr. Hill erstieg seinen Gipfel, der so spitz war wie ein Kameelsrücken, so daß er kaum Raum finden konnte um den Theodoliten aufzustellen. Seeottern finden sich in ungeheurer Anzahl an diesem Felsen und die Amerikaner schicken oft die Boote ihrer Schiffe hierher, lassen Feuer auf der Insel anzünden, diese Thiere in großer Anzahl niederschießen, den Thran ausbrennen und ihn fertig zum Schiffe bringen.

Am 11ten war das Wetter wunderschön, eine milde mit Wohlgerüchen durchwürzte Luft wehte in dem schönsten Himmelsstriche der Welt, aber an der Küste war kein Busch, kein Grashalm, an dem sich das Auge weiden konnte. Um Mittag warfen wir vor dem steilen und rauhen Cap Collnett Anker. Es trägt seinen Namen nach einem Seefahrer und Lieutenant, der im Jahre 1790 das Handelsschiff „der Argonaut“ befehligte. Das Vorgebirge ist ein merkwürdiger Punkt, es hat einige Aehnlichkeit mit Süd Foreland oder dem Cap

Dimitri auf der Insel Gozo. Eine Bai erstreckt sich von ihm nach Norden, eine Landung möchte in ihr möglich sein. Die Mission von St. Thomas liegt vier Meilen landeinwärts.

Am 14ten waren wir nahe bei dem zweigegipfelten Eilande San Martin, einem unfruchtbaren und trübseligen Flecken Landes, das augenscheinlich ein ausgebrannter Vulkan ist. Die Felsen waren mit Schwärmen von Seeottern bedeckt, wir hatten sie nie in großer Anzahl gesehen und ihr Heulen, Schreien und Bellen machte sie zu sehr schlechten Nachbarn. Die Insel liegt 30° 28′ 0″ N. B. und 115° 57′ 0″ W. L., ihre rechte Bergspitze ist 567′ hoch.

Am 15ten warfen wir im seichten Port St. Quentin Anker, der durch 5 merkwürdig gleiche Bergspitzen im Binnenlande zu erkennen ist. Kaninchen, Hasen, Wachteln, Brachvögel, Schnepfen, Makrelen, Stinte und Krebse waren in großer Anzahl vorhanden. Sie geben St. Quentin, so armselig dieser Hafenplatz in anderer Beziehung ist, einen guten Namen an einer so traurigen Küste wie die von Unter-californien ist.

Am 22sten segelten wir vor San Geronimo-Insel vorbei und fanden, daß die Straße zwischen ihr und dem Festlande 5 Meilen breit ist. Am 25sten ankerten wir an der Ostküste von Cedros oder Cerros-Insel. Sie hat ein ganz eigenthümliches Aussehen, gleich als ob eine Fluth das niedrige Land gefegt und es so flach und eben gemacht hätte, wie einen neu angelegten Fahrweg. Cerros ist eine auf einander gethürmte Hügelmasse und wiewohl hie und da einzelne Cedernhaine sind, so sind sie doch ihrer geringen Anzahl wegen kaum im Stande, der Insel den Namen zu geben. Zie-

gen giebt es im Ueberfluß. Die außerordentliche Trockenheit der Luft ist bemerkenswerth. — Wir fanden zwei Gräber aus dem Jahre 1819, das von Brown Sinclair, welcher zum Schiffe Harriet gehörte und hier ertrank, und das von Justin Finch, vom Shakspeare, auch einem Londoner Schiffe. Die Denkmale waren nur schlechtes Machwerk, doch war das Holz nicht vermodert und die Inschriften waren noch ganz leserlich. Die Bai der Insel wurde der Beobachtung unterworfen, wir fanden, daß ihre Südspitze auf 28° 3′ 0″ N. B. und 115° 11′ 0″ W. L. lag.

Zwei Officiere erstiegen den Gipfel. „Der Weg, sagt Mr. Henry Trollope, war rauh und ermüdender, als wir erwartet hatten. Als wir hinaufstiegen, konnten wir kaum einen Tropfen Wasser finden, wiewohl wir zuweilen Spuren sahen, daß etwas dagewesen war. Als wir wieder niederstiegen, trafen wir auf eine Schlucht mit einem Bache, der an manchen Stellen 5′ tief war. Wenn der Tag länger gewesen wäre, hätten wir ihn bis zur See verfolgen können, wo er vielleicht der Schifffahrt von Nutzen sein kann. Seine Ufer waren mit schönen Gesträuchen bedeckt, ja selbst Bäume kamen vor, die recht angenehm gegen die wüste, unfruchtbare Gegend ringsum abstachen. — Wenig fehlte, daß uns der Bach irre geleitet hätte, er wandte sich nämlich nach der Westseite der Insel, wir folgten seinem Laufe in der Hoffnung, er würde die Richtung ändern, bei Sonnenuntergang jedoch sahen wir uns am Rande eines Abgrundes, in den wir nicht hinabsteigen konnten. Wir mußten wieder bergan steigen und sahen glücklicherweise unser Schiff, ehe die Dunkelheit vollkommen hereinbrach. Zwar war der Weg noch rauh, allein wir hatten mehr ebenen Boden als vorher. Der Anblick der See und

unseres Schiffes hatte unsere Kräfte neu gestärkt, aber wir waren doch so ermüdet, daß wenn wir irgendwo anhielten, um uns auszuruhen, wir augenblicklich einschliefen; erweckt durch die Kälte der Nacht begannen wir niederwärts zu schreiten, und als wir endlich die Bai erreichten, waren wir noch mehr als drei Meilen von unserm Schiffe entfernt; es war 10 Uhr als wir gänzlich ermattet und entkräftet an Bord kamen. Unglücklicherweise hatten wir weder Compaß noch Barometer mit uns, eine ungefähre trigonometrische Rechnung ergab jedoch, daß die Höhe der Insel 2500′ betrage.“

Wir verließen Cerros-Insel und gingen am 2. November in dem schönen Hafen der Magdalenenbai vor Anker. Hier wurde der Herald ausgebessert. Die anliegende Gegend war unfruchtbar und ohne Wasser, die Jäger hatten viel Glück und schossen Hasen und Brachvögel. Wir fingen eine Menge von Brassen, Barben, eine Art Skipjack und Silberfische, auch einige Schildkröten und einen Hai. Am 11ten waren wir vor Cap San Lucas, der äußersten Spitze der Halbinsel Californien. Es zeichnet sich durch Streifen von Sandklippen die nahe bei ihm liegen, und durch einige freistehende Felsen aus, die the Needles bei der Insel Wight ähnlich sehen. Am folgenden Tage liefen wir in den Hafen von Mazatlan ein und erfuhren, daß unsere Briefe und das Frachtschriff Palinurus mit Vorräthen für uns in der Bai von San Blas seien.

Einige von unserm Schiffe hatten Mazatlan 1832 gesehen. Die Venado-Insel mit ihren grünen, felsigen Klippen, die Düne, welche die Frischwasser-Seen vom Meere trennt, der Morro mit seinen weißen Hütten und der glänzenden Bucht daneben — Alles war noch da — aber Mazatlan selbst war nicht mehr ein ländlicher Ort, sondern eine Handelsstadt,

der Wohnsitz fleißiger und thätiger Handelsleute. Die Trägheit des Creolen war verdrängt und hatte der Thätigkeit des Deutschen und Engländers, des Franzosen und Amerikaners Platz gemacht. Mazatlan ist kein guter Hafen, es ist nur eine Bai, dem Ost zu Süd und den S. W. Winden offen, die durchweg seichtes Wasser hat, so daß Schiffe von einiger Größe 2 oder 3 Meilen vor der Stadt liegen bleiben müssen. In der Mitte des freien Ankergrundes entdeckte Capitain Beechey einen Felsen mit nur 11 Fuß Wasser darüber. — Der Hafen ist nicht so ungesund als der von San Blas, und zwischen November und Juni, den Monaten, in denen es rathsam ist, an der Küste zu sein, sind S. W. Winde unbekannt und es wehen nur stärkende See- und Landwinde.

Die Stadt war voll Soldaten, die damit prahlten, einen Angriff, den die Amerikaner vielleicht machen möchten, zurückzuschlagen. Sie hielten jedoch ihr Wort nicht, denn wenige Monate nachher fiel der Platz ohne Schwertstreich. In ganz Mexico ist kein Gemeingeist. Der Parteienkampf hat so gänzlich alle Volksthümlichkeit gebrochen, daß viele Einwohner froh sein würden, unter einer kräftigen Herrschaft zu stehen, die ihnen Schutz gewährte und ihr Leben und ihren Besitz sicherte.

Am 21. November nahmen wir Mr. Romaine und Mr. Macnamara als Reisende an Bord unseres Schiffes und segelten auf San Blas; der letztere, ein römisch-katholischer Priester, hatte die Absicht, in Californien eine irländische Niederlassung zu gründen, die Mexico Treue schwören und dem weiteren Vordringen der Amerikaner einen Damm entgegensetzen sollten. Dieser Plan vereitelte beinahe die Besitznahme St. Francisco's von Seiten der Nordamerikaner und würde entweder dazu geführt haben, daß sich eine irische Niederlassung

gebildet hätte, oder daß England gezwungen sein würde, das Land in Besitz zu nehmen.

San Blas ist durch die Bergspitze von St. Juan bemerkbar. Sie ist 6200′ hoch und liegt gerade über der Stadt, aber der Piedra del Mar, ein steiler Felsen in der See, 10 Meilen westlich vom Ankerplatze, 130′ hoch mit 10—12 Faden Wasser ringsum, giebt der Nähe von San Blas einen auffallenden Ausdruck. Es liegt noch ein anderer Felsen, der diesem an Gestalt zwar ähnlich, aber kleiner ist, $^2/_3$ Meilen vom Lande entfernt.

Am 23sten warfen wir Anker vor der alten Stadt San Blas. Mr. Romaine und Mr. Macnamara landeten sogleich und ein Courier eilte mit ihnen nach Tepic, um unsere Briefe zu holen. In 36 Stunden kam er zurück, wir waren wieder mit der Heimath in Verbindung gesetzt. Welch eine Freude das war, können nur die begreifen, die Gott mit Freunden gesegnet hat. Was kaltes Wasser für den Durst ist, das sind gute Nachrichten von der Heimath für die Seele.

Tepic ist die zweitwichtigste Stadt im Staate Jalisco. Im Jahre 1836, sagt Capitain Beechey, zählte sie 8000 Einwohner und in der regnigen Jahreszeit ist ihre Zahl noch größer, weil viele Fremde sich dann dahinziehen. Sie liegt in einer fast ganz von Bergen eingeschlossenen Ebene 2900′ über dem Meere; man sollte deshalb glauben, sie sei gegen jede Art von Ungesundheit geschützt, die ihr jedoch Einige zuschreiben. Tepic liegt in gerader Richtung nur 22 Meilen von San Blas, die Straße zwischen beiden ist 56 lang und langweilig und ermüdend.

San Blas, wiewohl es jetzt verlassen ist und in Trümmern liegt, hat noch einige Zeichen seiner alten Größe. Die Häuser sind fest aus Stein gebaut, aber die Stadt ist längst

in Verfall gerathen und das Aufblühen von Mazatlan bringt sie ganz in den Hintergrund. In den Zeiten der spanischen Herrschaft hatte sie ein Zeughaus und eine Werfte, die Ueberbleibsel der Seilerbahn und ein Steinhaus sind noch zu sehen, aber ihre Zeit ist dahin und nichts scheint es wünschenswerth zu machen, daß sie wieder aus dem Dunkel auftauche.

Wir wandten unser Schiff auf Santiago, um Wasser einzunehmen. Wir rollten auf einem Waldwege unsere Tonnen in den Strom und hatten bald unsern Bedarf, zwar nicht mit großer Schwierigkeit, aber einem furchtbaren Kampfe mit den Moskitos, eingenommen. Von diesem Theile der Küste lief ein schöner Weg zur Stadt, die ungefähr 2 oder 3 Meilen entfernt liegt. Er war rauh und steil, aber mit einem dichten Dache von Laubwerk überdeckt, das die Sonne fern hielt. Wir konnten nur die Trägheit der Eingebornen bedauern, die einen solchen von der Natur selbstgemachten Weg in einem solchen Zustande lassen konnten.

Wir fuhren am 27sten ab und hielten auf S. W., zwischen den Tres Marias-Inseln und dem Festlande hinlaufend. Am folgenden Tage waren wir vor der Bai von Bandieras zwischen Cap Corrientes und Corvetena. Dieser Platz hat einiges Interesse, weil hier Dampier mit den Spaniern ein Gefecht hatte.

Der Seewind war weder regelmäßig noch stark, wir kamen jedoch 50 Meilen täglich weiter und hatten beständig die Ansicht der Küste zur Rechten. Am 1. December bestimmten wir die Lage eines beträchtlichen Hochlandes in der Nähe des ungesunden Flusses Manzanilla. Es ist eine weiße Felsenmasse, einigermaßen ähnlich dem Arica Head und liegt 18° 49′ 0″ N. B. und 104° 23′ 0″ W. L.

Capitel VIII.

Siguantenejo. — Eine Gesellschaft unserer Expedition von den Mexikanern gefangen genommen. — Abreise. — Acapulco. — Tod von William Harris. — Cap Velas. — Küste von Neu-Granada. — Ankunft in Panama.

Sonnabend, den 5. December 1846 gingen wir bei Morro de Petatlan, wenige Meilen südlich von Siguantenejo, vor Anker, in der Absicht, unsere magnetischen Beobachtungen fortzusetzen. Wir waren jetzt da, wo Anson kreuzte, als er die Acapulco Galeone erwartete, denn Mr. Walter, der Geschichtschreiber jener Reise, beschreibt eine Bai 17° 36′ 0″ N. B. ungefähr 30 Meilen westlich von Acapulco, die, wenn wir seine geringen Mittel, eine genaue Lage anzugeben, in Anschlag bringen, genugsam mit unsern Berechnungen übereinstimmte, um uns die Gewißheit zu geben, daß der Platz, wo wir Anker geworfen, derselbe war, wo der Centurion ausgebessert war und Wasser genommen hatte. Aber selbst ohne diese Erinnerung an die Vergangenheit war die Bai schön genug, um unsere Aufmerksamkeit zu fesseln. Eine steile und rauhe Küste mit einer weißen Einfassung von weißen Felsen und öden Inseln mit einer heftigen Brandung, öffnet sich zu einer Bucht von $1\frac{1}{2}$ Meilen Tiefe und $\frac{3}{4}$ Meilen Breite. Der Centurion scheint das erste fremde Schiff gewesen zu sein, welches Siguantenejo besuchte, da die Spanier in Gemäßheit ihrer früheren

Politik alle Verbindung mit kleineren Häfen hinderten. Es ist ein niedlicher kleiner Hafen und augenblicklich eine Niederlage für Blauholz, ein werthvolles Roherzeugniß von Mexico. Da jedoch Acapulco so nahe liegt, muß dies Land erst ein ganz anderes Aussehen bekommen, ehe Siguantenejo von Wichtigkeit werden kann.

Am Sonntage schifften wir in zwei Kähnen in den Hafen und landeten an der N. W. Biegung desselben, um die Brandung zu vermeiden. Nichts konnte die Lieblichkeit der Scene übertreffen: die Bucht war glatt und silberklar, der Strand mit schönen Sträuchern und Bäumen gefranzt. Wir schlossen aus der Stille und der Abwesenheit von Cultur, daß das Land unbewohnt sei, und wiewohl wir Zeichen von Holzfällungen und augenscheinliche Beweise fanden, daß kürzlich Menschen dagewesen sein mußten, so ließen wir uns jedoch nicht im Traume einfallen, daß wir angegriffen und belästigt werden könnten.

Der Zahlmeister und der Arzt wollten schießen und naturwissenschaftliche Gegenstände sammeln, Mr. Wood und Mr. Staunten landeten eben und Mr. Hill und Mr. Trollope stellten die Instrumente auf und setzten Alles in Bereitschaft, daß der Capitain seine Beobachtungen beginnen könne, als plötzlich das Getöse von anstürmenden Männern und ein Schreien von den Unsrigen gehört wurde: da sind die Eingebornen. Aus jeder Oeffnung des Waldes kam eine Art von Fallstaff, zerlumpte Krieger, jedoch in voller Rüstung, die in ziemlich guter Ordnung aufzogen. Die Befehlsworte: fertig, preparar, pronto, schlugen an unser Ohr und die Soldaten präsentirten die Gewehre, keineswegs um uns zu ehren, sondern augenscheinlich bereit, Feuer auf uns zu geben.

Dies überraschte uns über alle Maßen. Es kam vollkommen unerwartet; wir waren unbewaffnet und uns blieb nichts übrig, als der buntscheckigen Wache, die zu unserm Empfange erschienen war, ins Auge zu sehen. Capitain Kellett trat vor und suchte dem Anführer begreiflich zu machen wer und was wir seien. Die einzige Antwort war, wir müßten bleiben wo wir wären, bis zur Ankunft des Herrn Commandanten. Wir begannen unsere Beobachtungen, schlugen unsere Bücher auf und zeigten auf das Wort London, das auf den meisten derselben stand — aber es war unnütz, solche Beweise bei diesen Leuten anzuwenden.

Nach einer halben Stunde erschien der „Commandant“ zu Pferde in weiter baumwollener Jacke, einen groben Hut, wie ihn das Volk trug, auf dem Kopfe und einen ungeheuren Säbel an der Seite. Seine Miene strotzte von angenommener Wichtigkeit, und nach einer Unterredung, in welcher er seine Unwissenheit und seine Ungewißheit, was er mit uns machen sollte, deutlich an den Tag gelegt hatte, kam er zu dem Schlusse, weil unsere Sprache und die der Nordamerikaner dieselbe sei, so könnten wir recht gut Bürger der Vereinigten Staaten sein, und daß für ihn jedenfalls das Beste sein würde uns als solche zu betrachten. Unglücklicherweise hatten wir keine Bescheinigung der mexikanischen Behörden über den Zweck unserer Reise. Die Bücher, die Instrumente, daß wir ohne Waffen waren und unsere Knöpfe eine Krone zeigten und einer Menge kleiner Umstände würden jeden, der einigermaßen Erziehung hatte und nur den gewöhnlichen Unterscheidungsgeist besaß, überzeugt haben, daß wir die seien, für die wir uns ausgaben; aber auf diesen eigensinnigen und unwissenden Mann machte dies Alles keinen Eindruck und nach

einem halbstündigen Aufschub gab er uns zu verstehen, daß wir uns zu einem Blauholzschuppen, der ungefähr eine halbe Meile entfernt war und auf einer kleinen Erhöhung lag, begeben müßten. Mr. Wood, dem Befehlshaber der Pandora, erlaubte er nach Acapulco zu gehen und Befehle vom Capitain-General des Stabes einzuholen. Als wir ihm meldeten, daß am Bord Kranke seien, die der Hülfe des Herrn Goodridge bedürften, ließ er auch diesen zum Schiffe zurückkehren; die Uebrigen, sagte er, möchten sich als Gefangene betrachten.

Groß war die Aufregung, als diese Nachricht an Bord bekannt wurde. Einige drangen ungestüm auf Befreiung und das Schiff wand sogleich die Anker auf, aber flaue Winde und Windstillen ließen es nicht weiter kommen und es mußte wieder Anker werfen. Die Nacht an der Küste verlebten wir im erbärmlichsten Zustande, der Morgen brachte jedoch einige Besserung; Mr. Goodridge kam mit einem guten Frühstücke. Nachher zogen wir ein reines Hemd an, ließen uns rasiren und blickten dann mit ganz andern Augen auf unser Verhältniß als Gefangene. Um Mittag kam der Herald mit dem Seewinde in den Hafen und legte sich eine halbe Meile von uns vor Anker. Der Commandant, der sich des Namens Don Vincente Amaro rühmte, schien beim Anblicke der Größe des Schiffes etwas in Unruhe zu kommen und fürchtete, daß eine Befreiung oder ein Angriff versucht werden möchte. Er versicherte, daß sobald er eine Vorbereitung hierzu bemerke, er uns auf Pferde setzen und ins Innere des Landes bringen lassen würde. Es unterlag keinem Zweifel, ein Angriff von Seiten des Schiffes würde einen dreimal größeren Haufen zurückgetrieben haben; wir waren jedoch ohne Waffen und

hätten wenig Widerstand leisten können; wir würden im Innern des Landes und auf mehrere Wochen in alle vier Winde zerstreut worden sein.

Am Montage schlugen wir ein Zelt auf und drei oder vier Mal fanden Gespräche mit den Bauern statt. Man brachte uns gutes frisches Fleisch und Gemüse, und wiewohl wir über diese unnöthige und widerwärtige Gefangenschaft ärgerlich waren, benutzten wir unsere Zeit doch besser als zu nutzlosen Klagen. Don Vincente Amaro wurde zuweilen aufgeregt und heftig, er sah die Schwierigkeit der Lage ein, in die er sich versetzt hatte, und betrank sich, um seine Unruhe zu beschwichtigen. Dann forderte er von uns geistige Getränke; Capitain Kellett sandte ihm eine Flasche leichten Rothwein — eher eine Kühlung denn ein Reizmittel — aber für seinen Zustand dienlicher. Eines Tages brachte er seine Töchter mit, ein paar niedliche Mädchen, die sich sehr über das Schiff wunderten. Bei dieser Gelegenheit führte er eine prahlerische Sprache und sagte, da er im Schooße seiner Familie, so solle dieser Tag ein Tag des Friedens sein. Seine Besuche waren sehr langweilig. Unser Zahlmeister, der selige Mr. Woodward, war der gewöhnliche Sprecher, weil er das Spanische ausgezeichnet verstand. Die Zusammenkünfte endeten meistens damit, daß er uns nach mexikanischer Sitte umarmte und den Capitain bat, ihm agua ardiente zu schicken. Mr. Trollope vermied ihn immer und als er dies bemerkte, suchte er mit diesem Officier besonders zu sprechen und sagte gnädig: Sie brauchen nicht bange zu sein, ich habe keine schlimme Absichten. Mr. Trollope antwortete ihm im besten Spanisch, welches ihm zu Gebote stand, daß Engländer nicht gewohnt seien, sich vor Mexikanern zu fürchten.

Die Eingebornen waren weit entfernt, unhöflich zu sein. Wir waren Gegenstände der Neugierde für Alle, sie drängten sich um uns, schauten in unser Zelt und beguckten mit prüfenden Blicken Alles, was wir ihnen zeigten. Die Knaben ergingen sich in einem guten Maße von Unsinn, der eine wollte warten bis man uns hängen werde, die andern machten Zeichen als ob man unsere Kehle abschneiden werde und ein dritter zeigte eine Grube, in der wir begraben werden sollten. Die Weiber erklärten jedoch einstimmig, sie wollten nicht, daß uns etwas Uebeles geschähe, und wären dieser Art Maßregeln gegen uns ergriffen, dieses Unterrocksregiment würde zu unserm Schutze eingeschritten sein. Fremde mit blauen Augen und stolzen Gesichtszügen machen gewöhnlich einen zu günstigen Eindruck auf Spanierinnen, um leicht vergessen zu werden. Unter den Völkern teutonischen Ursprungs, den Deutschen, Engländern und Niederländern, werden dunkle Augen und Haare für eine Schönheit gehalten; unter den Spaniern und ihren Abkömmlingen ist das Gegentheil der Fall und ein reiner Sachse mit Haar selbst von der brennendsten Röthe, wird gewöhnlich von dem schönen Geschlechte bewundert.

Der Volkshaufen, der uns umgab, war, was Gestalt, Gesicht und Farbe anbetrifft, so buntscheckig als nur möglich. Da war die dunkle Haut und die dicken Lippen des Negers, das eckige Gesicht und lange Haar des Aztec, das lebendige, lange und schöne Gesicht des Spaniers, kurz jede Schattirung, welche die Mischung dieser so verschiedenen Racen hervorgebracht hat. Leperos, nicht buchstäblich Aussätzige, sondern obdachlose halbnackte Bettler, deren einzige Kleidung in ein Paar Beinkleidern, einem leichten Rocke und einer Jacke bestand — machten den großen Theil der wahrlich bunten Gruppe aus. Ein

buntscheckiger Haufe, dem wir nicht Preis gegeben zu sein begehrten; doch benahm er sich höflich und selbst freundlich gegen uns.

Nahe bei unserm Zelte war ein Sumpf, der von einem Süßwasserflusse gebildet wurde; wir badeten in ihm bis zu dem Tage, an welchem wir eine Anzahl Alligatoren bemerkten, die sich in ihm wärmten. Wir hätten ausrufen können: „Wo Unkenntniß 'ne Segnung ist, würd's Narrheit sein, selbst klug zu sein.“ — Die Nächte waren kühl und angenehm, die Nachmittage heiß bis der Seewind sich aufmachte und die Luft erfrischte. Wir waren in der gesunden Jahreszeit und keiner von uns litt. Hätte die Gefangenschaft in Manzanilla, dessen Gegend allgemein als ungesund anerkannt ist, stattgefunden, wir würden ein ganz anderes Lied zu singen haben.

Die Landschaft war wirklich malerisch, man konnte sie einen dichten Wald mit Flecken von Savannen und zwischengestreueten Baumgängen nennen. Rund um unser Zelt waren Palmen, amerikanische Aloes, Tamarindenbäume und Bananen. Die Landstraßen waren nur Fußwege. Einige von uns, die 8 Meilen landeinwärts bis Puebla gekommen waren, berichteten, daß das Land da frei von Wald und kümmerlich beackert sei. Wir hätten wohl einen Ausflug machen können, wir hielten es aber nicht für rathsam, eine Gunst von Don Vincente Amaro zu erbitten. Jene Leute wenigstens wurden nicht belästigt. — Capitain Kellett hörte hiervon aber nichts bis wir wieder auf dem Schiffe waren, sonst würde auch diese kleine Excursion nicht stattgefunden haben.

Am Sonnabend kam die Pandora von Acapulco zurück und brachte einen Verweis vom Governor General für den Commandanten wegen seiner Dummheit und eine Ermahnung,

wie er in seiner Unwissenheit sein Land bloßgestellt habe. Don Vincente schien, als er das hörte, vom Donner gerührt — wir sahen ihn nicht wieder. Der Haufen von Kriegern und müssigen Männern, Weibern und Knaben verschwand wie durch Zauber und binnen einer Stunde war der Ort so ruhig als er am Sonntage vorher gewesen war. Da uns nichts mehr zurückhielt, setzten wir am 14. December unsere Reise nach Panama fort.

Die Küste zwischen Singuantenejo und Acapulco ist ungemein schroff, die Gebirge erheben sich unmittelbar von der See während im Osten des Hochlandes von Marques eine lange dick mit Bäumen bewachsene Ebene sich einige Meilen weit ins Land erstreckt, ohne sich merklich zu erheben. Dieser Umstand macht Acapulco leicht kenntlich, vorzüglich wenn man von Osten kommt, wo die Veränderung im Aeußern der Küste am meisten in die Augen fällt. Wiewohl die Entfernung zwischen den zwei Häfen nur 120 Meilen ist, wurden wir von flauen Winden und Windstillen so aufgehalten, daß wir erst am 16ten in Acapulco landeten. Der Seewind legt sich gewöhnlich um 9 Uhr Morgens und den übrigen Tag ist Windstille. Wären wir näher an der Küste hingefahren und hätten uns den Landwind zu Nutze gemacht, so würde unsere Reise schneller gewesen sein, aber um dies auszuführen hätten wir eine genauere Ortskenntniß haben müssen, als wir bis jetzt besitzen.

Um Sonnenaufgang erschienen die Gebirge von Acapulco in all ihrem Glanze; dann sind ihre Gipfel frei von Wolken und Nebel, welche sie, sobald der Tag vorrückt, einhüllen. Die bemerkenswerthen Tetas von Coyuca, 4 Meilen von dem Eingange des Hafens, sind die höchsten Spitzen des

Gebirgzuges und bilden gute Landzeichen. Näher nach Acapulco hin sieht man im nördlichen Thale der äußern Bai die kleine weiße Insel Farallon del Obispo. Sie ist ungefähr 50' hoch und bildet, woher auch immer ein Schiff komme, ein wohl zu unterscheidendes Merkmal.

Was man von Acapulco sagen kann, würde nur eine Wiederholung dessen sein, was alle Seefahrer von den Tagen des Cortez bis zur gegenwärtigen Zeit gesagt haben. Es scheint zu allen Zeiten einen größern Namen gehabt zu haben, als es verdiente. Seine einzige gute Seite ist ein Hafen — im vollen Sinne des Worts ein Hafen — in welchem das Silber und Gold von Peru und die reichen Erzeugnisse des Osten in einer jährlichen Messe, bei der Ankunft und Abfahrt der Schatzschiffe, zusammenströmten. Es wurde auch eine Verbindung mit Callao und Guayaquil ins Werk gesetzt, aber sie trug nicht viel zum Reichthum und Ruhme von Acapulco bei. Nehmen wir Acapulco seinen herrlichen Hafen und die jährlichen Besuche der Schatzschiffe, so war es nie ein Platz von einiger Bedeutung. 1748 beschrieb es Bowen als einen, ausgenommen zur Zeit der Messe, schmutzigen, jämmerlichen Platz von 2—300 mit Stroh gedeckten Häusern und Hütten. 1768 nennt ein französischer Reisender es ein jämmerliches kleines Nest, das mit dem Namen Stadt beehrt werde; dieses paßt heute noch.

In den goldenen Tagen der spanischen Herrschaft hatte der Castellan, die oberste Gerichtsperson, 20,000 Dollars jährlichen Gehalt und außerdem alle Gebühren und Sporteln, die allein es den spanischen Gerichtspersonen leicht machten, mit großen Summen zur Heimath zurückzukehren, wenngleich ihr Gehalt noch so klein war. Es war dies sowohl bekannt und so

allgemein betrieben, daß selbst die Stellen, die nur dem Namen nach einen Gehalt hatten, käuflich waren und den Ministern oder ihren Untergebenen großen Gewinn brachten. Der Cura des Hafens von Acapulco hatte ein Einkommen von 180 Dollars, doch machte er durch Sporteln und Gebühren 14—15000 jährlich. Wenn ein solches Geschäft stets schändlich ist, so ist es doppelt schändlich in einem so unglücklichen Lande.

Die Burg von San Carlos beherrscht den Hafen und die Stadt. Ihre Wälle und Bollwerke sehen recht gut aus und verbreiten einen Schein von Großartigkeit über die Stadt, der jedoch, wenn man landet, schnell verschwindet. Die Burg ist gut und mit Einsicht angelegt, ist jedoch selbst von den umliegenden Hügeln bestrichen und leistete keinen Widerstand als die Nordamerikaner die Häfen von Mexiko besetzten. Für ihre Zeit war sie stark genug, die Seeräuber an der einen, die Indianer an der Seite waren die einzigen Feinde die Spanien zu fürchten hatte. Die Stadt ist arm und jämmerlich. Sie hat zwei Kirchen von keiner Bedeutung, 30—40 Häuser und eine Vorstadt von Hütten und Schilfzeleen. Erdbeben sind häufig gewesen und leichte Stöße sind sehr oft zu vernehmen.

In dem Hafen fanden wir ein Ecuador Schiff von 300 Tonnen, eine Hawaijan Brigg, einen mexikanischen Schooner und 4—6 kleine Küstenschiffe. Die Behörden waren höflich. Der Hafencapitain sprach geläufig englisch und er sowohl als der Statthalter schienen jede Spur der Erinnerung an den unseligen und dummen Eifer unseres Freundes Don Vicente Amaro verwischen zu wollen.

In der Nacht des 17. December ließ sich einer unserer

Zimmerleute, William Harris, vom Zwischendecke zum Halbdecke nieder und versuchte an die Küste zu schwimmen. Er hatte vielleicht 50 Ellen zurückgelegt, als er um Hülfe rief. Schnell wurde ein Boot zu seinem Beistande entsandt, konnte ihn aber nicht finden. Mehrere Haifische kreuzten um das Schiff, sie hatten ihn wahrscheinlich in Stücke gerissen und verschlungen. Am folgenden Tage versuchten wir das Aeußerste, um seinen Leichnam mit Hacken heraufzuholen, wir fanden aber nichts. Sein Tod war das schreckliche Ende eines schlechten Lebens. Der arme Unglückliche schien keine Eigenschaft zu besitzen, die seine Schlechtigkeiten hätte ausgleichen können. Er hatte, um von Arbeiten frei zu sein, seit fast einem Jahre sich gestellt, als ob sein rechter Arm lahm wäre und durch Hemmung des Blutumlaufes hatte er selbst die Wundärzte getäuscht. Endlich ward sein Betrug entdeckt und er als Gefangener unter das Halbdeck gesteckt, von wo er zu entfliehen versuchte.

Am 19ten segelten wir von Acapulco ab und kamen, an der Küste hinlaufend, 20—30 Meilen täglich weiter. Die hohen Spitzen von Guatema'- waren in Sicht und viele Tage hindurch machten wir trigonometrische Höhen- und Entfernungsmessungen. Am Weihnachtstage hatte wir einen starken N. W. Wind, einen Tehuantepic, wie er heißt. Alle unsere alten Segel wurden gespannt und viele zerrissen; aber die Festlichkeiten wurden dadurch nicht unterbrochen und Torten, Puddings, Pasteten, Kuchen und Suppen, die für diesen Zweck vorräthig waren, machten eine olla podrida im Midshipmansraume. Am folgenden Tage klärte sich das Wetter auf, der Herald legte aber bei, während die Pandora vorausegelte und so Panama 14 Tage früher als wir erreichte.

Am 1. Januar 1847 erblickten wir Cap Velas, deſſen Beſchreibung genugſam in ſeinem Namen gegeben iſt, die Felſen ſind weiß und ſteil und gleichen den Segeln eines Schiffes. Wir wurden, wie das überhaupt das Schickſal auf unſerer Reiſe war, mit flauen Winden und Windſtillen heimgeſucht, wir ſahen Cap Blanco, Punta Gione's, Cagno-Inſel, und waren am 11ten vor Montuoſo, einem bewaldeten Eilande, das ganz einzeln im Meere liegt. Coyba, oder Quibo, und Quicara waren die Nacht in Sicht. Die erſte wurde als eine Lieblingszufluchtsſtätte von den Seeräubern betrachtet, weil ſie hier Holz und Waſſer einnehmen konnten. Als jedoch Capitain Belcher 1837 dorthin kam, konnte er kaum Waſſer finden. Auf einer Inſel von einer ſolchen Größe können manche Bäche überſehen ſein, bei unſerer Unterſuchung im Jahre 1848 und 49 entdeckten wir reichliches Waſſer. Quicara bietet einen ganz andern Anblick als Coyba, da es ebenſo rauh und ſteil als jenes bewaldet und üppig iſt.

Von San Francisco bis zur Bai von Panama waren wir immer in Sicht von Land geweſen und waren ſo 2500 Meilen an der Küſte hingefahren. Am 15. Januar ſahen wir nur Himmel und Waſſer, aber die Nähe von Panama gab ſich hinreichend durch die Buquen, große Kanoes mit viereckigen Segeln, die Küſtenfahrten von einiger Ausdehnung unternehmen, kund. Am 16ten waren wir vor der Inſel Galera, deren Schirmbaum (wahrſcheinlich eine Sterculiacea) gleich einer Bake ſich erhebt, um den Seefahrer vor der Nähe der gefährlichen Bänke San Joſe zu warnen. Punta de Coces, die Südſpitze von St. Miguel-Inſel, iſt mit einem blüthenreichen Baume gekrönt, der eine bedeutende Ausdehnung hat. Es iſt eine merkwürdige Erſcheinung, daß eine

Straße nach Panama durch zwei in ihrem Aeußern so auffallende Bäume bezeichnet ist. Wenn man die Straße von Panama erreicht, so bemerkt man starke Fluth. Man kann ihre Stärke danach ungefähr bemessen, daß die Höhe der Fluth bei Panama 20′ ist. Wir erfuhren ihre volle Heftigkeit, das Schiff schien still zu stehen, wiewohl es $2^1/_2$ Knoten machte.

Am 17ten erhob sich ein nördlicher Wind, der heiteres Wetter brachte. Schnell kamen wir an den nördlichsten Perlinseln vorbei, San Bartolome mit ihren Kokosnußpalmen, Saboga und Pacheque mit ihren glänzenden sandigen Buchten und Bänken von Perlenmuscheln. Wir erblickten den Baum auf Chepillo-Insel — ein anderes Warnungszeichen in der Bucht — und gingen vor Sonnenuntergang bei Flamingo-Insel vor Anker. Den Thurm von Panamo Viejo hatten wir N. 5° O. und die Kirche der Stadt Panama N. 53° W.

Capitel IX.

Beobachtungen an der Küste von Neu-Granada. — Rückkehr nach Panama. — Abfahrt nach Peru. — Coyba. — Iguana-Insel. — Payta. — Callao. — Graf d'Ozeri. — Lima. — Payta. — Reise durch die Wüste. — Piura. — Reise ins Innere.

Am 26. Januar 1847 verließen wir den Hafen von Perico, um die Bai von Panama zu untersuchen. Bis Ende April waren wir mit Ablothen beschäftigt. Wir arbeiteten unsere Beobachtungen aus und legten ihre Erfolge in Plänen nieder. Beobachtungen, die sich auf Wassermessungen beziehen, sind immer schwierig und langweilig, aber sie sind es ganz besonders an einer Küste, wie die von Neu-Granada ist, wo heftige Regenschauer mit hellem Sonnenschein plötzlich abwechseln und schädliche Nebel aus diesem schnellen Wechsel entspringen, wo muddige Manglesümpfe, die von Alligatoren wimmeln und eine verpestete Luft erzeugen, meilenlang die Küste bedecken, wo die Moskitos stellenweis so zahlreich sind, daß es mehr als menschliche Geduld erfordert, ihre Stiche zu erdulden; wo die Nächte oft so heiß und drückend sind, daß der Schlaf das müde Auge flieht. Eine Landcharte mag denen ein ganz einfaches Ding scheinen, welche die Aufmerksamkeit, Mühe und den Kostenaufwand nicht kennen, die ihre Aufmessung erfordert. Wer aber ihre Entstehung beobachtet hat und den Aufwand von Arbeit kennt, welche

selbst nur zur Aufnahme einer geringen Strecke erfordert wird, der schaut mit ganz andern Augen auf sie und weiß die Größe des Schatzes zu erkennen, den das hydrographische Büreau durch seine Mittheilungen dem Publikum bietet.

Wir setzten unsere Beobachtungen an der Küste von Panama und Darien fort, bis gegen Ende April der ununterbrochene Regen unseren Arbeiten ein Ende machte und uns zwang nach der Panama-Straße zurückzukehren. Am 21. April kam das Dampfschiff Sampson, Contreadmiral Sir George Seymour, von Callao. Am folgenden Tage begrüßten wir die Flagge von Neu-Granada mit 21 Kanonenschüssen. Der Freistaat erwiederte den Gruß und Don Tomas Herrera, der damals Statthalter von Panamo war, gab dem Admiral und Capitain Kellett zu Ehren einen Ball, überhaupt zeigten die Einwohner viel Freundlichkeit. Auf dem Balle waren alle Schönen der Stadt versammelt; sie waren mit Perlen überladen, womit die Damen gewöhnlich sehr reichlich versehen sind, da die Perlenfischerei seit der Entdeckung des Stillen Meeres an diesen Küsten betrieben ist. Die meisten Frauen von Panama haben niedliche Gesichter, regelmäßige Züge, dunkele glänzende Augen und schönes schwarzes Haar. Ihr Wuchs läßt jedoch viel zu wünschen übrig. Da sie zu Haus ihre Kleider hinten nicht zuhaken und keine Schnürleibchen tragen, so haben sie keine Taille und sehen deshalb im Ballanzuge nicht gut aus. Die Tänze waren meistens langsame Walzer, Contretänze und Quadrillen; Polkas und Galoppaden erhitzen in einem solchen Lande zu sehr. Gegen Ende der Festlichkeit wurden wir durch die Aufführung des „Punta“ ergötzt. Dieser Tanz wird nur von einem Paare getanzt, war früher unter den Negern und Zambos sehr beliebt, ist

jetzt aber aus den feinern Gesellschaften verbannt, was wegen seiner leichtfertigen Tendenz nicht zu bedauern ist. Er wurde uns natürlich auch nur gezeigt, um uns einen Begriff von den costumbres del pays zu geben.

Am letzten April nahm uns der Sampson ins Schlepptau und wir verließen Panama. Am 1. Mai warfen wir an der Küste von Veraguas vor der Insel Coyba Anker, um Holz und Wasser einzunehmen. Einige Zimmerleute am Bord des Sampson waren auf einige Tage geblendet, weil sie Manzanillabäume (Hippomane Manzinella, Linn.) gefällt und dabei die vergiftete Milch dieses Baumes in die Augen bekommen hatten. Sie wußten nicht, daß Salzwasser ein wirksames Gegenmittel ist, und mußten deshalb große Pein leiden. Der Mannschaft eines Bootes vom Herald widerfuhr, als wir die Küste von Darien untersuchten, dasselbe Unglück, weil sie mit seinen Zweigen Feuer angezündet, und ich selbst verlor mein Gesicht für länger als einen Tag, obgleich ich nur einige Zweige für das Herbarium gesammelt hatte. Ich fühlte den stechendsten Schmerz, den man sich denken kann, und er war noch mit dem furchtbaren Gedanken gepaart, daß ich nimmer das Tageslicht wieder sehen würde.

Am 6. Mai segelten wir weiter, berührten die Iguana-Insel in der Nähe von Punta Mala und trafen hier wieder mit der Pandora zusammen.

Ein frischer Wind trieb uns am Abend des 3. Juni in den Hafen von Payta, wo wir einen Tag verweilten, um Lebensmittel einzunehmen. Wie groß ist der Unterschied zwischen der Küste Neu-Granadas und der Perus! An der ersteren üppige Tropengewächse bis an das Wasser, die Hügel und Berge mit Grün bedeckt; an der letzteren nackte Felsen

und Sandwüsten. Nur hie und da wird dieses traurige Einerlei durch die fernen schneebedeckten Häupter der Anden oder einen von dort herkommenden Fluß unterbrochen. Sechs Monate prallt die Sonne mit aller ihrer Kraft auf die grauen Sandflächen, bis im Mai der Winter eintritt und ein allmälig dichter werdender Nebelschleier sich über Meer und Küste breitet. Wenn während der Sommerzeit die Sonne fast nie durch Wolken getrübt wird, so kommt sie im Winter, besonders im August und September, wochenlang nicht zum Vorschein. Die Witterung hat in dieser Zeit große Aehnlichkeit mit der eines englischen Herbstes, sowohl in Hinsicht des Nebels als des feinen Niederschlages, der an der peruanischen Küste die Stelle des Regens vertritt.

Ich ging am nächsten Morgen ans Land. In Payta feierte man, ich weiß nicht zu Ehren welches Heiligen, ein Fest. In allen Straßen gewahrte man tanzende Kinder, meistens Mädchen von 8 — 10 Jahren. Sie waren in bunte mit Bändern geschmückte Hosen gekleidet, trugen eine das Gesicht fast ganz bedeckende Maske, einen Krokodillkopf vorstellend, hinter welcher bei den Mädchen das aufgelöste schwarze Haar fast bis zur Erde herabhing. In der rechten Hand hielten sie ein Taschentuch, in der linken ein kleines Stöckchen. Neger schlugen Pauken, welche Indianer mit Flöten begleiteten. So tanzend bewegten sich die Züge zum großen Ergötzen der Einwohner von Haus zu Haus, von Straße zu Straße. Ich traf später im Innern des Landes ähnliche Gebräuche, welche ihren Ursprung in der alten Heidenzeit haben und bei der Einführung des Christenthums von der Geistlichkeit klüglich mit dem Ritus der römischen Kirche verschmolzen wurden.

In der Frühe des 5. Juni lichteten wir die Anker und kamen nach einer 23tägigen Reise, auf welcher wir beständig mit ungünstigem Winde und Windstillen gekämpft, am Morgen des 28. Juni 1847 nach Callao, dem Hafen von Lima. Der Anblick des Landes vom Hafen aus erinnert durch die einzelnen pyramidenartigen Weidenbäume an italienische Landschaften. Im Vordergrunde liegt Callao mit seiner berühmten Festung; das Land hebt sich allmälig, und zeigt die Stadt Lima, im Hintergrunde das Andengebirge, dessen weiße Gipfel bei hellem Wetter deutlich hervortreten. Callao ist klein und häßlich, im Winter schmutzig und im Sommer staubig. Die Häuser sind niedrig, meistens nur einstöckig und schlecht gebaut. Die Wände bestehen aus Rohr, das mit Lehm beklebt ist. Alle Dächer sind flach, aus Strohmatten, die auf ein Rohrgerippe gelegt und mit Lehm beworfen, verfertigt. Glasfenster findet man nur in sehr wenigen Häusern. Die Fensteröffnungen sind durch einen hölzernen Verschlag geschützt. In den Erdgeschossen sind Kaufläden, Branntweinschenken ꝛc. angebracht. Das beste Gebäude Callaos ist seine Festung, auf welche die Peruaner ungemein stolz sind. Sie liegt an der Meeresküste auf einer Ebene, hat aber trotzdem ein großartiges Aussehen. Auf dieser Festung war es, wo die spanische Flagge noch wehete, als die Unabhängigkeit schon in allen Ländern des spanischen Südamerika gesichert war. Gegenwärtig wird sie größtentheils zu Gefängnissen und zu den Magazinen der Mauth benutzt, doch findet man noch immer eine starke Besatzung und eine Anzahl von Kanonen darin.

Die Pflanzenwelt der Umgegend der Stadt ist nicht ohne Interesse. Die einzigen höheren Bäume sind die schon erwähnten pyramidischen Weiden und einige Dattelpalmen;

Feigen, Bauhinien, Lycium und mehrere Sträucher aus der Familie der Compositae bilden die Gebüsche. Außerdem findet man im Winter eine Unzahl von Gräsern und Kräutern, von denen viele vom nördlichen Europa herstammen. Oft wandert man ganze Strecken, ohne durch die Pflanzen nur im geringsten erinnert zu werden, daß man nicht in Europa sei, bis plötzlich wieder tropische Formen, Tropäolum, Calceolarien, Cissus, Passifloren ꝛc. auftreten und aus der Täuschung wecken. Da wo der Boden bewässert werden kann, ist er sehr fruchtbar und bringt, vereinigt mit einem Klima wie das peruanische, Erzeugnisse hervor, die den Unkundigen in Erstaunen setzen. Auf einem Felde stehen Kohl, Zwergbohnen, Zwiebeln, Kartoffeln, Gemüse, welche im hohen Norden gedeihen; daneben Yucca, Mais, Tomatoes, Bananen und Zuckerrohr. Der Ackerbau wird auf die roheste Art betrieben; das Pflügen geschieht mit Ochsen und einem Pfluge, wie ihn die ersten Menschen wohl nicht einfacher haben konnten. Die einzige Kunst scheint zu sein, das Wasser gehörig zu vertheilen, und wird hierauf geachtet, so ist eine reiche Erndte mit Gewißheit zu erwarten. Man erhält in Callao vielerlei Früchte, die meistens aus dem Innern oder den Gärten Lima's herbeigeschafft werden. Ich bemerkte Aepfel, deren Geschmack jedoch den unseren bei weitem nachstand, Chirimoyas (Anona Cherimolia, Mill.), eine der köstlichsten Früchte der Erde, wie Erdbeeren schmeckend; Granadillas (Passiflora sp.), Capulis (Physalis pubescens, L.), Apfelsinen und Platanen. Außerdem giebt es Weintrauben, Feigen, Quitten, Ananas, Pfirsiche und Aguacate (Persea gratissima), eine birnenförmige Frucht, welche mit dem Löffel gegessen wird und nicht mit Unrecht „Pflanzen-Butter“ heißt.

Peru war wieder in einer Gährung begriffen, denn ein Krieg mit Bolivia drohte auszubrechen. Von allen Seiten des Landes wurden Truppen zusammengezogen, Castillo, dem gegenwärtigen Präsidenten von Peru, war angerathen, selbst nach Bolivia zu marschiren; doch er wußte wohl, wenn er diesem Rathe folgte, so würde in Lima eine Revolution ausbrechen und ihn seiner Stelle berauben, deshalb ging er nicht darauf ein. Man sagt, daß dieses und eine Verschwörung in Bolivia selbst die Ursachen waren, warum der Krieg nicht zu Stande kam und man sich auf Unterhandlungen mit La Paz einließ. Castillo ist ein Zambo, der seine Laufbahn als gemeiner Soldat begann und das Land mit 6 Soldaten zu erobern anfing. Er hat mehr Glück als sein Vorgänger, Ruhe im Lande zu bewahren. Er hält sehr viel auf Soldaten, wahrscheinlich weil diese das einzigste Mittel, seine Macht aufrecht zu erhalten. Man spricht noch immer viel von Santa Cruz, der, wie General Flores und Rosafuerta in Ecuador, einer der besten Präsidenten ist, die Peru jemals gehabt hat. Peru bedarf nur einige Jahre des Friedens, um wieder das alte Goldland zu werden. Die vielen auf einander folgenden Revolutionen haben es sehr verarmt, obgleich es noch immer nicht arm zu nennen ist; doch ist der Unterschied zwischen dem sonstigen und jetzigen Peru so groß, daß sogar Leute, welche es vor 20 Jahren kannten, kaum glauben, daß es das nämliche Land sei. Der Reichthum und Luxus, welcher damals in den Häusern der Reichen herrschte, erstreckte sich bis auf die geringsten Hausgeräthe. So waren z. B. viele Gefäße von Silber und nicht selten von Gold, während jetzt der größte Theil durch Glas- oder Porzellanwaaren ersetzt wird. Was es auch an Reichthum verloren

haben mag, hat es jedoch in wissenschaftlicher und socialer Hinsicht gewonnen. Wirklich der Fortschritt in der letztern Beziehung ist erstaunungswürdig. Früher war Lesen und Schreiben nur auf die Geistlichkeit und einige andere bevorzugte Stände beschränkt, jetzt ist es schon allgemein. Aufklärung verbreitet ihr wohlthuendes Licht nach allen Seiten, und obgleich Peru weit entfernt ist, sich von den Nachwirkungen eines falschen, Jahrhunderte lang angewandten Regierungssystems so rasch und gänzlich frei zu machen, so wird doch die Freiheit der Presse, die Erlaubniß, Kinder in Europa erziehen und studiren zu lassen, — was in spanischer Zeit verboten war, — die regelmäßige rasche Verbindung mit Europa nicht verfehlen, gute Früchte zu tragen; und wie groß auch das Straucheln und Kämpfen gewesen sein mag, welches Peru so wie jedes andere Land zu durchleben hatte und noch zu durchleben haben wird, so wird doch die wahre Freiheit endlich ihr Banner auch sieghaft in Peru entfalten.

In Begleitung von Herrn William Lobb und Lieutenant Henry Trollope begab ich mich am 3. Juli nach Lima. Die Entfernung zwischen Callao und Lima ist 2 Leguas. Trotz der Kürze des Weges ist die Straße eine der gefährlichsten und unangenehmsten der peruanischen Küste. Fast keine Woche vergeht, in der nicht Räubereien und Angriffe auf die Reisenden verübt werden. Noch in derselben Woche, in welcher wir ankamen, war der Omnibus angefallen und gänzlich ausgeplündert worden. Es sind dieses sehr alltägliche Vorfälle, die meistens bei hellem Tage und in der Nähe von La Legua stattfinden. Dort ist ein Sumpf, der mit hohem Schilfe bewachsen ist, zwischen welchem sich die Straßenräuber verstecken, ihre Flinten auf die meist unbewaffneten Reisenden anlegen

und Halt gebieten. An Gegenwehr wird selten gedacht und das Gesindel erhält seine Beute gewöhnlich ohne Schwierigkeit. Der Weg selbst führt durch tiefen Sand und ist sehr staubig. Nicht selten fällt, das Ungemach zu vermehren, der Wagen um und besonders ist eine Stelle dafür berüchtigt, die deshalb von den Fremden Cap Horn genannt wird. Halben Weges steht ein Kloster und eine Kapelle, vor der gewöhnlich ein Bettelmönch steht. Daneben ist eine Schenke, in der man Erfrischungen zu sich nehmen kann und wo alle Pferde gleichsam instinktmäßig stillstehen. Für die Lastthiere ist die Strecke zwischen Callao und Lima außerordentlich beschwerlich. Doch dieses bedenken die Neger und Zambos nicht. Sie schlagen auf die Thiere mit einer kaltblütigen Grausamkeit, die für den Zuschauer wirklich herzzerreißend ist. Endlich gelangt man in eine schöne Weidenallee, die vom O'Higgins angelegt, von beiden Seiten mit lieblichen Gärten umschattet ist, und tritt dann durch das Thor in die Hauptstadt Perus. Lima, von dieser Seite betreten, macht keinen günstigen Eindruck. Die Häuser sind schlecht und ärmlich, die Straßen schmutzig, doch je mehr man sich dem Hauptplatze, dem Mittelpunkte des Handels und Lebens, nähert, desto eigenthümlicher und schöner wird der Anblick. Ich war schon durch Tschudi's berühmtes Werk über Peru mit Lima bekannt und Alles hatte daher für mich ein doppeltes Interesse. Von allen Reisewerken, die ich mit den Ländern, worüber sie handeln, zu vergleichen Gelegenheit hatte, ist mir außer Humboldt's Reise keines vorgekommen, welches unter solch bescheidener Aufschrift so getreu und richtig schildert. In Tschudi's Werk ist nirgend Uebertreibung, nirgend Entstellung der Wahrheit, Alles ist gediegen und schön.

Wir stiegen im französischen Hotel im Plaza mayor ab, wo wir mehrere Tage verblieben. Was mich selbst betrifft, so muß ich sagen, daß mir die Zeit in Lima sehr angenehm war. Jeder Gegenstand bot Stoff zu neuen Anschauungen dar, und dann ist das Gefühl, eine Stadt wie Lima zu betreten, nachdem man so lange unter halb Wilden gelebt und zwischen Himmel und Wasser geschwebt hat, so erfreulicher und erheiternder Art, daß man sich wie neu geboren fühlt. Wir drei gingen am Nachmittage zu Herrn Mac Lean, der uns freundlichst bewillkommnete und zum Essen einlud. Nachher besuchten wir die Kirchen und die Kathedrale, welche letztere genau in Augenschein genommen wurde. Das Aeußere dieses Gebäudes ist geschmacklos und bunt angestrichen, das Innere anständiger und der Hochaltar prächtig. Die Plaza mayor, auf dessen östlicher Seite die Kathedrale steht, ist eine Zierde Limas. In der Mitte erhebt sich ein bronzener Springbrunnen, welcher einen großen Theil der Stadt mit Wasser versorgt. An zwei Seiten des Platzes sind Portale, wo Kaufläden sind, die meistens von Franzosen gehalten werden. Zwischen den Säulen spinnen Knopfmacher und sitzen Blumenverkäuferinnen, Rosen, Nelken, Tuberosen, Heliotropen an die Vorübergehenden ausbietend. Die steinerne Brücke, welche über den Rimas führt, und das dortige Thor machen sich recht gut. Die Abbildungen davon in Wilke's Narrative sind sehr ähnlich. Acht Uhr Abends war Zapfenstreich, den ich als großer Musikliebhaber nicht verfehlte von Anfang bis zu Ende zu hören; die Chöre spielten mehrere Stücke mit Takt und Sicherheit. Ueberhaupt sind in Lima mehrere gute Musikchöre, sicherlich die besten, die ich gehört, seit ich Europa verlassen.

Den folgenden Tag hatten wir dazu bestimmt, einen Ritt in die Umgegend der Stadt zu machen; da es aber gerade Sonntag war, ein Tag, wo alle Schreiber und Ladendiener ausreiten, so konnten wir weder Pferde, noch Maulthiere bekommen. Herr Trollope und ich machten daher unsere Wanderungen per pedes und gelangten bald nach der Alemeda nueva, einer der besten Alleen der Stadt. In dem Mittelwege derselben sind in kleinen Entfernungen Springbrunnen angebracht, an den Seiten laufen Wassergräben, welche diese Promenade sehr kühl machen. Der Einladung zufolge begaben wir uns zu Herrn Mac Lean. Ich ergötzte mich recht über dessen werthvolle Sammlung botanischer Werke und Pflanzenabbildungen. Unter den letzteren befanden sich etwa 600 farbige Abbildungen, meistens von Orchideen, die im Innern Perus von Herrn Mathews, einem unermüdlichen Pflanzensammler, verfertigt wurden. Mathews hatte sich in jeder Hinsicht des besonderen Beistandes von Herrn Mac Lean zu erfreuen und ward dadurch in den Stand gesetzt, große Sammlungen zu machen. Er verheirathete sich im Innern mit einer Peruanerin, die jedoch ihrem Manne nicht getreu blieb, und noch dazu schändlicher Weise zu einem unnatürlichen Mittel griff, ihn aus der Welt zu schaffen; Mathews starb plötzlich und das allgemeine Gerücht ging, er sei vergiftet.

Am Montage besuchten wir die Nationalbibliothek und das Museum, welche beide in einem Gebäude sich befinden. Die erstere enthält nach Tschudi 26,344 Bände. Ich zog mehrere naturgeschichtliche Werke hervor und traf darunter manche ältere, in Europa nur selten gesehene. Viele waren von Würmern durchfressen, aus anderen Tafeln und Blätter

herausgerissen. Das Museum füllt zwei Säle, doch verdient es kaum den Namen einer solchen Anstalt und ist überhaupt noch ganz in der Kindheit. Die 43 Bildnisse der Vicekönige von Peru, welche in Lebensgröße gemalt und der Reihenfolge nach aufgehängt, mehrere Mumien der Inkas und eine Sammlung von Töpfen und Vasen aus den Gräbern derselben, sind wohl die werthvollsten Gegenstände, die es enthält. Tschudi gibt eine vollständige Aufzählung aller darin enthaltenen Sachen, und auf meine Frage an den Aufseher, wo einige derselben aufgestellt, erhielt ich die Antwort, daß sie sich jetzt in einem anderen Gebäude befänden. Dem Limaischen Museum ergeht es eigenthümlich, anstatt an Seltenheiten zuzunehmen wird es, wie die Nationalbibliothek, jährlich ärmer daran.

Mit den Herren Mac Lean und William Lobb besuchte ich die vorzüglichsten der Limaschen Gärten. Ein Nordeuropäer kann diese nicht ohne Interesse betrachten, da sie so gänzlich verschieden von den unsrigen sind. Die Floren von Europa, China, Neuholland, Südafrika und Peru sind auf das Bunteste mit einander gemischt. Hier erblickt man Clerodendron fragrans, Camelia japonica, daneben Crinum amabile, Viola odorata und Tristania albicans, während man vielleicht einige Schritte davon die schöne Araucaria excelsa neben Wein- und Jasminlauben ihr Haupt erheben sieht. Zu welcher Vollkommenheit gedeihet hier nicht das Heliotrop (Heliotropium peruvianum)! Als 6 Fuß hoher Strauch breitet es sich aus, nach allen Seiten seine hochduftenden Blumen neigend. Wie schön steht hier die Tuberose (Polyanthes tuberosa)! Wohl ist es erklärlich, wie die Peruaner sie zu ihrer Lieblingsblume wählen konnten und „Margarita olorosa“, wie sie selbige nennen, auf den Köpfen

der Damen, in Kirchen und auf den Gemälden der Heiligen eine so große Rolle spielt. Orangen, Chirimoyas und Aprikosen kommen sehr gut fort, doch die Apfelbäume haben ein schlechtes Aussehen. — Der Mangel an eigentlichem Regen ist kein geringes Hinderniß, man sucht dasselbe dadurch zu umgehen, daß man die Beete tiefer als die Wege anlegt und die ersteren unter Wasser setzt. — Geschmack für Gärtnerei ist nicht zu verläugnen. Ein Spanier baute in seinem Garten ein Orchideenhaus, das erste derartige Gebäude, welches ich in Südamerika gesehen, da seine Orchideen von Panama und den heißen Thälern von Ecuador im Freien nicht gedeihen wollten; selbst botanische Namen sind Manchen nicht fremd; doch ihren Gärten fehlt Eines — die Reinlichkeit; neben den zarten Kindern Japans und Chinas sprossen große Brennnesseln und Wolfsmilchkräuter in gleicher Ueppigkeit. — Unter den Handelsgärten gefiel mir der eines Franzosen; derselbe war erst kürzlich angelegt und fast ganz mit Rosen und anderen wohlriechenden Blumen bepflanzt, wofür Lima ein guter Markt ist.

Lima liegt am Ufer des Flusses Rimac, ist regelmäßig gebaut, hat gerade Straßen, 3380 Häuser und 54,000 Einwohner. Die Bevölkerung besteht, wie in allen Colonien, welche Spanien in Amerika besaß, aus 3 Hauptstämmen, Weißen, Indianern und Negern. Diese sind auf das Sonderbarste mit einander gemischt und bilden dadurch von Schwarz bis zu Reinweiß alle Farbenabstufungen. Die weißen Creolen, meistens Abkömmlinge von Spaniern, machen beinahe den dritten Theil der Bevölkerung aus. Sie sind schlank, ziemlich groß, mit scharfen Gesichtszügen, einer blaßweißen Hautfarbe und dunkelschwarzen Haaren. Spielsucht, Trägheit,

unzureichende Bildung sind ihre Mängel; Gastfreiheit, Zutraulichkeit gegen Fremde, Wohlthätigkeit, ein freies offenes Betragen ihre guten Eigenschaften. Putzsucht ist beiden Geschlechtern im hohen Grade eigen. Die Männer tragen sich ganz nach Pariser Schnitt, im Winter große spanische Mäntel, welche sie über die Schultern schlagen. Die Frauen haben Saga und Manto, eine ganz eigenthümliche nur in Lima gebräuchliche Tracht. Diese Vermummung fällt jedem Fremden sogleich auf und ist mit dem Begriffe von Lima eng verbunden. — Die Neger, Zambos und deren Abkömmlinge gehören zu derselben lasterhaften Menschenclasse, wie in den übrigen Theilen der Welt, und sind eine ebenso große Landplage wie anderswo. — Fremde leben in Lima in ansehnlicher Zahl. Die meisten sind Italiener, Franzosen, Nordamerikaner und Engländer. — Deutsche finden sich nur in geringer Anzahl, stehen jedoch bei den Bewohnern Limas in der größten Achtung wegen ihrer Biederkeit, Ausdauer und Aufrichtigkeit.

Die peruanischen Zeitungen waren voll von einem Morde, welcher an der Person des französischen Grafen d'Ozery, der das Innere von Peru untersuchte, begangen war. Er hatte sich im Dorfe Bellavista, in der Provinz Jaen, in der Begleitung von vier Eingebornen als Führern eingeschifft. Als sie zu dem am Maranon gelegenen Platze Puerto de Yusamaro gekommen waren, erstach ihn einer derselben mit dem Dolche. Das unglückliche Opfer fiel nieder, da er aber noch nicht ganz todt war, so versetzte ihm ein anderer von diesen verrätherischen Führern den Todesstoß. Die vier theilten dann sein Eigenthum und seine Werthsachen unter sich und kehrten zu ihrem Dorfe zurück, wo sie vorgaben, der Graf sei von den

Gebaros, einem wilden Indianerstamme, erschlagen. Es fiel jedoch gleich Verdacht auf sie, eine Untersuchung wurde eingeleitet und sie brachte den schauderhaften Mord ans Licht. Zwei von den Mördern wurden zum Tode verurtheilt, die beiden andern, die keinen thätigen Antheil genommen hatten, mit Gefängnißstrafe belegt. In Betracht, daß ein Fremder das Opfer gewesen, daß ein großer Theil des Landes, der noch im Besitze von wilden Indianern ist, über welche der Freistaat keine Aufsicht führen kann, hatte ausgekundschaftet werden müssen, um Gewißheit über das Schicksal des Ermordeten zu verschaffen, und da endlich die verwickelte Sachlage eine Nachforschung sehr schwierig machte, so verdient die peruanische Herrschaft großes Lob für die Mühe, die Mörder zur Rechenschaft gezogen zu haben.

Während unseres Aufenthaltes erhielt die Gesellschaft am Bord des Herald Urlaub und sie belustigte sich so gut sie konnte, spielte Ball, ritt, ging nach Lima und besah, was irgend zu sehen war. Es gab in dieser Jahreszeit keine Stiergefechte, aber das Theater war offen und Hernani, von Victor Hugo, ein „höchst interessantes Drama", wie ein englischer Ausrufer zu sagen beliebte, wurde mehrere Male wiederholt. Das Schauspielhaus hat ungefähr die Größe des Adelphitheaters in London, ist aber sehr schmutzig und so voll Flöhe, daß man mehr als gewöhnliche Theilnahme am Spiele haben muß, um sich nicht durch die unausgesetzte Bewegung der Hände, die erfordert wird, abschrecken zu lassen. Es ist ebenso ergötzlich, das Spiel der Zuschauer als das der Schauspieler zu beobachten. In den letzteren Jahren sind jedoch Verbesserungen gemacht und eine italienische Operngesellschaft ist angenommen, um der Saison von Lima einige Abwechselung zu geben

und die Meisterstücke ihres Landes aufzuführen. Was auch immer wir Nordländer über die lyrischen Dramen der Italiener sagen mögen, die Völker des Südens ergötzen sich an ihnen mehr, als an classischen Compositionen. Leichte Musik und leichten Fluß der Rede bewundern sie am meisten; daß Denken und Vergnügen mit einander verbunden werden können, daß diese Verbindung dem Nordländer gerade am meisten zusage, ist eine Thatsache, die nur wenige von ihnen begreifen können.

Am 23. Juli verließ der Herald den Hafen von Callao und erreichte Payta in 5 Tagen. Er durchmaß in dieser Zeit eine Entfernung, auf der er beim Hinauffahren 3 Wochen zugebracht hatte. — Payta war in großer Bewegung und Festlichkeit. Es war der 28. Juli der Jahrestag der peruanischen Unabhängigkeit; 27 Jahre waren verflossen, seit der General San Martin Besitz von Lima genommen und erklärt hatte, Peru und Spanien könnten nicht länger in einer Hand vereinigt bleiben. Die Unabhängigkeit wurde jedoch erst im December 1824 durch die Schlacht von Ayacucho gesichert, wo General Sucre die Spanier aufs Haupt schlug. Der Kampf war glorreich zu Ende geführt, obschon General Rodil das Castell von Callao bis zum Jahre 1826 behauptete. Der Fall von Callao entriß den Spaniern den letzten Fuß breit Erde, den sie im Continente von Amerika besaßen. Ihre Politik, durch Ausschluß aller Fremden und unerträgliche Unterdrückung der Landeskinder ihren selbstsüchtigen und anmaßenden Beamten den alleinigen Besitz und allen Gewinn jener herrlichen Länder zu sichern, hatte ihr Ende erreicht und sie selbst waren durch eben dieselben Mittel gestürzt, geschwächt und zu Grunde gerichtet, die sie zu ihrer Vergrößerung an-

gewendet hatten. Obgleich die Länder, die so lange dieser ungerechten Herrschaft unterworfen waren, ihre Erfahrungen theuer erkauft und harte Kämpfe für die Erringung der Freiheit haben führen müssen, so gewähren sie doch gegenwärtig eine gute Aussicht in glücklichere Zukunft und sind als das Morgenroth der Halbinsel zu betrachten.

Payta verdankt der Invasion Pizarro's seinen Ursprung und wurde bereits 1531 erbauet. Es erblühte rasch zu erheblichem Wohlstande, in Folge dessen es, so wie durch seine offene Lage, vorzugsweise räuberischen Anfällen ausgesetzt war. Die erste Zerstörung geschah am 26. Mai 1557 durch Sir Thomas Cavendish, der es als einen „netten, wohl gebauten Platz" antraf und es, ach! als einen Haufen rauchender Trümmer verließ. Der nächste Angriff widerfuhr am 2. November 1604 unter Capitain Swan vom Cygnet, einem Schiffe von 16 Kanonen und 140 Mann, und durch Bachelor's Delight, ein stattliches Fahrzeug von 36 Kanonen. Bei dieser Landung wurde die Stadt abermals verbrannt, nachdem die Korsaren 3000 Pfd. Mehl, 300 Pfd. Zucker, 25 Krüge Wein und 1000 Krüge Wasser für die Unbehelligung der Stadt gefordert und die Bewohner dies verweigert hatten. Ein fernerer Angriff wurde von George Shelvocke, Capitain des Speedwell, eines Schiffs von 20 Kanonen und 130 oder 140 Mann, unternommen. Das Schiff legte am 21. März 1720 an der Peña Horadado an, einem hervorspringenden Felsen ungefähr 4 Meilen vom Hafen, wo Shelvocke mit 60 oder 70 Leuten in Booten ans Land ging. Er fand die Stadt verlassen, und da die Spanier ein Lösegeld von 1000 Dollar verweigerten, so wurde dieselbe auf den Grund niedergebrannt. Während der größere Theil der Rotte mit Ein-

schiffung aller brauchbaren Gegenstände beschäftigt war, kam ein spanisches Schiff von 50 Kanonen in die Bucht; allein Capitain Shelvocke wagte den Kampf mit demselben, obgleich er nur 50 Leute an Bord hatte, und bot ihm die Spitze. Das nächste Mißgeschick wurde der unglücklichen Stadt durch würdigere Gegner bereitet; Commodore George Anson von Ihr. Brit. Maj. Schiff Centurion griff Payta am 12. November 1741 an. Er soll drei Tage lang mit Einschiffung der Beute zu thun gehabt haben, die aus Bootladungen voll Schweine, Geflügel und andern Victualien bestand, das Gold und die Juwelen ungerechnet. Die Einäscherung der Stadt scheint eine muthwillige und unnöthige gewesen zu sein, allein dies war ein Gebrauch, der erst jetzt zu schwinden beginnt.

Gegenwärtig ist Payta der besuchteste Seeplatz im nördlichen Peru. Sein Klima ist gesund, der Hafen sicher, die Einwohnerschaft gastfrei. Als Stadt besitzt es keine Schönheiten und auch die Lage entbehrt des Reizes. Es liegt am Fuße einer Felsenwand, vor eintönigen Bergen. Häuser sind etwa 800 vorhanden, die aus Bambus und Lehm gebauet und mit sehr wenigen Ausnahmen nur ein Geschoß hoch sind. Die Straßen sind eng, unregelmäßig und nicht gepflastert; die vorzüglichsten derselben laufen von Osten nach Westen. Beide Kirchen, welche es hat, gehören dem römischen Cultus an. Der einzige öffentliche Platz ist der Markt. Erdbeben sind häufig, Holz ist spärlich vorhanden, Arbeitslohn theuer; alle öffentlichen Gebäude sind klein und verdienen keine Erwähnung. Die Zahl der Einwohner wird auf 3000 geschätzt, die meistentheils von den Indianern abstammen. Weiße, Neger und andere Dunkelfarbige sind bei der Vermischung wenig fruchtbar. Seit der peruanischen Unabhängigkeit sind

einige englische Kaufleute eingezogen, die ihr Hauptaugenmerk auf den Handel mit Chinarinde richten.

Die anliegende Gegend ist Wüste, weshalb nur wenige Artikel in Payta zu erhalten sind. Salz, ein Erzeugniß von Colan, ist ein Hauptausfuhrgegenstand. Weil es von vorzüglicher Güte und billig ist, so geht es viel nach dem südlichen Peru und wird auch in großen Massen nach Ecuador eingeschmuggelt, wo Salz ein Monopol der Regierung bildet. Holz und Wasser, dieser nothwendigste Bedarf der Schifffahrt, sind nur spärlich vorhanden; letzteres wird auf Donkeys vom Chira, einem 12—14 Meilen entfernten Flusse, herbeigeschafft. Man beabsichtigte, an verschiedenen Punkten der peruanischen Küste artesische Brunnen zu bohren; die Ausführung dieses Vorhabens würde eine große Wohlthat sein. Ziegen, Geflügel, Kartoffeln, Camoten, Yucca, Yamswurzeln und Mais werden aus dem Innern gebracht und sind stets zu wohlfeilem Preise zu haben. Seefisch von vorzüglichem Geschmack wird in großer Mannigfaltigkeit gefangen; dies scheint der einzige eßbare Gegenstand zu sein, den die Natur diesem Orte mit freigebiger Hand gespendet hat.

Der Herald mußte von Payta nach Guayaquil, um den Fluß zu vermessen. Dieser Auftrag konnte das Schiff einige Monate beschäftigen; eine günstige Gelegenheit, um eine Lieblingsidee auszuführen, die ich hegte, nämlich einen Theil des Innern von Südamerika kennen zu lernen. Ich faßte den Plan, von Payta auszugehen, die Städte Piura, Loja, Cuenca, Riobamba und Quito zu besuchen und den Herald in Guayaquil wieder aufzusuchen. Die Ansichten des Capitains Kellett entsprachen meinem Vorhaben und er erlaubte, daß mein Freund Bedford Pim mich begleitete. Bei den Vorbereitungen

zu unserer Reise wurden wir von dem britischen Viceconsul, Herrn Higginson, unterstützt, der uns freundlichst mit den nöthigen Pässen, Maulthieren und Führern versorgte.

Am 29. Juli reisten wir ab. Es wurde spät Nachmittags, ehe wir den Gipfel des Bergkessels erreichten, der die Stadt umgibt. Wir hielten einen Augenblick, um einen letzten Blick auf den Ort zu werfen. Paita war so fröhlich wie am vorigen Tage: Musik, Tanz und Festgewühl währten fort, Flaggen weheten und Boote durchschnitten den Hafen. Welch ein Gegensatz aber, als wir uns unserer Reiserichtung zuwendeten. Eine Sandgegend, wasserlose Strecken, eine schauerliche Wildniß bot sich den Blicken dar. Wir standen an der Schwelle der Wüste, die sich über 25 Breitengrade, mehr als 1500 englische Meilen hinzieht.

Unsere Maulthiere schienen zu wissen, daß wir gen Piura, ihre Heimath, zogen, denn trotz des tiefen Sandes schritten sie rüstig und ohne Unterbrechung bis 11 Uhr Abends, wo wir Licht sahen und gleich darauf an eine Herberge kamen. Das Gebäude war von etlichen hundert Maulthieren und Donkeys umringt. Die Thiere fütterten, die Treiber schliefen entweder, in ihren Poncho eingewickelt, oder sie saßen plaudernd und rauchend in Gruppen beisammen. Der Wirth, der aus dem Schlafe gerissen schien, führte uns in ein reinliches Gemach, unstreitig das freundlichste, welches wir in Peru angetroffen. Unser Abendessen, aus Eierkuchen, Tasajo und Kaffee bestehend, war schnell bereit. Während wir speiseten, unterhielt uns der Wirth. Er erzählte, daß hier das Halbwegshaus sei, die einzige Wohnung zwischen Paita und Piura, und daß wir einen Ritt von sechs bis sieben Stunden vor uns hätten, bevor wir die Stadt erreichten. Dann sprach

er von seinen eigenen Angelegenheiten und setzte uns die großen Schwierigkeiten aus einander, welche die Herbeischaffung von Speisen und Wasser erfordere, und die großen Kosten, die der Transport verursache.

Wir mußten den Aufgang des Mondes erwarten, um weiter zu reisen; da wir von den Vorbereitungen der Reise und dem langen Ritte ermüdet waren, so säumten wir nach dem Essen nicht, sondern legten uns unausgekleidet nieder und schliefen, bis ein Führer uns weckte. Wir bestiegen die Maulthiere und nach wenigen Minuten ließen wir die Herberge hinter uns. Die meisten Maulthiertreiber waren vor uns aufgebrochen, doch wir holten sie bald ein, und da unser Weg derselbe war, so wurden wir schnell gute Freunde. Ihr Gesang, die kleinen Späße, die sie erzählten, und die zahlreichen Fragen, welche wir zu beantworten hatten, kürzten die Nacht und machten die Fahrt minder ermüdend. Doch war der Ritt nichts weniger als angenehm; die Kälte machte sich scharf fühlbar und in der Morgendämmerung klapperten uns die Zähne. Glücklicherweise ist die Dämmerung in den tropischen Gegenden von kurzer Dauer. Die Sonne stieg rasch empor und verbreitete eine angenehmere Temperatur. Aber was für eine Landschaft beleuchtete sie! So weit das Auge reichte, nichts als grauliche Sand und wenige Algarobabäume. Gerippe von Thieren lagen umher, die dem Durst und Hunger zum Opfer gefallen waren. Der Weg war von Entfernung zu Entfernung durch hohe Pfähle bezeichnet und schlang sich zwischen beweglichen Sandhügeln hin, den fürchterlichen Medanos, diesen Gräbern so vieler Reisender.

Wir sowohl als die Maulthiere begannen zu ermatten. Die armen Thiere schienen daneben sehr vom Durste zu leiden;

ab und an nahmen sie ein Maul voll Sand, wahrscheinlich um durch Ansammlung des Speichels den Durst zu beschwichtigen. Wir waren daher froh, als wir gegen acht Uhr die Thürme von Piura erblickten und anderthalb Stunden später in die Stadt einzogen. Unsere Kleider waren dick mit Staub bezogen; während wir dieselben reinigten, brachten die Führer dem Schutzheiligen der Straße, dessen Bildniß wir unter einer Baumgruppe bemerkten, ihre Verehrung dar. Wir sendeten einen derselben mit einem Empfehlungsbriefe zu Don Narciso Espinosa und begaben uns in den Rancho der Führer. Der Bote kehrte bald mit der Nachricht zurück, daß der Herr im Schlafe gelegen, seine Frau aber den Brief mit dem Versprechen angenommen habe, ihn augenblicklich abzugeben. Eine Stunde darauf erschien Don Narciso. Er entschuldigte sich wegen seines späten Kommens und sagte uns, daß er uns zwar wegen Mangels an Raum nicht in seinem Hause empfangen könne, aber in der Behausung eines Freundes für Wohnung gesorgt habe. Der Besitzer des Hauses, wohin er uns führte, empfing uns freundschaftlich; er war aus Lima und nach Piura gekommen, um von der Gicht geheilt zu werden, wogegen das Klima und die Sandhügel der Umgegend ein ausgezeichnetes Mittel sind. Die Patienten werden neun Tage in den heißen Sand gescharrt und mit Ausnahme des Kopfes ganz von demselben bedeckt; später müssen sie ebenso lange zu Bett liegen und beständig Sassaparillethee trinken.

Unsere Absicht war, Piura so bald als möglich zu verlassen, um weiter ins Innere zu kommen. Wir schlossen deshalb einen Vertrag über Maulthiere und Donkeys, die uns bis Sarsaranga, das erste Dorf in Ecuador, bringen sollten,

und händigten unsere Pässe dem Unterpräfekten der Provinz, Don Manuele Cañote, ein. Dieser Beamte behandelte uns sehr grob und bedeutete uns in heftigen Ausdrücken, daß unsere Papiere nur für Peru lauteten; wenn wir nach Ecuador müßten, so bedürften wir eines anderen Passes, dessen Kosten drei Dollars betrügen. Wie unglaublich es war, drei Dollars für ein Blatt Papier zu bezahlen, das weder unser Vorhaben förderte noch unserer Person Sicherheit gewährte, so mußten wir doch zu diesem Mittel greifen.

Unsere Vorkehrungen waren beendet und wir dachten am Morgen des 2. August bei Zeiten aufzubrechen. Zur bestimmten Stunde war unser Gepäck in Ordnung, die Sporen angeschnallt und Alles fertig; allein wir mußten bis Nachmittag warten, wo der älteste der Führer erschien und mit langem Gesichte meldete, daß die Maulthiere in seinem Hofe gewesen und während der Nacht entwichen wären, ohne daß man sie bis zu dem Augenblicke wieder gefunden hätte. Es blieb uns keine Wahl, als zu warten, da wir nach Landessitte den ganzen Betrag beim Miethen der Thiere bezahlt hatten. Das ist eine der schlimmsten Unannehmlichkeiten für Reisende in Südamerika, daß sie diesen Leuten ganz in die Hand gegeben sind. Verträge nützen nichts; Höflichkeit ist schlecht bei ihnen angebracht, und das Vorauszahlen beraubt den Reisenden des einzigen Anhalts, wodurch er sie sonst zu zwingen vermöchte. Thiere zu kaufen ist eben so gewagt; wenn dieselben den Führern nicht gehören, so achten sie nicht darauf, das Futter wird, wo die Gelegenheit sich bietet, vorenthalten und verkauft, und nicht selten kommt es vor, daß während der Nacht die Thiere davonlaufen.

Anfänglich vermochten wir uns das plötzliche Zögern

unserer Führer nicht zu erklären, doch klärte sich die Sache bald auf. Vor kurzer Zeit war die Umgegend von Piura durch eine Räuberbande beunruhigt und an demselben Tage, da wir abreisen wollten, waren zwei Leute ermordet worden. Vielerlei Gerüchte verbreiteten sich. Es wurde erzählt, daß ein Weib von ungewöhnlichem Muthe das Oberhaupt der Bande wäre; dies und andere eben so seltsame Dinge liefen von Mund zu Mund. Abtheilungen von Soldaten waren zur Verfolgung der Friedensstörer ausgeschickt, aber bis jetzt ohne Erfolg: mit einem Worte, Piura befand sich in großer Aufregung und so lange dieselbe währte, war es klar, daß unsere Maulthiere nicht aufgefunden würden.

Diese unfreiwillige Verzögerung gab uns Zeit, die Bekanntschaft mehrerer Personen zu machen, aus deren Mittheilungen und eigenen Wahrnehmungen wir eine leidliche Kenntniß von Piura und Umgegend gewannen.

Piura — oder San Miguel de Piura, wie sein Name in ganzer Ausdehnung sich schreibt — war die erste Niederlassung der Spanier nach ihrem Einzuge in diese Gegend, und der erste Platz, wo eine christliche Kirche erbauet wurde. Die Lage dieser ersten Colonie war indessen nicht auf dem Platze, den die Stadt gegenwärtig einnimmt, sondern einige Meilen davon; des Klimas willen war man später umgesiedelt. Piura ist die Hauptstadt einer Provinz desselben Namens, sie liegt auf dem linken Ufer des Flusses Piura und ist die umfangreichste Stadt des nördlichen Peru. Die besten Häuser liegen in der Mitte der Stadt; sie sind meistens ein Geschoß hoch, aus Luftsteinen gebauet und weiß getüncht. Die innere Einrichtung ist gleich der in Lima geschilderten, mit Veranden und Pateos. Die äußeren Theile der Stadt sind

bloße Hütten (Ranchos), welche von den ärmeren Classen und Indianern bewohnt werden. Die Straßen sind schmal, unregelmäßig und ohne Pflaster. Im Mittelpunkte der Stadt befindet sich die Plaza mit der Statue der Freiheit; zwei Kirchen, Matriz und Belen, das Stadthaus, die Regierungsgebäude und einige Privathäuser nehmen die Seiten desselben ein. Außer jenen beiden Kirchen hat die Stadt noch fünf. Neben der einen liegt das Collegium, welches 1846 errichtet wurde und zur Zeit unseres Besuches gegen 120 Zöglinge enthielt. Die Lehrgegenstände desselben sind Latein, Spanisch und Naturwissenschaft. Auch einige Vorbereitungsschulen sind vorhanden und in einer derselben herrscht der Gebrauch, daß Eier statt des Schulgeldes gezahlt werden.

Die Zahl der Einwohner wurde auf 10,000 angegeben. Etwa der zehnte Theil davon sind Weiße, kaum ein Zehntel Neger und der Rest Indianer. Die Landessprache ist Spanisch, doch wird auch Quichua verstanden. An Bildung standen die Piuraner nicht so weit zurück, als man von Leuten, die in der Wüste leben, vermuthen könnte. Alle Woche erscheint eine Zeitung, „El Vijia“, die nicht allein politische Neuigkeiten aus Peru und Südamerika bringt, sondern auch aus den übrigen Theilen der Welt. Im Zeichnen und Malen beweisen Manche eine große Geschicklichkeit; so lernten wir einen jungen Mann kennen, Luis Montero, der Piura nie verlassen, keinen andern Unterricht erhalten hatte als in den dortigen Volksschulen, und doch meisterhaft malte. Musik wird viel getrieben; wenn man Abends durch die Straßen geht, so hört man den Klang zahlreicher Pianos. Die Unterhaltung der Communication zwischen der Küste und dem Inneren ist eine Hauptbeschäftigung der Einwohner. Die

Zucht von Ziegen und der Bau von Baumwolle an den Flußufern ist eine andere Erwerbsquelle. Landwirthschaft in größerer Ausdehnung findet nicht statt, da die Beschaffenheit des Klimas, der sandige Boden und der Mangel an Wasser derselben nicht günstig sind.

Der Fluß, woran die Stadt liegt, hat nur so lange ausreichendes Wasser, als der Regen in den Anden anhält. Sobald dieser aufhört, nimmt er ab und trocknet nicht selten ganz aus. In Piura selbst regnet es zuweilen in sieben oder acht Jahren nicht; ein dicker Nebel oder ab und an ein Staubregen sind der einzige Ersatz dafür. Daß es in der Wüste von Peru überall nicht regne, ist eine jener leichtfertigen Mittheilungen, denen wir in den Erzählungen älterer Reisenden oft begegnen. Im Gegentheil, im Monat Februar gießen die Wolken zuweilen ungeheuere Wassermassen herunter. 1834 waren die Regenschauer so heftig und folgten so reichlich auf einander, daß in den Straßen von Piura Dämme aufgeworfen werden mußten, um das Wasser aus den Häusern zu halten. Einige dieser Dämme waren noch vorhanden. Die Wirkung, welche ein solcher Regen auf die Wüste ausübt, wird als wunderbar geschildert: allerlei Vegetation tritt hervor, die verschiedensten Wassermelonen, Mais und zahlreiche Gräser schießen empor und die Nahrungsgegenstände werden so häufig, daß die Indianer des Gebirges einige Zeit hindurch ihre Zufuhren einstellen müssen.

Die Umgebung von Piura ist flache Gegend, die nur hier und dort von beweglichen Sandhügeln (**medanos**) Abwechselung erhält. Gleich dem größten Theile oder vielleicht der ganzen Küste von Peru scheint sie in früherer Periode von der Meeresfläche bedeckt gewesen zu sein und ihre gegen-

wärtige höhere Lage erst jüngeren Zeiten zu verdanken. Zahlreiche Muscheln, die sich im Sande finden und den Gattungen angehören, welche in dem benachbarten Meere angetroffen werden, so wie das Vorherrschen salziger Bestandtheile und das häufige Vorkommen von Uferpflanzen, wie Prosopis horrida, Varronia rotundifolia, Capparis scabrida und C. avicenniaefolia, sprechen für diese Annahme.

Von der natürlichen Beschaffenheit der Gegend läßt sich eine wohl vertretene Flora und Fauna *) nicht erwarten. Es gibt nur fünf Pflanzenarten, welche Holz bilden. Die mächtigste und gemeinste ist die Algaroba (Prosopis horrida, Willd.), ein Baum, dessen Bohnen den Maulthieren, Donkeys und Ziegen zur Nahrung dienen. Der Overal (Varronia rotundifolia, DC.) ist ein starker buschiger Strauch, der zahlreiche Beeren liefert, womit Vieh und Geflügel gemästet wird. Die natürlichen Verhältnisse, unter denen diese Pflanze gedeiht, sind wie bei denen in Ascension; die Früchte derselben sind von dem größten Nutzen. Ich habe deren Einführung in England empfohlen. Die Zapote de perro (Capparis scabrida, H. B. et K.) und Capparis crotonoides (H. B. et K.) sind sehr gemeine holzige Pflanzen, von denen man keine Anwendung kennt und die eben nicht von Thieren berührt werden. Die Yerba blanca (Teleianthera Peruviana, Moq.), ein weißliches Kraut, welches im Sande kriecht, wird in Ermangelung besseren Futters dem Viehe gereicht. Wenn Cactus, Aloe und andere saftige Pflanzenarten auf trockenen Plätzen getroffen werden, so erscheint dies natürlich und wir kennen

*) Vergl. einen ausgezeichneten Bericht über die Thiere in Tschudi's „Untersuchungen über die Fauna Peruana."

die Urſachen davon; allein wenn Pflanzen von holziger Bildung, wie Algaroben, Zapote de perro und Viſacha in einer Gegend vorkommen, welche zuweilen Jahre lang des Regens ermangelt, ſo darf dies wohl überraſchen.

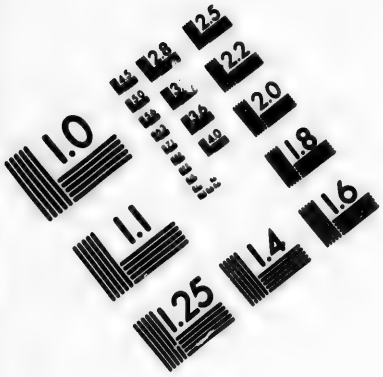
An den Flußufern iſt die Vegetation glänzender. Die Algarobabäume erreichen eine Höhe von 30 bis 40 Fuß, ſie wachſen mit der peruaniſchen Weide (Salix falcata, H. B.?) zuſammen und bilden Dickichte, in denen ſich Papageien, Carpinteros, Putitas (Myoarchus coronatus, Cab.) und andere Vögel aufhalten. Faſt jedes Fleckchen iſt bebaut, ſei es mit der buſchigen Baumwollpflanze, oder mit Mais, Waſſermelonen, Platanen, Bataten, Caſſavewurzeln und Rauſchpfeffer. Alle Produkte dieſer Landſtriche, ſo wie diejenigen, welche aus den Gebirgen zugeführt werden, ſind täglich bei Sonnenaufgang zum Verkauf ausgeſtellt, an Alltagen auf der Plaza, Sonntags auf der Plazuella de la Reſtauracion.

In der Nähe von Piura finden ſich viele Gräber der alten Peruaner, die häufig aus Gewinnſucht durchforſcht werden, beſonders am Charfreitag, den der Volksglaube für einen Glückstag hält. Die gefundenen Gegenſtände ſind vertrocknete Leichname und irdene Gefäße; Gold wird ſelten darin angetroffen. Dieſe Thongefäße ſind zierlich gearbeitet und haben gemeinlich eine Pfeife, welche einen Ton von ſich gibt, wenn man hineinbläſt oder Waſſer in den Topf gießt. Wir trieben eins auf, welches den Schrei eines braſilianiſchen Geiers täuſchend nachahmte; ein anderes ward uns gezeigt, woran eine Anzahl Indianer, die einen Leichnam beſtatten, abgebildet war; wenn dieſes mit Flüſſigkeit gefüllt und geſchüttelt wurde, ſo verurſachte es einen Ton wie das Geſchrei einer Menſchen-

menge. Dergleichen Thongefäße sind häufig nach Europa gesendet, allein es ist damit gegangen wie mit den alten römischen Münzen, die Nachfrage war so groß, daß Nachahmungen für ächte verkauft wurden.

Am 4. August kehrten die Soldaten zurück und brachten einige Räuber mit. Es war scherzhaft, wie unsere Führer und die Maulthiere gleich hinterher ebenfalls erschienen. Da wir Alles in Bereitschaft hatten, so konnten wir aufbrechen. Unsere kleine Caravane nahm sich ganz stattlich aus. Acht Donkeys mit Wasserbehältern, Provisionen und Futter eröffneten den Zug, zwei Maulthiere mit dem nothwendigen Reisebedarf folgten, wir selbst und die Führer bildeten den Nachzug. Die Straße lief meistens längs den Ufern des Piura hin und war in den ersten Stunden sehr eintönig. Allmälig wurde der Boden hügelig, die Algarobabäume erreichten eine beträchtlichere Höhe, ab und an zeigte sich eine scharlachfarbene Schmarozerpflanze (Loranthus) an ihren Zweigen, und hier und da wuchsen einige hohe Cactus, die wir als Freunde in der Noth begrüßten, nicht weil ihre unbedeutende Höhe die Gegend belebte, sondern weil die fleischigen Stengel derselben den Thieren so Nahrung als Wasser boten.

Gegen Abend erreichten wir La Peñete, eine Anzahl von Hütten, die vorzugsweise von Ziegenhirten bewohnt werden. Die Führer brachten uns nach einem Hause ihrer Bekanntschaft, zu einem Manne aus Lima, der große Freude empfand, Etwas aus seiner Heimath zu hören. Nach dem Essen tischte er uns Räubergeschichten auf und flößte unseren Leuten solche Furcht ein, daß sie uns kaum von der Seite zu bringen waren. Weil wir am nächsten Tage die Gegend passiren



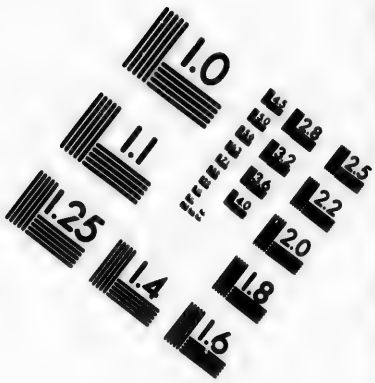
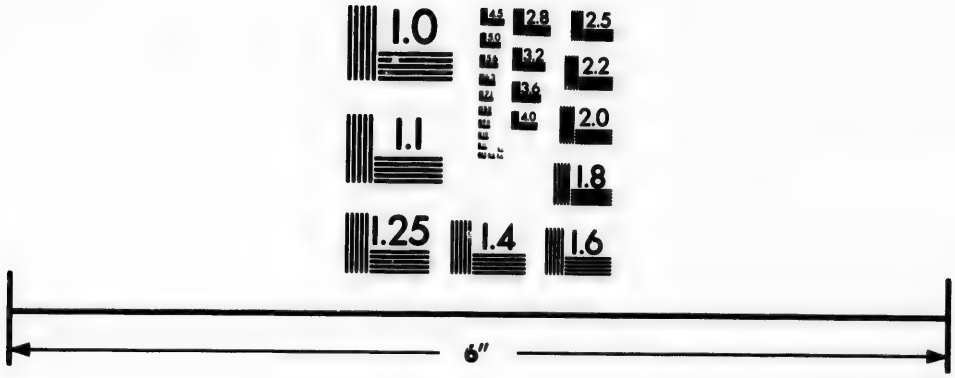


IMAGE EVALUATION TEST TARGET (MT-3)



Photographic Sciences Corporation

23 WEST MAIN STREET
WEBSTER, N.Y. 14580
(716) 872-4503

mußten, wo dieſe Vorfälle ſich ereignet hatten, ſo ließen wir die Mittheilungen nicht ganz außer Acht; wir luden unſere Feuerwaffen und trafen etliche andere Vorkehrungen, um einen Angriff zurückzuweiſen. In La Peñete ſtieß uns nichts Bemerkenswerthes auf. Wir brachen am nächſten Morgen bei guter Zeit auf und bevor die Sonne Kraft gewann, hatten wir ein anſehnliches Stück Weges zurückgelegt. Die Straße oder der Pfad, wie es eigentlich heißen müßte, ſtieg ſanft hinan; der Boden ging aus loſem Sande in harten Lehm über und einige Flußbette, obwohl ſie ausgetrocknet waren, zeigten wenigſtens an, daß wir in eine Gegend gekommen, welche dem Regen und der Feuchtigkeit mehr unterworfen war, als die zurückgelegte.

Wir ritten den ganzen Tag, ohne Waſſe. anzutreffen, und erſtickten faſt vor Hitze und Staub. Gegen Abend endlich erreichten wir die Ufer des Siupira. Als wir denſelben durchſchritten, trafen wir auf eine Frau, die uns einlud, die Nacht in ihrem Hauſe Quartier zu nehmen. Sie war Wittwe und Beſitzerin von El Parco, einer kleinen Meierei. Das Haus, wohin ſie uns führte, ſtand an einer Erhöhung und glich den übrigen dieſes Landſtrichs — der größere Theil war nur ein Schuppen mit einem platten Dache, welches leicht mit Maisſtroh bedeckt war. Die Wände waren aus Stäben gemacht, die dicht an einander lagen; allein da ſie ſämmtlich krumm waren — in der Gegend wächſt kein ſchlankes Holz — ſo hatte das Ganze ein unregelmäßiges, unfertiges Anſehen. Der hintere Theil des Hauſes bildete ein großes Gemach und war feſter gebauet, denn er hatte ein Ziegeldach, eine Pforte und Fenſterläden; er war mit Lagerſtätten, einem Tiſche und etlichen Stühlen verſehen. Die Küche lag

in einem Seitenbau, der so roh wie das übrige Gebäude war; die Feuerstelle befand sich an der Erde und einige Töpfe und Kürbisschalen machten das gesammte Küchengeschirr aus, welches sich vorfand.

Während mein Gefährte die Schlafstelle — denn Bett konnte man es nicht nennen — zurecht machte, bereitete ich das Abendessen. Die Wirthin und ihre Tochter, ein schmuckes Mädchen von etwa 16 Jahren, leisteten mir hülfreiche Hand. Als die Speise fertig, lud ich sie ein Theil zu nehmen, allein sie konnten nicht dazu bewogen werden. Die Südamerikaner halten es nämlich für eine Unart, mit Gästen zu essen, die eben von der Reise kommen, weil sie annehmen, daß sie denselben Zwang anlegen und am herzhaften Zulangen hindern würden. Nachdem wir uns am andern Morgen durch ein Bad erfrischt und Frühstück eingenommen hatten, brachen wir wieder auf. Die Gegend hatte jetzt mehr Waldung und Gruppen von Cactus, sowohl Melocacti als Cerei, standen am Wege. Die letztere Art bildet Bäume von 30 bis 40 Fuß Höhe und ihr Holz ist hart wie Ebenholz. Ziegen und Schafe wurden zahlreicher, auch zeigten sich zuweilen Rinder. Mittags rasteten wir wohl eine Stunde im Schatten eines Baumes, und um Sonnenuntergang erreichten wir den Fluß Quiros. Die Ufer desselben waren mit Weiden besetzt und sein Bett mochte gegen 100 Yards Breite haben. Dicht daran lag eine Hütte, die elendeste und schmutzigste, welche uns vorgekommen. Moskitos und Sandfliegen waren so überhäuft vorhanden, daß wir uns ganz in Rauch hüllen mußten, um ihre Angriffe etwas abzuhalten. Die Insassen waren schrecklich arm und vermochten weder Futter für die Thiere, noch Speise für uns zu geben. Einige Algarobabohnen mußten jene zu-

frieden stellen; wir selbst suchten die Ueberreste unserer Vorräthe zusammen, woraus wir eine Art Backwerk machten, welches aus Reis, etwas Kartoffeln, Käse, einer Brodrinde und einer Schnitte Tasajo bestand. Wie schlecht dieses Gemengsel auch war, so wurde es erst recht verdorben, da es verbrannte.

Die Leute, bei denen wir herbergten, sahen verdächtig aus und ließen uns auf unsere Hut Bedacht nehmen. Ein Vorfall in der Nacht rechtfertigte diesen Argwohn. Gegen ein Uhr kam Jemand in das Gemach und schlich behutsam zu dem Winkel, in welchem wir lagen. In der Meinung, daß wir schliefen, streckte die Person ihre Hand über uns hinweg nach unseren Flinten. Wach gehalten von den Moskitos, beachtete ich alle Bewegungen, und als der Diebstahl begangen werden sollte, sprang ich auf und zog meinen Dolch. Allein bevor Pim erwachte, oder ich den Arm fassen konnte, war die Person entschlüpft. Anfänglich dachten wir, daß sich ein Dieb ins Haus geschlichen hätte; als wir jedoch unsern Wirth und die Wirthin zusammen flüstern hörten, lag der Verdacht nicht fern, daß sie zuerst unsere Gewehre stehlen und dann möglicherweise uns mittels derselben ermorden wollten. Um den Schlaf war es für die Nacht gethan. Wir erwarteten mit Angst das Morgenroth und ehe es noch ganz hell geworden, setzten wir unsern Weg fort. Wir passirten Suya und Las Pampas de Chirina, ohne in einem der beiden Orte Vorräthe bekommen zu können. Gegen Mittag kamen wir zu einer Farm, in deren Hofe Massen von Futter lagen; der Besitzer war aber nicht zu bewegen, uns Etwas davon abzulassen. Unsere Thiere waren jetzt völlig erschöpft, und es kostete die größte Mühe,

sie vorwärts zu bringen. Endlich gewannen wir den Macara, den Grenzfluß zwischen den Freistaaten Peru und Ecuador, und ohne Schwierigkeit gingen wir aufs jenseitige Ufer über.

Capitel X.

Republik Ecuador. — Hazienda Soviango. — Safaranga. — Tambo Colosacapi. — Cariamango. — Gonzanama. — Fluß Catamayo. — Ankunft in Loja. — Herrn Pim's Besuch in Piscobamba.

Wir machten unter einigen Weiden Halt und sahen mit Wohlgefallen unsere Thiere das prächtige Gras weiden, womit die Flußufer bekleidet waren. Wir selber waren nicht so glücklich Nahrung anzutreffen. Die Bäume umher trugen keine genießbare Früchte, und obgleich wir mit allem Eifer nach eßbaren Wurzeln suchten, so blieben doch unsere botanischen Bemühungen ohne Erfolg. Wir mußten uns also mit der Hoffnung begnügen, die uns die Ankunft in der Hazienda Soviango für den Abend verhieß. Nach Ablauf von zwei Stunden setzten wir die Reise fort. Jetzt hatte sich das Ansehen der Gegend vortheilhaft verändert: die Hügel waren zu Bergen, die Sandflächen zu wohlbewässerten Thälern geworden, und an die Stelle verkrüppelter Baumgruppen traten schattige Wälder. Aber unsere Hoffnung, Soviango zu erreichen, wurde getäuscht: die Thiere waren von dem Marsche durch die Wüste zu ermüdet, um erheblich vorwärts zu kommen, und ehe wir uns dessen versahen, brach die Nacht herein und nöthigte uns, auf dem Gipfel eines Berges zu bivouakiren. Der gesammte Rest unserer Vorräthe bestand in zwei Platanen und etwas Kaffee — fürwahr eine schmale Ration

für vier Personen, welche den ganzen Tag auf der Reise zugebracht hatten und, was noch schlimmer war, sich in der Hoffnung auf neue Vorräthe betrogen sahen. Weil ich an dem vorigen Abende das Essen verbrannt hatte, so erlaubte mir mein Gefährte nicht, daß ich meine Kochkunst zum Besten gäbe, sondern er besorgte das Rösten der Platanen und die Bereitung des Kaffees selbst. Allein die Ausführung blieb nicht ohne Unfall. Da es dunkel und der Boden felsig und abschüssig war, so ließ sich kein Wasser auftreiben. Der Ueberrest des Schlauches war nicht ausreichend; nichts desto weniger bediente er sich desselben, that den Kaffee ein und um ihn, wie er sagte, recht stark und gut zu machen, ließ er ihn dreimal aufkochen. Zweimal wurde der Topf im richtigen Augenblicke vom Feuer gezogen, allein als das Experiment zum letzten Male wiederholt werden sollte, vergaß er Etwas um die Finger zu legen, um den Henkel anzufassen: — so verbrannte er sich selbst, der Topf schlug um und der Kaffee floß auf die Erde. Dieser Unfall wäre sehr ergötzlich gewesen, wenn wir ein anderes Getränk gehabt hätten, allein da wir nichts zur Stillung des Durstes hatten, so war es im höchsten Grade verdrießlich. Nach dem Abendessen, d. h. nachdem wir zwei Platanen verzehrt hatten, befestigten wir unsere Hängematten an etlichen Bäumen und die Führer nahmen Platz am Feuer. Indeß keiner von uns schlief erheblich; ein leerer Magen ist der ungeduldigste von allen Mahnern und wenn er einmal an seine Schuld erinnert hat, so läßt er sich nicht eher beschwichtigen, als bis er die ganze ihm gebührende Schuld oder schließlich noch ein wenig mehr bekommen hat.

Mit dem Morgen brachen wir auf, allein wir blieben

noch sieben Stunden unterwegs, bevor wir Soviango erreichten. Diese Besitzung lag an einer Anhöhe in Zuckerpflanzungen, die sie rings umgaben. Unsere Ankunft war augenscheinlich bemerkt worden, denn wir trafen am Hauptgebäude zwei Damen, deren eine sich als die Eigenthümerin ankündigte und uns einlud, gastlich von dem Hause Besitz zu nehmen. Unseren Thieren wurde Mais und Guineagras in Fülle gereicht und für uns ließ ein rasch bereitetes Mahl nicht auf sich warten. Kaum war die Mahlzeit beendet und wir fingen eben an uns behaglich zu fühlen, als sich ein Feuerruf hören ließ. Alles stürzte in den Hof, hinter der Zuckermühle erhob sich ein dicker Rauch — die Pflanzung hatte Feuer gefangen. Die ganze Ansiedelung war in Aufruhr; die Arbeitsleute rannten von der Höhe herunter, und die Stimme des Majordomo ließ sich vernehmen, um Befehle zu ertheilen. Wir folgten den Damen hinter die Mühle, wo sich ein kläglicher Anblick darbot: einige Felder lagen bereits in Asche, die Flamme, von einem scharfen Windzuge getragen, griff rasch um sich. Kaum hatte die Gluth ein Feld erfaßt, so prasselte das Zuckerrohr mit einem Geräusch wie Musketenfeuer in die Luft. Die Arbeitsleute hatten sich mit Stöcken bewaffnet, und suchten das Feuer zusammenzuschlagen; allein ihre Anstrengungen hatten keinen Erfolg. Erst als die Flamme einen Bach erreicht hatte, erlosch sie aus Mangel an Nahrung.

Der verursachte Schaden war beträchtlich; die Damen verriethen jedoch in ihrem Benehmen keine Empfindlichkeit über den Verlust, sondern blieben zuvorkommend wie zu Anfang. Ihre einzige Sorge war, ob Jemand verletzt sein möge. Als sie bemerkten, daß wir Anstalten zum Aufbruch trafen, baten sie uns doch ja zu bleiben. Wir konnten auf ihr eindring-

liches Begehren nicht eingehen; unsere Absicht war, Quito zu besuchen, und da wir noch sehr weit von der Hauptstadt entfernt waren, so mußten wir auf jede Stunde halten. Wir verabschiedeten uns daher unter Danksagungen für die gastfreundliche Behandlung, welche die Damen uns hatten angedeihen lassen.

Nunmehr begannen wir die Hauptkette der Anden zu ersteigen. Die Temperatur wurde niedriger, die Luft reiner, und die Pflanzen- und die Thierwelt entfaltete die mannigfaltigsten Formen. Gelbe Calceolarias sprossen zwischen scharlachfarbenen Salvias und blauen Browallias; Kolibri wiegten sich auf den Zweigen der Fuchsia; Schmetterlinge und Käfer schwirrten durch die Luft und zwischen dem Gesteine schlüpften kleine schwarze Schlangen mit Behendigkeit. Welche Ueberfülle von Leben! welche Mannigfaltigkeit der Farben! Wahrlich, der Anblick eines tropischen Waldes ist großartig, aber der Blick auf die Anden in einer Erhebung von etlichen tausend Fuß über dem Meeresspiegel ist entzückend — Alles, Alles scheint ein Garten zu sein.

Als wir den Gipfel der Bergreihe gewannen, welche Soviango von Safaranga trennt, bot sich unseren Blicken eine herrliche Aussicht dar. Auf der einen Seite behielten wir jene Anpflanzung im Auge mit ihren Zuckerfeldern, die im lebhaftesten Grün prangten und einen reizenden Gegensatz mit den Straßen, Bächen und Wohnungen bildeten; auf der andern Seite erblickten wir Safaranga, ein Dorf von etwa funfzig Häusern mit einer nett aussehenden Kirche. Der Weg dahin war ein beständiges Zickzack und es kostete uns gegen eine Stunde, bevor wir unten anlangten. Die Häuser des Dorfs fanden wir sämmtlich sehr klein, weshalb man uns

nach dem Cabildo (Stadthause) wies, einem Gebäude, welches das Gefängniß und zwei große Räumlichkeiten einschloß.

In Safaranga sahen wir uns genöthigt, einen Tag liegen zu bleiben, weil unsere peruanischen Maulthiertreiber uns verließen und wir sobald keine frische Thiere aufzutreiben vermochten. Das Reisen in Ecuador ist eigenthümlich. An den Hauptstraßen befinden sich alle sechs oder acht Wegstunden Tambos, Gebäude zur Aufnahme von Reisenden. In jedem Tambo ist ein Tambero oder Gasthalter stationirt, der von der Regierung eingesetzt wird. Derselbe hat die Obliegenheit, beim Auf- und Abladen zu helfen, für Feuerung, Wasser und Lebensmittel zu sorgen, Thiere für die nächste Tagreise zu verschaffen und einen Koch zu halten. Für alle diese Bemühungen erhält er von jeglichem Reisenden einen Real für den Tag, dem Koch gebührt außerdem ein halber Real. Der Preis für jedes Thier, sei es Pferd oder Maulthier, ist vier Reales von einem Tambo zum andern. Wir bedienten uns in Ecuador beständig dieser Einrichtung und obgleich an manchen Orten große Unordnung und Saumseligkeit herrschte, so zeigte sich dieselbe doch im Ganzen sehr vortheilhaft. Die Tambos stammen aus der Zeit der Inkas; sie waren die Poststationen, wo die königlichen Boten von einem zum andern Tambo ihre geheimnißvollen Quipos empfingen und ablieferten. Die Beförderung war damals so wohl unterhalten, daß die Könige an ihrer Tafel zu Cuzco täglich frische Fische aus dem Meere hatten. Die Abkömmlinge dieser Boten sind immer noch ausgezeichnet; wir hatten Gelegenheit, die Behendigkeit zu beobachten, womit mehrere von ihnen meilenweit Schritt mit unseren Thieren hielten.

Am 9. August trafen die Maulthiere ein. Wir machten

uns sogleich daran, unser Gepäck auf den Rücken derselben zu laden. Hierbei empfanden wir den Verlust unserer geschickten Peruaner schmerzlich, denn wir gebrauchten eine volle halbe Stunde zu dem, was sie in zehn Minuten verrichteten. Unsere neuen Führer standen gemächlich daneben und bezeigten nicht die leiseste Regung uns zu helfen. Endlich brachen wir nach dem Tambo von Colosacapi auf. Derselbe ist freilich nur 6 Wegstunden entfernt, allein da unser Gepäck fortwährend losging, so erreichten wir unsern Bestimmungsort nur spät. Eine zahlreiche Caravane von Maulthieren traf mit uns ein; dieselbe führte Chinarinde nach Loja. Jedes Maulthier trug zwei Ballen von zwei bis dritehalb Fuß Länge und anderthalb Fuß Breite. Der Tambo war ein elender Ort, mit schlechten, wahrhaft kothigen Löchern, und am Boden mit Kuhmist und andern Unsauberkeiten bedeckt. Ein Feuer war gemacht, allein da es an einem Rauchfange fehlte, so hatten wir die ganze Nacht vom Rauche zu leiden. Die Tambera, ein altes, dürres, armseliges Weib, präsentirte sich; sie war von ihrem Hunde begleitet, der eben so elend aussah, denn ihm standen alle Rippen aus dem Leibe. Sie machte sich alsbald daran, uns eine Suppe zu bereiten: zuerst wurde Wasser mit einigen gebräunten Zwiebeln gefärbt, dann etwas Maismehl und einige Eier hineingerührt, ein Ei auf eine Pinte Wasser. Dieses Gebräu mit einem erklecklichen Zusatz von Schmutz war, wie kaum zu erwähnen, unerquicklich; allein hungrige Reisende, denen nichts anderes zu Gebote steht, sind leicht zufrieden gestellt.

Am nächsten Morgen fanden wir keine Seele am Platze, mit Ausnahme des alten Weibes. Dieses benachrichtigte uns, daß die Leute ausgegangen seien, um Saumthiere für uns zu

holen. Als wir zu Mittag nichts kommen sahen, gingen wir selbst aus und erlangten glücklich drei Maulthiere; ein anderes wurde bald nachher gebracht, und um vier Uhr machten wir uns auf den Weg nach Cariamango, begleitet von zwei Indianern als Führern, die den vorigen an Dummheit nichts nachgaben. Nur mit großer Mühe konnten wir sie bedeuten, die Reise zu beginnen, da ein dicker Nebel gekommen war und der Wind sich aufzumachen begann. Nichts desto weniger brachen wir auf; wir kamen jedoch nur zwei Stunden weit und mußten in einem Rancho einkehren, den wir glücklicherweise antrafen. Die Wirthin, eine Indianerin, zeigte die übelste Laune und behauptete, daß sie keinerlei Lebensmittel besitze. Ihre Tochter zeigte sich indeß freundlicher gesinnt; als die Mutter fortgegangen war, wies sie uns den Ort, wo ein frisch geschlachtetes feistes Zicklein, sowie Kartoffeln und Mais aufbewahrt waren. Die Wirthin konnte nun bei ihrer Rückkehr sich nicht mehr weigern, uns den Bedarf für eine Mahlzeit abzustehen; auf diese Art wurden wir einigermaßen für die Ungunst der letzten Tage entschädigt.

Hinter dem Rancho fanden wir die Gegend sehr abwechselnd, Wälder, Höhen und herrliche Thäler im Zustande der Cultur. Die Einwohnerschaft war dagegen bei weitem geringer, als es bisher auf der ganzen Länge unserer Reise der Fall gewesen. Spät am Nachmittage erreichten wir Cariamango, welches sieben Wegstunden von Colosacapi entfernt ist. Wir wurden in das Cabildo quartiert. Cariamango ist in einer Ebene erbauet und zählt gegen hundert Häuser, deren Mehrzahl mit Ziegeln gedeckt ist. Ringsherum ziehen sich Berge, die mit Wäldern von Chinabäumen bedeckt sind; dieselben sind Eigenthum des Dorfs, und jeder Einwohner

desselben darf daraus nach Belieben holen. Diese Chinarinde ist aber von geringer Güte und wird an Ort und Stelle nur mit sechzehn bis achtzehn Realen für den Aroba bezahlt. Nordwärts vom Orte befindet sich ein merkwürdiger Berg, der sich gleich einer Säule in die Wolken erhebt. Auf der Spitze desselben ist ein mächtiges Kreuz errichtet, zu dem an hohen Festtagen kirchliche Processionen gehalten werden.

Unsere nächste Station war Gonzanama, ein Dorf von etwa funfzig Häusern, welches eine Kirche und eine Kapelle einschließt. Es liegt am Fuße des Cerro de Colombo. Die Umgegend scheint ganz besonders zur Niederlassung einzuladen; sie ist frei von Bäumen, hat vortrefflichen Boden, ist von zahlreichen Bächen bewässert und bringt außer den Pflanzen, die den Anden angehören, Erbsen, Bohnen, Kartoffeln, Weizen und andere Vegetabilien hervor, welche im nördlichen Europa verbreitet sind. Das Klima ist vortrefflich; während unseres Aufenthalts stieg das Thermometer nicht über 67° Fahr. Die nasse Jahreszeit geht von November bis Mitte Mai, doch kommen auch in den übrigen Monaten Regenschauer vor. Die einzige Klage der Einwohner lief gegen die heftigen Windstöße, welche von Zeit zu Zeit die Bedachung der Häuser beunruhigen und zuweilen wohl gar Gebäude niederreißen. Chinabäume sind in den nahen Bergen in Ueberfluß vorhanden; auch trafen wir zum ersten Male Linné's Psoralea glandulosa, eine Staude von etwa fünf Fuß Höhe mit kleinen bläulichen Blumen, die an sonnigen Orten, an den Straßen und auf den ganzen Cordilleras von Chile bis Quito wächst. Die Blätter derselben werden statt Thee gebraucht, geben indeß kein sehr aromatisches Getränk.

Zu Gonzanama ist weder Cabildo noch Tambo, doch

erfuhren wir dadurch keine Unbequemlichkeit, denn wir wurden aufs Beste von Don Juan Cueva, dem Teniente des Orts, aufgenommen, welchen wir bei der Ankunft vor seinem Hause antrafen und der uns einlud, bei ihm einzusprechen. Er war eine zuvorkommende Persönlichkeit und hatte eine große Vorliebe für die Engländer. Ja, als wir abreisten, schrieb er in unsere Pässe, die er als Ortsvorstand zu visiren hatte, daß er uns allen Vorschub geleistet, der in seiner Macht gestanden, und sich beeifert habe, den großen Verpflichtungen nachzukommen, welche die Republik Ecuador Großbritannien schulde.

Wir verweilten zwei Tage in Gonzanama. An den Abenden unterhielt uns unser Gastherr von Geistergeschichten, Hexen und Feen; denn die Bewohner der Anden haben ihren Aberglauben gleich andern Bergbewohnern, wie in den Hochlanden von Schottland, dem Harze und den Alpen, woran sie steif und fest hängen. Sein Lieblingsthema war aber die Zerstörung der Stadt Zamora. In der Nähe dieser Stadt befanden sich reiche Goldminen. Die Spanier begnügten sich nicht mit dem Ertrage derselben, sondern legten den Eingeborenen schwere Abgaben auf, um größere Schätze zu erpressen, bis die Indianer das Joch der Unterdrückung nicht länger zu ertragen vermochten und sich für ihre Freiheit erhoben. Alle ergriffenen Spanier wurden ermordet; den Gouverneur und die obersten Beamten zwang man, glühendes Gold zu verschlucken, damit sie, wie die aufgebrachten Eingeborenen sich ausdrückten, ihren Durst nach diesem Metalle ganz sättigen möchten. Zamora selbst wurde zerstört; ein Haufen Trümmer bezeichnet gegenwärtig den Platz, wo einstmals eine der reichsten Städte von Oberperu stand. Der spanische

Geschichtschreiber Herrera erwähnt Zamora und sagt, daß in den Minen desselben Goldklumpen von vier Pfund gefunden wurden und daß zu jener Zeit eben ein Klumpen von zwölf Pfund an den König von Spanien gesendet worden sei. Gegenwärtig möchte es ein gewinnreiches Unternehmen sein, die Minen wieder zu betreiben, doch sollen die Indianer der Gegend sehr feindselig gesinnt sein und keinem Weißen den Eintritt in ihr Bereich gestatten.

Don Juan Cueva fungirte auch als Richter. Am Sonntage nach der Kirche wurden verschiedene Leute wegen Schlägerei vor ihn gebracht. Die Untersuchung beschäftigte ihn bis fünf Uhr, worauf er die Einen zum Gefängniß, die Anderen zu Stockschlägen verurtheilte. Am Nachmittage versammelte sich das Volk in Haufen auf der Plaza, um ein Spiel zu halten, das dem englischen Cricket ähnelt, aber ohne Stock gespielt wird. Die Aufgabe war, die drei Ballstäbe niederzuschlagen und zu gleicher Zeit den Ball so weit als möglich fortzutreiben. Der Pfarrer gesellte sich zu seinen Pfarrkindern und schien einen lebhaften Antheil zu nehmen. Abends wurde kirchliche Andacht gehalten, wobei die Heiligenbilder paradirten und allerlei Feuerwerk angebrannt wurde; Musik und Tanz währte fast die ganze Nacht hindurch. Uns wollte bedünken, daß die Menge genossenen Chicha's — ein Bier aus Mais — die Leute aufgeregter machte, als sich mit der Ceremonie vereinigen wollte.

Am 16. August gelang es uns, ein Paar Indianer aufzutreiben, die nüchtern genug waren, um uns nach Loja zu geleiten, und am Nachmittage brachen wir auf, zum großen Bedauern unseres leutseligen Don Juan Cueva. Ungefähr eine Wegstunde von Gonzanama besuchten wir die Ruinen

eines Dorfes, welches von den Inka's gebauet war und in einer Ebene lag. Wir fanden ein geräumiges Gebäude von 250′ Länge und 50′ Breite, das sich von Osten nach Westen zog. Die Mauern hatten 3′ Dicke und waren aus Stein; der Eingang maß 6′ in der Breite. Außer den Mauern war nichts erhalten, und diese waren schlecht und zerfallen. Die Kunst, Bogen zu bauen, war den alten Peruanern unbekannt; sie bedeckten die Häuser und Tempel mit Streu, weshalb dieselben dem Wasser nicht lange zu widerstehen vermochten.

Wir konnten vor der Nacht kein Haus erreichen und mußten unter einigen Berberitzenbüschen bivouakiren. Weil das Holz feucht war, so gelang es uns nicht ohne Schwierigkeit, ein Feuer anzuzünden und Abendbrod zu bereiten. Die Nacht war sehr unangenehm; ein feiner Regen durchnäßte unser Lager und die Decken, und gegen den Morgen waren wir so steif und kalt, daß wir kein Glied zu rühren vermochten.

Beim Aufstehen fanden wir unsere Maulthiere verlaufen, die nach dem Gebrauche in Ecuador während der Nacht frei gelassen waren, um zu weiden; wir mußten ein Paar Stunden warten, bis unsere Führer mit dem Beistande eines andern Indianers, welcher des Weges kam, dieselben wiedergefunden hatten. Wir brachen auf und stiegen in ein tief gelegenes Thal, dessen Vegetation den Charakter der unteren tropischen Gegenden trug. Die Gebüsche bestanden aus Crotons, Cactus, Feigenbäumen und Convolvulaceenstauden; im Allgemeinen war das Grün der Vegetation etwas schwach, was eine Folge der trockenen Jahreszeit war. Nachmittag traten wir in einen Wald von Chirimoyabäumen (Anona cherimolia, Mill.), die mit köstlichen Früchten bedeckt waren. Die

Ananas, die Mangoſtien und der Chirimoya werden für die vortrefflichſten Früchte des Erdballs gehalten; ich habe dieſelben in den verſchiedenen Gegenden gekoſtet, in denen ſie die höchſte Vollkommenheit erlangen ſollen, die Ananas in Guayaquil, die Mangofrucht im indiſchen Archipelagus und den Chirimoya auf den Abhängen der Anden; wenn ich das Amt eines Paris üben ſoll, ſo trage ich kein Bedenken, den Preis für den Chirimoya zu beſtimmen. Der Geſchmack deſſelben übertrifft jede andere Frucht und Hänke hatte nicht Unrecht, wenn er ihn das Meiſterſtück der Natur nannte.

Wir kehrten eine halbe Stunde in einer Indianerhütte ein, aßen einige Eier und Platanen und ſetzten den Weg fort. Nachdem wir den Fluß Catamayo überſchritten, ſtiegen wir einen Bergrücken hinan. Die Straße wand ſich durch ewige Krümmungen und an manchen Plätzen dicht am Rande von Abgründen hin, ohne breit genug zu ſein, um unſeren Maulthieren freien Weg zu gewähren. Der Wind blies heftig und wurde von Regen begleitet, was dieſen Tag höchſt unangenehm machte. Eben als die Sonne unterging, gewannen wir den erſten Blick in das reizende Thal Cujibamba und auf die Stadt Loja. Die Niederfahrt koſtete uns faſt zwei Stunden: der Regen hatte die Wege aufgeweicht, ſo daß die Maulthiere nicht gehen konnten, ſondern die Füße zuſammenſtemmten und hinabglitten, eine ſo unangenehme Beförderungsart, daß wir froh waren, endlich wohlbehalten unten anzukommen. Es wurde acht Uhr, ehe wir in die Stadt gelangten, weil wir einen der Flüſſe überſchreiten mußten, zwiſchen denen Loja liegt. Wir begaben uns zu dem Hauſe des Dr. Richard Ekins, eines Engländers, der ſich in dieſer Gegend niedergelaſſen und verheirathet hat und an den wir ein Empfehlungs-

ſchreiben vom britiſchen Vice-Conſul zu Payta empfangen. Leider war der Doctor und ſeine Frau abweſend; indeß nahm uns der Schwager deſſelben für die Nacht auf. Da in Loja kein Gaſthof war, ſo mietheten wir zum Leidweſen unſeres Gaſtgebers einige bequeme Räumlichkeiten in dem Hoſpitale, wofür wir ein wahrhaftes Spottgeld zahlten. Auch nahmen wir eine indianiſche Frau an zur Beſorgung unſerer Küche. Sie verpflegte uns für etwa zwei Schilling täglich, wofür ſie Frühſtück und Mittagseſſen lieferte. Sie gab uns eine ſo große Auswahl von Gerichten, daß wir nicht begreifen konnten, wie es möglich ſei, für ſo geringes Geld ſo viel zu geben. Dennoch bat ſie um Entſchuldigung, daß die Mahlzeit nicht ſo gut wäre, als es die Ordnung erfordere, und wenn Etwas fehle, liege die Schuld an dem ſchlechten Wetter. Sie ſagte uns, daß die Flüſſe angeſchwollen ſeien und die Zufuhren nicht bequem heran könnten. Wahrlich, Ecuador iſt das Land, wo man wohlfeil lebt, ſchade nur, daß man nicht überall in der Republik leichte Zufuhr haben kann.

Der Gouverneur von Loja, Don Mariano Riofrio, bewies ſich ungemein zuvorkommend gegen uns; er ſendete uns mancherlei kleine Gegenſtände, die zu unſerer Bequemlichkeit dienten, lieh uns Maulthiere und Pferde zu Ausflügen und machte uns mit Allem bekannt, was er für ſehenswerth oder merkwürdig hielt. Er wünſchte ſehr, daß wir in die Minen von Piscobamba gingen, um einen Begriff von dem Reichthume der Gegend zu erhalten. Allein die Umgegend von Loja war gar zu erſprießlich für naturwiſſenſchaftliche Einſammlungen; deshalb hielten wir nicht für zweckmäßig, daß wir Beide fortgingen. Es wurde alſo verabredet, daß Pim

nach Piscobamba gehen sollte, besonders da Dr. R. Ekins sich dort befand und wir von ihm ausführliche Mittheilungen erwarten durften.

„Der Gouverneur," erzählte mein Reisegefährte, „lieh mir ein Maulthier und gab mir eine Strecke lang das Geleit. Ich ritt den ganzen Tag scharf, konnte jedoch Piscobamba nicht erreichen, sondern mußte in Vilacabamba einkehren, einem kleinen Dorfe von etwa 150 Einwohnern. Am nächsten Morgen ging der Teniente des Orts nebst etlichen seiner Freunde mit mir. Der erste Theil der Straße lief über Pampas, die von herrlichem Rasen bedeckt waren. Dann kamen wir in das heiße Thal von Piscobamba, welches viel Aehnlichkeit mit den Wüsten Perus hat; der Wechsel der Bodenbeschaffenheit war ein plötzlicher. Hier sah ich zum ersten Male die schneebedeckten Gipfel der Anden. Am Nachmittage erreichte ich die Hazienda, wo sich Dr. Ekins aufhielt. Der Eigenthümer der Farm, Don Jose Miguel, litt an Gicht und wurde von dem Doctor behandelt. Ich hatte eine Empfehlung an denselben und wurde von ihm wie von dem Doctor freundschaftlich empfangen.

„Während meines Aufenthalts in Piscobamba besuchte ich täglich die Minen, oder richtiger die Löcher, welche sich bis zu einer Tiefe von 250 Fuß in die geneigte Ebene senkten. Die Arbeiten waren Wassers halber eingestellt. Ich sammelte die besten Proben, die ich finden konnte, Gold, Silber und Kupfer. Diese Minen sollen ehedem einen beträchtlichen Gewinn ergeben haben. Ich fand auch eine unermeßliche Grube, die auf Kosten einer Gesellschaft Kaufleute gegraben war, um einen Schatz zu heben, der hier verscharrt sein sollte. Die Sage darüber lautete: — Als Atahualpa,

der letzte Inka von Peru, in Pizarro's Gewalt gerathen war, sendete er Indianer zu den vorzüglichsten Städten seines Königreichs, um das Lösegeld zusammenzubringen, welches für seine Loslassung gefordert war. Die Ueberbringer des Schatzes vernahmen bei ihrer Ankunft in Piscobamba, wohin sie ihr Weg zu dem spanischen Lager führte, daß ihr König ermordet sei; sie vergruben deshalb ihre kostbare Last, damit sie nicht in die Hände ihrer Feinde geriethe. Einer der Indianer beichtete später die Sache einem spanischen Priester und entwarf mit dessen Hülfe eine Karte, die vor etlichen Jahren aufgefunden wurde und die Bildung der Gesellschaft veranlaßte. Die Karte ließ die Gesellschaft an einem Platze nachgraben, der wegen der Menge von Krügen, Knochen und anderen Ueberbleibseln, die man fand, zu der Annahme berechtigte, daß hier die Hand des Menschen thätig gewesen sei. Indeß nach längeren vergeblichen Nachsuchungen sanken die Aktien und das Unternehmen blieb aus Mangel an Geld stocken.

„Am 28sten reiste ich früh am Morgen wieder ab. Mein Maulthier war mit zwei Paar Satteltaschen voll mineralogischer, botanischer und zoologischer Sammlungen bepackt. Der Doctor und Don Jose Miguel wünschten, daß ich eine Silbermine in dem Kirchspiele von Malacartos sähe; sie begleiteten mich deshalb eine Strecke, aber auf anderer Straße, als ich gekommen war. Die Mine war größer, als die anderen, aber gleich denselben eine sehr große Grube. Man hatte mir gesagt, daß ich Loja bei bequemer Tageszeit wieder erreichen könne. Trotz dieser Versicherung überkam mich der Abend, als ich noch drei Stunden entfernt war, völlig allein, unkundig des Wegs, den ich zu nehmen hatte, und auf einem Erdreiche, wo das Maulthier bis an die Brust in Morast

verſank. Ich erinnerte mich, daß ich von dem Inſtinkte der Maulthiere gehört hatte, warf meinem Thiere die Zügel auf den Hals und ließ es ſeinen Weg ſelbſt wählen. Es trug mich durch die entlegenſten Richtungen und blieb etwa gegen 10 Uhr vor einem Thorgitter halten. Die Pforten in Ecuador ſind von den unſrigen ſehr verſchieden. Sie beſtehen meiſtentheils aus zwei aufrechten Pfoſten mit großen Löchern in regelmäßigen Entfernungen, durch welche Stäbe eingeſchoben werden. Weil ich ſehr ermüdet war, ſo hatte ich keine Luſt, lange Umſtände zu machen, ſondern zog ſo viele Stäbe aus, als ich losmachen konnte, und ſpornte mein Thier zu einem Sprunge, den es auch ſehr gut ausführte. Unglücklicherweiſe hakte meine Flinte gegen einen der Pfoſten und riß mich aus dem Sattel; mein Fuß faß feſt in dem Steigbügel und ich war in beſter Weiſe gehängt. Einige Sprünge, die das Maulthier that, zerriſſen jedoch den Steigbügelriemen und ich ſah mich erlöſet. Ich ging nun eine kurze Strecke und gelangte zu einem Hauſe, welches, wie ſich ergab, dem Gouverneur gehörte. Es war die Geburtsſtätte des Maulthiers. Als die Unruhe der Ueberraſchung ſich gelegt hatte, weckten die Leute einen Indianer, der mich in die Stadt geleitete. Nach Verlauf einer Stunde hatte ich Loja erreicht. Meine Sachen wurden am andern Tage nachgebracht und die einzige Unannehmlichkeit, die ich erlitt, war ein Schmerz in der rechten Schulter, welchen mir ein Schlag des Maulthiers verurſacht hatte.“

Capitel XI.

Loja. — Las Juntas. — San Lucas. — Saragura. — Oña. — Verirrung. — Cochopato. — Ravon.

Die Stadt Loja (Loxa) oder wie sie ehedem hieß, Zarza, liegt im Thale Cujibamba an dem Zusammenflusse des Malacartos und Zamora, zweier Flüsse, die sich in den Amazonenstrom ergießen. Sie wurde im Jahre 1546 vom Capitain Antonio de Mercadillo gegründet und erlangte bald Bedeutung, die sie theils der günstigen Lage an der Hauptstraße verdankt, welche Cuzco mit Cuenca, Riobamba und Quito verbindet, theils dem Handel mit Chinarinde und ihrem Jahrmarkte. In den letzten Zeiten der spanischen Herrschaft theilte Loja den allmäligen Verfall von Südamerika und die späteren politischen Stürme versetzten ihm eine schwere Wunde, bis es denn in den Zustand gelangte, worin wir es antrafen — öde, verfallen und elend. Die Hauptstraßen laufen von Süden gen Norden und werden unter rechten Winkeln von anderen durchkreuzt, so daß die Stadt in regelmäßige Vierecke zerschnitten ist. Alle Straßen sind gepflastert und Wasserbäche fließen in der Mitte einer jeden. Die Häuser sind ein oder zwei Geschosse hoch und aus Luftsteinen gebauet. Mehrere größere Häuser besitzen Balkone; Glasfenster gab es nicht viele, hölzerne Laden vertreten die Stelle derselben. Die Wohnzimmer sind schmutzig und voll Flöhe, besonders Sand-

flöhe (Pulex penetrans, Linn.). Letztere sind winzige Thierchen, die sich in die fleischigen Theile des Körpers einbeißen, besonders in die Füße, und daselbst überaus schnell aufschwellen und ihre Eier legen. Sie lassen sich nur mit Schwierigkeit entfernen. Wir mußten jeden Tag wenigstens 4 oder 5 dieser Eindringlinge ausreißen lassen, eine Operation, worin die Eingeborenen eine große Geschicklichkeit besitzen. In der Mitte der Stadt befindet sich ein großer viereckiger Platz mit einem Springbrunnen in der Mitte. Die Seiten werden von Regierungsgebäuden, einer unvollendeten Kirche, einem Collegium und etlichen Privatgebäuden gebildet. Loja hat 7 Kirchen, ein Nonnenkloster (Concepcion), das zur Zeit unseres Besuchs 22 Nonnen zählte, und ein Hospital. Die Behandlung der Kranken in dem letztgenannten Gebäude ist Frauen anvertrauet, die ihre Heilmittel in der Umgegend der Stadt einsammeln. Der einzige medicinisch gebildete Mann in Loja ist Dr. Ekins; da er aber meistens Patienten in den verschiedenen Theilen des Landes zu besorgen hat, so genießen die Einwohner von Loja wenig Vortheil von seiner Kunst, sondern müssen sich auf die oberflächliche Kenntniß der Kräfte von Pflanzen und Thieren verlassen, welche sie überliefert bekommen haben.

Das Klima von Loja und dem ganzen Thale Cujibamba ist sehr feucht. Die Regenzeit beginnt im Januar und endet um Ausgang April, zuweilen auch erst Mitte Mai. Im Juni, Juli und August gibt es hier heftige Regengüsse, die von starken Stürmen begleitet werden; von September bis Januar herrscht gemeiniglich schönes Wetter, doch kann diese Zeit just nicht trocken genannt werden, da ab und an Regenschauer eintreten. Die mittlere jährliche Temperatur von Loja ließ

ſich nicht ermitteln; während unſerer Anweſenheit ſtand das Thermometer in der Regel um 6 Uhr früh auf 50° Fahr., um 2 Uhr Nachmittag 65°, und um 10 Uhr Abends 58°. Wann die Sonne ſüdlich vom Aequator ſteht, ſoll es ſehr warme Tage geben. Trotz des feuchten Klimas zeigen die Einwohner eine auffallende Geſundheit und Fälle von hohem Alter gehören nicht zu den Seltenheiten; manche Leute haben es bis zu hundert Jahren gebracht.

Die Zahl der Einwohner wird auf 5000 geſchätzt; ſie beſtehen aus Weißen, Indianern und Miſchlingen. Sie ſind gutmüthig und gaſtfrei, aber gleich den meiſten Stämmen, die ſpaniſchem Blute entſproſſen ſind oder den Spaniern ihre Bildung verdanken, träge, ſchmutzig, ausſchweifend und aufs Spiel erpicht. Die Männer ſind groß und wohlgebauet: in den Straßen tragen ſie einen Strohhut und einen Mantel oder einen hellfarbenen Poncho; übrigens ſind ſie nach europäiſcher Weiſe gekleidet. Die Frauen haben allerdings ein nettes Geſicht, allein ſie ſind klein und mißgeſtaltet. Sie kleiden ſich wohl oder übel nach ihrer Weiſe, tragen jedoch nie Haube oder Mütze, ſondern nur wenn ſie zu Pferde reiten, einen Panamahut.

Das Rauchen trifft man bei beiden Geſchlechtern. Die Frauen bedienen ſich kleiner Papiercigarren, die man ihnen höflicher Weiſe präſentirt. Da aber dieſe Sitte bei dem zarteren Geſchlechte in anderen Städten Ecuadors nicht geduldet wird, ſo beobachten ſie einige Scheu, vor Fremden zu rauchen; mehrere Damen wollten uns einreden, daß ſie ſich des Tabacks einzig wegen des feuchten Klimas bedienten. Branntwein wird in großen Maſſen und von allen Klaſſen getrunken. In Geſellſchaften herrſcht der Gebrauch, daß eine Perſon

ein gefülltes Glas nimmt und einer andern mit den Worten vortrinkt: „con usted“; will der Angeredete nicht beleidigen, so antwortet er: „con mucho gusto“, und leert sein Glas ebenfalls. Die Folgen dieser Sitte müssen nicht erst erwähnt werden. Es ist allgemeiner Gebrauch, daß die Frauen zu den Mahlzeiten der Männer nicht zugelassen werden, sondern in der Küche speisen. Indessen hat der Gouverneur nebst einigen anderen Gebildeteren dieser unsinnigen Gewohnheit einen Stoß gegeben. Die Sittlichkeit steht in tiefem Verfall. Dies haben zu großem Theile die Priester verschuldet, deren Gebühren für Einsegnung von Ehen ungeheuer sind, wie man uns sagte. Dadurch werden viele Leute genöthigt, ohne das Band der Ehe mit einander zu leben, oder wenigstens bedienen sie sich dieses Vorwandes zu ihrer Rechtfertigung.

Die Bewohner beschäftigen sich mit Einsammlung der Chinarinde und dem Handel dieses Artikels, mit Verfertigung von Pillons und Ponchos und dem Anbau von Korn. Jährlich im September findet ein großer Markt Statt, der am 8ten beginnt und einige Wochen dauert; er wird sehr stark von aller Art Leuten des Landes besucht. Als Einleitung dazu wird eine kirchliche Procession zu Ehren von Nuestra Señora de la Feria gehalten, einem Heiligenfeste, das für diese besondere Gelegenheit eingerichtet ist. Am 22. August, als „Unsere Liebe Frau“ eingezogen war, gerieth die Stadt in förmliche Aufregung. Am Morgen zog eine Bande von fünf Trommelschlägern und drei Pfeifern durch die Straßen, um ihre Ankunft zu verkündigen. Die Häuser in den Stadttheilen, durch welche die Heilige passiren mußte, waren mit Vorhängen, Teppichen, Bettlaken und dergleichen von den buntesten Formen und Farben bekleidet und die Straßen

mit Blumen beſtreuet. Ein Zug Indianer, an deren Spitze der Alcalde ging, eröffnete die Proceſſion: manche von dieſen Indianern trugen Alligatorköpfe als Masken, alle aber ſchnitten abſcheuliche Grimaſſen zu ihrer eigenen Muſik und nahmen häufig einen Trunk Chicha. Dies iſt noch ein Ueberreſt des alten Aberglaubens, welchen die ſchlauen Spanier mit den Gebräuchen der römiſchen Kirche verſchmelzen ließen, um ſich die Gunſt der Eingebornen zu erwerben.

Die Vegetation um Loja iſt ſehr üppig. Es gibt eine große Menge prächtiger, großer Blumen; Farnbäume ſind in Ueberfluß vorhanden und Calceolarias, Fuchſias, Convolvulaceä, Siphocampylos nebſt manchen ſchönen Ericaceä finden ſich in Maſſe. Die Chinarinde von Loja iſt berühmt; doch ſind in der Nähe der Stadt ſelbſt gegenwärtig nur wenige Bäume vorhanden; die Leute müſſen zur Gewinnung der Rinde in einige Entfernung gehen. Sie muß zu einer beſtimmten Jahreszeit geſammelt werden; ein Beil und ein Meſſer ſind die einzigen Erforderniſſe, deren es dazu bedarf. Ein Mann iſt im Stande, an einer günſtigen Stelle täglich etwa ein Aroba einzuſammeln; ein Aroba von der beſten Sorte, Loja-Ausleſe (Cinchona Condaminea, H. und B.), wird mit ungefähr 12 Schilling bezahlt, die übrigen Sorten ſtehen geringer im Preiſe. Die Achira (Canna discolor, Lindl.) wird ſehr häufig wegen ihrer knolligen Wurzeln gebauet, welche gegeſſen werden und wie Camoten ausſehen. Erbſen, Bohnen, Kartoffeln, Bananen (Musa sapientum, Linn.), Bataten und Weizen gedeihen in großen Maſſen.

Am 1. September verließen wir Loja. Wir beabſichtigten, frühzeitig am Morgen aufzubrechen; leider waren die Leute ſo betrunken, daß wir unſere Maulthiere ſelbſt bepacken

mußten und dann die größte Laſt hatten, die Indianer in Bewegung zu ſetzen. Das Wetter war troſtlos genug, Regen mit der Ausſicht auf anhaltende Dauer deſſelben. Die Wege waren äußerſt ſchwierig; die Pferde und Maulthiere, ſo wie ein Ochſe, welcher einen Theil unſeres Gepäcks beförderte, ſanken bis an den Leib in den Koth, und wir kamen nicht davon ohne etliche Male zu fallen. Ein Haus war nicht anzutreffen, ſo mußten wir im Walde bivouakiren, unter ſtrömendem Regen, von Kopf bis zu den Füßen mit Schmutz bedeckt und einen wirklichen Moraſt zur Unterlage. Nur mit Mühe gelang es uns, eine Schale heißer Chocolate zu bereiten, um es gegen die Kälte auszuhalten. Man kann ſich leicht denken, daß wir eine höchſt traurige Nacht verbrachten.

Mit Tagesanbruch zogen wir auf ähnlichen Wegen weiter, in allen Gliedern von rheumatiſchen Schmerzen geplagt. Um Mittag überſchritten wir den Fluß Las Juntas auf einer Brücke von indianiſcher Anlage, die aus Baumſtämmen beſtand, über welche Zweige und Sand gelegt waren; eine Schutzwehr an den Seiten fehlte und die Breite belief ſich nicht über 6 Fuß. Wir erreichten darauf den Tambo gleichen Namens, der aus zwei Hütten beſtand. Hier hätten wir die vorige Nacht Quartier nehmen ſollen. Wir erfriſchten uns mit Eierſpeiſe und Chicha, und begaben uns nach dem Dorfe San Lucas. Eine kurze Strecke hinter Las Juntas änderte ſich Wetter und Weg; beides wurde trocken und die Umgebung gewährte einen herrlichen Anblick. Als wir die Straße entlang ritten, hatten wir das Glück, den Cura von San Lucas anzutreffen, der ſich als den Bruder unſeres gaſtfreundlichen Teniente von Gonzanama zu erkennen gab und uns mit gleicher Freundlichkeit behandelte.

San Lucas fanden wir als einen Zusammenbau von Indianerhütten, der an der einen Seite des gefährlichsten Hügels liegt, den wir zu passiren gehabt hatten. Es waren Stufen in die Abhänge desselben gehauen, um den Maulthieren das Auf- und Niedersteigen zu erleichtern. In der Nähe des Dorfs befinden sich die Ruinen einer spanischen Stadt, welche durch einen Einfall der wilden Indianer von Zamora zerstört worden war. Die Farnbäume sind um San Lucas so häufig, daß die Leute das Holz zu den gemeinsten Dingen anwenden.

Am nächsten Morgen reiseten wir nach Saragura, 15 Wegstunden von Loja. Bis auf eine Stunde hinter San Lucas war die Straße trocken; aber es kam schrecklich hinterher. Die Höhen waren steil und schlüpfrig, so daß die Thiere ihre Vorderfüße zusammenpressen und so gut es gehen wollte, hinuntergleiten mußten. Nach manchem Sturze erreichten wir Saragura, wo wir freundlich vom Teniente des Orts aufgenommen wurden. Er theilte uns mit, daß das Dorf 2000 Einwohner zähle; uns wollte es nicht so scheinen, doch lagen die Häuser sehr zerstreut und bedeckten einen weiten Raum. Die Kirche, die halb innen, halb außerhalb liegt, war die ansehnlichste die wir angetroffen hatten; sie war nett und sauber. Das Land um Saragura befand sich auf einem hohen Grade der Cultur; Weizen war in Fülle vorhanden. Die gesammte weiße Bevölkerung des Orts beschränkte sich auf den Pfarrer, den Teniente und zwei oder drei Kaufleute. Die letzten führten einen Handel mit Cascarille, allein dieser Artikel ist von geringerer Güte und nicht mehr als 6 oder 7 Realen die Aroba von 25 Pfund werth.

Wir übernachteten in Saragura und setzten sodann unsere Reise fort. Frische Maulthiere waren — zu unsrer großen

Ueberraſchung — früh am Morgen für uns bereit. Augenweide boten uns zahlreiche Cavalcaden, die an uns vorbeipaſſirten, um ſich nach dem Markte von Loja zu begeben. Alle, Männer wie Frauen, ſahen angegriffen aus und waren mit Schmutz bedeckt; denn die Frauen ſind denſelben Beſchwerlichkeiten unterworfen wie die Männer. Nur die Reicheren begeben ſich während der Nacht unter Obdach, die übrigen campiren im freien Felde.

Eine Stunde hinter Saragura wurde die Vegetation recht ſpärlich; die Gegend nahm ein dürres Ausſehen an und die Höhen zeigten die wunderlichſten Formen. Um 4 Uhr Nachmittags erreichten wir das Dorf Oña, 5 Stunden von Saragura entlegen. Das Kirchſpiel umfaßt etwa 2000 Bewohner, von denen jedoch nur ein- oder zweihundert auf das Dorf ſelbſt kommen; dieſes beſitzt eine gute Kirche nebſt einem hübſchen geräumigen Hauſe für den Cura. Der Tambo iſt wohlfeil und ſauber, der beſte den wir angetroffen. In dieſem Diſtrict giebt es keine Minen; der Feldbau iſt dürftig, doch ſind Kornfelder da. Die Säezeit fällt hier wie in Saragura in den Januar, Februar und auch wohl März, und die Erndte in den October.

Am 5. September verließen wir Oña. Der Morgen war entzückend; während die Thäler noch in den langen Schatten der Berge ſchlummerten, waren die erhabenen Gipfel der Cordilleras bereits von der aufgehenden Sonne vergoldet und bildeten einen wunderbaren Contraſt mit dem tiefen Azur des Himmels. Wir genoſſen alle Schönheiten der tropiſchen Gegend ohne eine ihrer Unannehmlichkeiten. Die Luft war rein und erfriſchend, die Landſchaft großartig und kühn gezeichnet, und die Felder um uns her trugen Halme und Früchte, die

uns an unser heimisches glückliches Klima erinnerten und uns einen Augenblick vergessen ließen, daß wir in einem Lande der Aequinoctialgegend reiseten.

Unsere Thiere hatten frischen Muth, der Weg war fest und trocken, so ließen wir die Packesel hinter uns und kamen lange vor denselben in Cochopato, einem kleinen Dorfe, an. Hier wollten wir das Eintreffen der Maulthiertreiber erwarten, allein da sie sich nach geraumer Zeit nicht blicken ließen, so beschlossen wir ohne sie nach Navon zu eilen, welches der nächste Haltplatz war. Von Oña bis Cochopato war nur eine einzige Straße gewesen, deren Befolgung bis dahin keinerlei Weitläufigkeit verursacht hatte. Jetzt traten uns aber zwei Wege entgegen: der eine lief über Ebenen, während der andere sich links an Bergen hinzog. Obgleich wir keinen Zweifel hegten, daß wir dem ersten folgen müßten, so näherten wir uns doch, um völlige Gewißheit zu haben, einer indianischen Schäferin und fragten, indem wir auf den ebenen Pfad deuteten: „Ist dies die Straße nach Navon?“ Sie nickte und antwortete: „Arì“ — ein Wort, von dem wir später lernten, daß es in Quichua Ja bedeutet. Da wir jedoch unsere Frage in spanischer Sprache gestellt hatten, so erwarteten wir eine Antwort in eben derselben und nahmen auf diese Weise in sehr begreiflichem Irrthume Arì für eine Verderbung von Arriva (aufwärts).

Fest überzeugt, dem richtigen Wege zu folgen, nahmen wir den Bergpfad, durchzogen einen finsteren Wald und gelangten nach mehrstündigem Ritt in eine jener unermeßlichen rasenbedeckten Flächen, die Pampas heißen und in den Anden so häufig vorkommen. Eine Weile gingen wir längs dem Ufer eines Baches, stiegen darauf ins Thal nieder und sahen

uns nun von zahlreichen Hügeln umgeben. Ich beschäftigte mich so eifrig mit Einsammeln, daß ich dem Wege nur geringe Aufmerksamkeit schenkte. Als ich meine Haupternte vollendet, schaute ich um und erkannte auf einmal, daß wir uns nur auf einem Viehwege befanden. Ich wollte diese Bemerkung meinem Gefährten mittheilen; dieser war voraufgegangen und verweilte ebenfalls in einem kleinen Thale. Da ich nicht so weit rufen konnte, so nahm ich meinen Poncho und winkte ihm zum Umkehren. Er machte gleichfalls ein Zeichen der Rückkehr, und zufrieden von ihm verstanden zu sein, lenkte ich meinen Schritt rückwärts. Meine frühere Unachtsamkeit auf den Weg zeigte jetzt ihre üblen Folgen. Nach wenigen Augenblicken gerieth ich in einen kleinen Baumwald, wo ich etliche Minuten verweilte, um botanische Schätze zu sammeln. Dann erkannte ich, daß ich falsch gegangen, kehrte um und kam wieder zu dem Wasser, an dessen Ufer wir hergekommen waren. Diese Stelle schien mir günstig, um die Rückkehr meines Gefährten zu erwarten. Ich setzte mich hin und harrte wohl eine Viertelstunde; allein er kam nicht. Schnell eilte ich dem Thale zu, wo ich ihn zuletzt gesehen hatte; er war nicht mehr dort. Nun dachte ich, daß er wohl vorübergekommen wäre, während ich unter den Bäumen weilte. Ich wendete mich also in der Richtung von Cochopato. Ungefähr zwei englische Meilen konnte ich dem Bache folgen, dann machte derselbe eine plötzliche Wendung und ich stand vor einer Menge von Fußpfaden, die nach den verschiedensten Richtungen liefen. Ich wählte zuerst den mittelsten derselben, der mir am ersten nach einem Dorfe zu führen schien; er brachte mich zu einer seichten Stelle, die als Viehtränke diente. Ich mußte umkehren. Alle übrigen Pfade endeten eben so; ent-

weder führten sie zu einem Moraste oder zu Wäldern, in denen sich die Spur verlor.

Durch das Hin- und Herreiten war ich ganz aus der Richtung gekommen. Alle Versuche zur Auffindung des rechten Weges waren fehlgeschlagen; der Abend begann zu dunkeln und ich befand mich jetzt auf der Irre in endlosen Pampas, vor Kälte zitternd und von Hunger und Anstrengung erschöpft. Ich hatte Alles verloren: Gefährten, Führer, Weg. Plötzlich tauchte ein Schimmer von Hoffnung auf. Ich entdeckte auf einem der Pfade einen Gegenstand von Pim's Sattelzeuge; sicherlich konnte er nicht allzuweit entfernt sein. Ich rief seinen Namen, ich schrie. Keine Antwort; nur der Widerhall warf meine Stimme zurück. Meine Freude wurde schnell in Besorgniß umgewandelt. Was konnte aus ihm geworden sein? Vielleicht war er von der Hand hinterlistiger Indianer ermordet oder von wilden Thieren zerrissen!

Mein Gefährte war eben so schlecht gefahren. Als ich ihm winkte, meinte er, ich hätte etwas verloren und wäre umgekehrt, um zu suchen. Da ich aber zu lange ausblieb, so kam er an den Bach zurück und passirte wahrscheinlich vorüber, während ich zwischen den Bäumen steckte. Gleich darauf scheuete sein Pferd und geberdete sich so ungestüm, daß ein Steigbügel abriß, woher der Fund, der mir so große Sorge bereitete. Mein Gefährte hatte gleich mir den Weg verloren, bemerkte jedoch glücklicherweise eine Hütte im Thal, die er auch nach einigen Bemühungen erreichte. Er gewann einen Einwohner derselben ihm als Führer zu dienen und erreichte Navon ohne weitern Unfall. Er begab sich zu dem Hause des Cura, in der Hoffnung, mich und die Maulthiertreiber zu finden. Die letzteren trafen eben ein, allein zu seinem Erstaunen

hörte er, daß man nichts von mir vernommen. Der Cura zeigte große Besorgniß und theilte meinem Gefährten mit, daß die Gegend der Sierra, wo ich mich verirrt, unbewohnt und durch die Einfälle wilder Indianer gefährlich wäre. Sofort beorderte er sechs Eingeborne, denen er Lebensmittel mitgab und befahl, auf hochgelegenen Punkten Schüsse abzufeuern, um meine Aufmerksamkeit zu erwecken. Er blieb dabei nicht stehen; sein Einfluß bestimmte seinen Bruder und einige andere Gutsbesitzer, am nächsten Morgen meinen Freund zu begleiten, um die Spuren des verlorenen Reisenden zu suchen.

Als es ringsum finster geworden war, gab ich die Hoffnung auf, den Weg zu entdecken. Ich befand mich über 8000 Fuß über dem Meeresspiegel und litt von Kälte und Hunger. Weil ich keine Aussicht hatte dem Uebel abzuhelfen, so entschloß ich mich zu thun, was das Beste war, mich darein zu ergeben. Ich band mein Pferd an ein Gebüsch, nahm den Sattel als Kopfkissen, die Satteldecke als Matratze, bedeckte mich mit meinem Poncho und überließ mich den Armen des Schlafes. Eben wollten sich meine erschöpften Sinne dem Schlummer ergeben, als sich Stimmen vernehmen ließen. Aengstlich horchte ich auf: es war keine Täuschung, sondern es kam näher und näher und bald unterschied ich das Blöcken einer Schafheerde, untermischt mit den Tönen eines Indianerliedes. Ich fand mich in der Nähe eines Thales, in welches sich die Stimmen hinabzogen.

So rasch als die Beschaffenheit des Bodens gestattete, eilte ich hinunter und in weniger als 10 Minuten befand ich mich inmitten der Heerde. Die Schafe befanden sich in der Hut zweier Indianermädchen, die bei meinem plötzlichen Erscheinen aufschrieen und davon liefen. Ich verfolgte die eine

und erwischte sie. Auf meine Frage belehrte sie mich, daß ich nicht gar weit von Cochopato, dem Orte, den wir Vormittags passirt waren, entfernt, Navon dagegen über vier Stunden entlegen sei.

Jetzt hatte ich eine bestimmte Richtung vor mir; ich setzte mich in raschen Trab und erreichte bald einen jungen Burschen, der ein Bündel Holz trug. Er sagte, daß er zum Dorfe ginge und seine Eltern mich wohl bei sich aufnehmen würden. So geschah es; Vater und Mutter des Burschen bezeigten mir große Aufmerksamkeit, und während der eine den Gast unterhielt, erfüllte die andere die Pflichten einer guten Hausfrau und setzte mir ein Nachtessen vor, das aus geröstetem Meerschweine, Kartoffeln und vortrefflichem Rahmkäse bestand. Obgleich es spät war, verbreitete sich die Nachricht von meiner Ankunft schnell durch das Dorf und in kurzer Frist war das Zimmer mit Besuchern angefüllt, die herbeigeeilt waren, um den Fremden zu sehen.

Mein Wirth suchte mich zu überreden, die Nacht über zu bleiben; ich konnte nicht einwilligen. Ich hatte erfahren, daß die Führer und Pim durch das Dorf gekommen waren, und wußte, wie sehr es sie beängstigen müsse, wenn sie mich nicht zu Navon fänden. Ich nahm einen Führer, brach um Mitternacht auf und erreichte das letztere Dorf um 4 Uhr Morgens. Unsere Maulthiertreiber waren in dem Tambo; von ihnen erfuhr ich, daß mein Gefährte im Hause des Cura übernachtete. Ich wollte dorthin, allein eine Menge wüthender Hunde gestattete mir den Eintritt nicht. Also kehrte ich nach dem Tambo zurück, wickelte mich in eine Decke und schlief augenblicklich ein. Nachdem ich wohl ein Halbstündchen geschlummert hatte, fühlte ich mich an der Schulter berührt;

ich fuhr auf — sieh, der Gefährte meiner Reise stand vor mir. Er hatte sich so früh erhoben um mich aufzusuchen, und war aufs angenehmste überrascht, mich bereits zu finden.

So endete unsere Lehrstunde in der Quichuasprache, deren Kosten sich mit Einschluß aller verursachten Ausgaben und Verzögerungen fast auf 10 Dollars beliefen. Nach diesem Vorfalle zollten wir beide der Sprache der Indianer größere Aufmerksamkeit; wir schrieben uns Wörter auf und lernten Redeweisen, und ehe wir noch Guayaquil erreichten, konnten wir uns für die Bedürfnisse des Lebens schon verständlich machen. Gegenwärtig haben wir aus Mangel an Uebung manchen Ausdruck vergessen, allein wir werden immer daran denken, daß arì Ja sagen will, und daß die Verwechselung von arì mit arriva schlimme Folgen haben kann.

Capitel XII.

Ravon. — Mariviña. — Cumbi. — Cuenca. — Quinoas. — Guaicuaſe. — Mollatura. — Yerba Buena. — Höhle Chacaynque. — Naranjal. — Ankunft in Guayaquil.

Das Dorf Ravon umfaßt etwa 200 Bewohner und das ganze Kirchſpiel wenig über 1000, meiſt Indianer. Das Klima unterſcheidet ſich wenig von den letzten Plätzen unſerer Route. Die Regenzeit beginnt im December und währt bis Anfang Mai; aber der Regen iſt nicht anhaltend und während der ſogenannten trocknen Jahreszeit fehlt es nicht an öfteren Regenſchauern. Vom Mai bis December herrſchen hier ſtarke Winde. Weizen wird im Februar und März geſäet, reift gegen Mitte Auguſt und wird, wie in allen höheren Gegenden von Südamerika, wenig über 2 Fuß hoch. Kartoffeln werden im December gepflanzt.

Wir bemerkten in der Nähe der Häuſer Stäbe in die Erde getrieben, die mit den Spitzen gegen einander ſtanden. Man belehrte uns, daß dieſe Vorkehrung dem Federvieh Schutz gegen die Condors gewähre, die mit außerordentlicher Schnelligkeit auf ihre Beute niederſchießen. Die Leute hier haben eine gute Art, ſich von dieſen Feinden zu befreien. Ein altes Pferd, ein Maulthier oder ſonſt ein großes Thier wird ins Feld geworfen. Sobald der Condor das todte Thier bemerkt, ſteigt er nieder und verſchlingt ſo viel von dem Fleiſche,

daß er dadurch am Fluge gehindert wird. Die Eingebornen werfen ihm dann einen Poncho, ein viereckiges Stück Tuch mit einem Loch in der Mitte, über den Kopf und machen so mit Hülfe eines Lazo den König der Vögel zum Gefangenen.

Am 7ten September setzten wir unsere Reise fort. Die Maulthiertreiber, die wir gemiethet hatten, waren so betrunken, daß wir sie zurückschicken mußten und zwei Buben an ihrer Stelle nahmen. Auch die Maulthiere waren schlechter, und beim Passiren eines Flusses stürzte das eine davon und durchnäßte zwei Koffer, welche gerade die kostbarsten Gegenstände unserer Sammlungen enthielten. Wir eilten, ein Obdach zu erreichen, aber der Abend überfiel uns auf einer grasbedeckten Fläche, worauf einzelne Bromeliaceae standen. Wir bivouakirten unter einigen Büschen (Macleanias), allein es regnete und stürmte und wir konnten unsere Pflanzen nicht trocknen. Für einen Naturforscher kann es nichts Betrübenderes geben, als die Sammlungen, die er mit so viel Mühe und Kosten, oft auf Gefahr seines Lebens gemacht hat, vom Verderben bedroht zu sehen. Der Gedanke an unsere durchnäßten Koffer ließ uns die ganze Nacht keine Ruhe und trieb uns mit dem ersten Schimmer des Tages zum Aufbruch. Die Nacht war eine der erbärmlichsten gewesen, da wir ohne Zelt dem Umgemache eines ungestümen Wetters preisgegeben waren. Glücklicherweise erreichten wir bald den Tambo von Mariviña, wo wir ein tüchtiges Feuer anmachten und daran gingen, unsere Papiere und Pflanzen zu trocknen, eine Arbeit, die uns einige Stunden kostete.

Die Erlangung von Maulthieren und Pferden für den Weg nach Cuenca machte uns viele Beschwerden, da wir sie selbst einfangen mußten, was so leicht nicht anging, weil die

Thiere ganz wild waren. Jedoch gelang es uns, vor Dunkelwerden Cumbi zu erreichen, ein Dorf von reizender Lage in einem geräumigen Thale. Der Cura des Ortes, ein dicker luſtiger Geiſtlicher, empfing uns gaſtfreundlich und lud uns ein, ein treffliches Mahl mit ihm zu theilen. Er wunderte ſich ſehr, als wir von der reichlichen Spende geiſtiger Getränke, die man dem Fremden vorzuſetzen pflegt, nichts genoſſen. In der That befremdete es Alle, mit denen wir in Berührung kamen, daß wir weder rauchten, noch geiſtige Getränke nahmen, und daß wir uns jeden Morgen mit kaltem Waſſer wuſchen. Sie ſagten uns, es ſei nicht gerathen, ſo früh am Tage Geſicht und Hände zu waſchen, man könne ſich dadurch Rheumatismus zuziehen. Sie erinnerten ſich bei dieſer Gelegenheit eines Engländers, Mr. William Lobb, der vor etlichen Jahren durch dieſe Gegend gekommen und nach dem Ausdrucke der dortigen Bewohner, ebenfalls ſo närriſch geweſen war, des Morgens kaltes Waſſer zu gebrauchen. Die Eingebornen haben einen wirklichen Widerwillen gegen das Waſſer und waſchen ſich nicht regelmäßig, vielleicht einmal die Woche oder in noch größeren Zwiſchenräumen.

Gleich nach dem Eſſen ging unſer Wirth zu Bett und wir wurden in ein Zimmer geführt, das von allem Bedarf entblößt war. In Ecuador und in den meiſten Gegenden des ſpaniſchen Amerika erwartet man von einem Reiſenden, daß er ſein Bett ſelber mitbringe; die Gaſtfreundſchaft ſchließt nur Eſſen und Obdach ein, dehnt ſich aber nicht auf das Bett aus. Wir halfen uns leicht, breiteten unſere Pillons (die Decken, welche über den Sattel gelegt werden) auf die Erde, legten uns darauf, und deckten uns mit unſern Wolldecken zu. Kaum war das Licht ausgelöſcht, ſo erhielten wir Beſuch

von einer Menge Ratten, die durch die Kammer und über uns hinwegliefen und an unserm Gepäck zu nagen begannen. Wir besorgten, daß sie unseren Sammlungen Schaden zufügen möchten, von denen wir einen Theil kaum erst wieder getrocknet hatten; deshalb standen wir auf und verscheuchten sie. Kaum lagen wir wieder, so kehrten auch die Ratten zurück. Wir mußten uns deshalb entschließen, daß einer wachte, während der andere schlief, denn der Schlaf war das höchste Bedürfniß für uns, da wir ihn vorige Nacht entbehrt hatten und ganz erschöpft waren.

Am folgenden Morgen brachen wir nach Cuenca auf. Die Gegend ist ganz flach, eine angenehme Abwechselung nach dem Auf- und Niedersteigen so vieler Berge, die vom Regen schlüpfrig gemacht waren. Es giebt hier vortreffliche Matten, worauf Viehheerden — Ziegen, Pferde, Kühe, Ochsen — weideten. Wir hatten das Glück, die Gesellschaft zweier Damen anzutreffen, welche zur Stadt ritten. Dieselben waren sehr gesprächig und kramten jede Merkwürdigkeit der Straße aus, hier den Platz, wo die Post um eine ansehnliche Summe bestohlen war (ein unerhörter Vorfall in Ecuador, den jetzt ein großes Kreuz bezeichnete); — dort die Stellen, wo in der Revolution Scharmützel vorgefallen waren.

Cuenca erreichten wir bei Zeiten und begaben uns zu der Wohnung des Dr. James Taylor, eines Schotten, welcher uns mit äußerster Zuvorkommenheit aufnahm. Wir fanden hier Briefe vom Capitain Kellett, der uns aufgab, den Herald so bald als möglich wieder zu gewinnen. Dies nöthigte uns, die nächste Straße nach Guayaquil einzuschlagen und unseren Plan, Quito zu besuchen, aufzugeben. Ihr. Maj. Consul in Guayaquil, Walter Cope, Esq., hatte ebenfalls Briefe an

verſchiedene ſeiner Freunde in Cuenca geſandt und ſie gebeten, unſere Abſichten zu fördern — ein Geſuch, dem ſie mit herzlicher Bereitwilligkeit nachkamen.

Am 12ten lud Dr. Taylor mehrere Freunde zu einer Abendgeſellſchaft ein, um unſere Ankunft zu feiern. Zahlreiche Geſundheiten wurden ausgebracht und Tanz und Geſang währte bis ſpät hin oder richtiger bis früh in den Tag. Die drei Engländer, welche in Cuenca leben, Colonel Harris und Talbot und Dr. Jervis, befanden ſich unter uns. Die beiden erſtgenannten hatten den ganzen Unabhängigkeitskrieg mitgemacht und waren die erſten Freiwilligen geweſen, welche in die Reihen von Bolivar's Armee getreten waren. Dr. Jervis war ein Verwandter vom Earl von St. Vincent und noch ungemein lebhaft, obgleich er 73 Jahre zählte. Er wußte ſehr unterhaltende Anekdoten aus ſeinem Seedienſte zu erzählen. Der Doctor hatte lange Zeit in Südamerika gelebt, ohne das Spaniſche geläufig ſprechen zu lernen; ſeine Rede war ein wunderliches Gemiſch von Engliſch und Spaniſch, worin mitunter auch wohl einige Worte Quichua unterliefen.

Cuenca gilt für die hübſcheſte Stadt in Ecuador; ſie liegt in einer Ebene in der Nähe des Fluſſes Matador, und ihre Kirchen und Klöſter geben ihr ein großartiges Anſehen. Nach Herrera hieß ſie früher Bamba und wurde von dem Marquis von Cañete gegründet, als derſelbe Vicekönig von Peru war. Gleich den meiſten Städten, welche die Spanier in Amerika erbauten, iſt Cuenca in regelmäßige Vierecke getheilt. Die Straßen ſind von mäßiger Breite und gepflaſtert, die größeren unter denſelben haben einen Seitenweg für die Fußgänger, und durch jede läuft fließendes Waſſer. Die Stadt beſitzt zwölf Kirchen, diejenigen eingerechnet, welche zu

Klöstern gehören. In der Mitte der Stadt befindet sich ein großer viereckiger Platz (Plaza Mayor) mit einer Fontaine in der Mitte und an den Seiten von Regierungsgebäuden und der Kathedrale umgeben. Drei kleinere viereckige Plätze (Plazuelas) liegen in verschiedenen Stadttheilen. Die Häuser sind aus Luftsteinen gebaut und haben meist ein, selten zwei Geschosse. Die Wände sind, der Erdbeben wegen, sehr dick. Die Fenster sind mit eisernen Stäben versehen, wie bei uns die Gefängnisse; allein da das Volk von vortrefflicher Gemüthsart ist, so geschieht dies weniger zur Sicherung gegen Einbrüche, sondern weil das Glas zu kostspielig ist, um allen Classen zugänglich zu sein. Keines der öffentlichen Gebäude verdient eine besondere Erwähnung; die Klöster und Kirchen zeichneten sich weder durch Bauart, Lage noch Reichthum aus. In dem Collegium befanden sich zur Zeit unsers Besuchs etwa 500 Schüler, welche in Theologie, Latein und Spanisch unterwiesen wurden. In der Nähe von Cuenca auf dem Wege von Cumbi passirt der Reisende eine schöne Steinbrücke von zwei Bogen, die über den Matador, einen tiefen und reißenden Fluß, führt. In geringer Entfernung von der Stadt sind Ueberreste einer Brücke (Incachaca), welche von den Inkas über den Fluß Talqui gebaut war, der auch Chaguarchimbana genannt wird.

Die Bevölkerung belief sich auf etwa 20,000, doch existirt keine genaue Zählung. Sie stammt größtentheils von den Indianern her und nur ein Drittel der Bewohner ist weiß. Sie nennen sich selbst Murlacos, ein Name, dessen Abstammung dunkel ist. Die Bewohner haben eine gute gesunde Farbe, selbst die Indianer haben rothe Wangen. Krankheiten herrschen wenig, und scheinen alsdann mehr von Unsauberkeit

als vom Klima veranlaßt. Die Kleidung der weißen Einwohner ist europäisch; die Frauen tragen die Mantilla, die sie beim Gange auf der Straße über den Kopf ziehen; zu Zeiten bedecken sie sich auch mit einem Panamahute. Als Sitz eines Bischofs und mehrerer Klöster wimmelt Cuenca von Geistlichen aller Art. Auch die Krämer sind eine verbreitete Classe, weil Jedermann einen Stolz darein zu setzen scheint, Etwas feil zu haben. Jedoch kann sich die Stadt keines großen Handels rühmen; früher war der Handel mit Wollzeug und Flanell, den Erzeugnissen der inländischen Industrie, beträchtlich; allein seit fremde Waaren billiger und zugleich besser zu haben sind, hat derselbe nachgelassen. Indessen verfertigen die Indianer ein Tuch, das in allen Classen getragen zu werden scheint. Eine geringe Menge Häute wird gelegentlich nach Guayaquil gesendet und manche andere Rohproducte würden wohl nach diesem Hafen gehen, wenn die Vermittlung nicht durch den Mangel guter Straßen unmöglich gemacht wäre. So müssen die Bewohner von Guayaquil ihren Weizen von Chile kaufen, obgleich die Hochlande Ecuadors eine unermeßliche Menge davon erzeugen. Kohlen giebt es in der Nähe von Cuenca in Fülle, und wenn es eine Heerstraße gäbe, so könnten sie bis zum Hafen von Naranjal auf 5 oder 6 Dollars die Tonne kommen. Es wurde eben eine neue Straße nach der Küste gebaut; der vollendete Theil war etwas besser als ein Sandweg in einem englischen Garten, was für Ecuador ausgezeichnet genannt werden muß und von unberechenbarem Vortheile sein würde, wenn der Weg ganz vollendet wäre.

Die Bewohner von Cuenca leben gleich der Bevölkerung der übrigen Orte, durch die wir gekommen waren, mehr von

vegetabiliſchen als thieriſchen Nahrungsſtoffen. Sie nehmen den Tag über unterſchiedliche Mahlzeiten zu ſich. Früh Morgens trinken ſie Kaffee oder Chocolade; um 10 Uhr nehmen ſie ein Frühſtück von gekochten Gerichten, Suppen, Eier u. ſ. w., und um 2 oder 3 Uhr das Mittagseſſen, welches faſt wie das Frühſtück ausſieht. Meerſchweine bilden ein Lieblingsgericht aller Claſſen und bei den Indianern gilt es für einen Beweis von Auszeichnung, wenn ſie daſſelbe dem Gaſte vorſetzen. Die Gänge werden in ſo vielen Tellern auf den Tiſch gebracht, als Perſonen ſpeiſen; jeder nimmt ſich ſelbſt einen Teller. Locro, eine Art Suppe, die vorzüglich aus Kartoffeln bereitet wird, beſchließt jegliche Mahlzeit. Wenn Jemand auf ſeinem Teller einen guten Biſſen findet und ſich dem Nachbar höflich erweiſen will, ſo überreicht er ihm denſelben mit einer artigen Redensart. Den Frauen iſt nicht geſtattet, ihr Mahl mit den Männern zu nehmen, ſondern ſie müſſen warten, bis letztere fertig ſind. Es giebt noch einige andere Gebräuche, die zu unbedeutend ſind, um erwähnt zu werden, aber als Beweis dienen, daß der Grad der Civiliſation noch ein ſehr anfänglicher ſei.

Oeffentliche Vergnügungsplätze giebt es hier nicht; die Leute ſcheinen ihre Zeit mit Sieſta, Spazieren in den Straßen und auf Plätzen, Cigarrenrauchen und Plaudern hinzubringen. Die Quichuaſprache iſt allgemein gängig; ſelbſt Weiße ſprechen ſie unter einander; ſie nimmt dieſelbe Stellung ein, welche das Plattdeutſche im nördlichen Deutſchland behauptet. Viele Perſonen haben große Fertigkeit im Leſen, beſonders unter denen, die ſeit der Unabhängigkeit des Landes geboren ſind; ſonſt iſt ihr Wiſſen ſehr beſchränkt und von großen Menſchen kennen ſie nicht leicht einen außer Bolivar,

Humboldt und Napoleon. In der Geographie begehen sie die lächerlichsten Mißgriffe, wie sie z. B. Frankreich die Hauptstadt von Paris nennen.

Die Indianer in der Nähe von Cuenca und alle, welche in Ecuador die Quichuamundart reden, haben sich so wenig in Erscheinung, Haltung, Tracht und Gebräuchen seit Pizarro's Eindringen verändert, daß die besten Beschreibungen eine Wiederholung dessen wären, was die alten spanischen Geschichtschreiber uns davon überliefert haben. Sie sprechen immer noch die Sprache ihrer Vorfahren: das Wortverzeichniß, welches wir gesammelt hatten, stimmte vollkommen mit den ersten Proben, die vom Quichua mitgetheilt sind; die Männer tragen immer noch ein Hemd, Kniehosen und einen Poncho, alles von Wolle und eigenhändig verfertigt; die Frauen kleiden sich wie ehemals in Unterröcke, die etwas unter die Kniee reichen, kurze Leibröcke und eine Schärpe, welche gleich einem Shawl gewunden und auf der Brust mit einer großen Silbernadel befestigt wird. Sie haben ihre Religion geändert und mögen vielleicht in manchen Stücken der katholischen Kirche aufrichtig zugethan sein, allein im Ganzen verehren viele immer noch den Inti (die Sonne), und der Antheil, den sie an den kirchlichen Processionen nehmen — das Tanzen vor den Heiligenbildern, das Tragen phantastischer Anzüge — scheinen tiefer zu wurzeln, als in eitlem Gebrauche. In der That ist es nicht wahrscheinlich, daß ein Volk, welches in allen anderen Beziehungen so hartnäckig an den alten Gebräuchen hängt, sich so leicht zu einer Aenderung in dem verstanden haben sollte, was dem Menschen das Theuerste ist — in der Religion. Die Spanier befleißigten sich nach der Eroberung der neuen Welt nicht des Weges, den die Missionare der Gegen-

wart mit so vielem Eifer und großer Gewandtheit verfolgen. Daß Belehrung der Ueberzeugung voraufgehen müsse, das war ein Grundsatz, bei dem die Spanier sich nicht aufhalten konnten; ihnen war es genug, wenn die Eingeborenen sich verstanden, dem Namen nach Christen zu werden. Deshalb finden wir, daß der Geist des Christenthums so selten von den Indianern begriffen wird und sie vielfach die katholischen Heiligen verehren, in dem Glauben, sie brächten ihren eigenen Göttern, nur unter anderen Namen, ihre Huldigung dar.

Die Indianer sind kräftige und abgehärtete Menschen; sie sind sehr zahlreich in Gegenden, wo sie die Verbindung mit Weißen und Negern vermieden haben — was, nach Allem zu schließen, das große Geheimniß zu sein scheint, sie vor Vernichtung zu bewahren. Es ist oft gesagt, wenn ein Stamm untergegangen nachdem er civilisirt worden, so liege dies daran, weil er alle Laster und wenige oder gar keine Tugenden der Civilisation überkommen hätte. Diese Behauptung muß als leeres Geschwätz betrachtet werden. Nähere Prüfung zeigt, daß selbst wenn der überfeinerte Europäer den Wilden hätte in neuen Lastern unterweisen wollen, er nicht im Stande gewesen wäre, dies auszuführen. Wer alte Geschichtswerke und Reisebücher nachschlägt, wird finden, daß die meisten Stämme so demoralisirt waren als nur immer möglich, ehe sie mit uns in Berührung kamen. Selbst hitzige Spirituosen waren durchaus nichts Neues für die meisten wilden Völker; sie kannten weit schädlichere berauschende Getränke als wir: die Mexikaner hatten ihr Pulque, die Peruaner ihr Chicha; die Sandwichsinsulaner gewannen ein Getränk aus den Ki- und Awapflanzen, und die Kamtschadalen

waren sehr geübt in der Bereitung eines starken Tranks aus den Wurzeln von Spiraea Kamtschatica.

Die Indianer sind sich sehr wohl bewußt, daß sie die Herren des Landes waren; man hat sie oft äußern gehört, wenn sie etwas stöhlen, das einem Weißen gehöre, so machten sie sich des Diebstahls nicht schuldig, denn sie nähmen nur, was von Grund aus ihr Eigenthum wäre. Wie gefährlich eine solche Denkungsart in größerer Ausdehnung der Gesellschaft werden müsse, läßt sich leicht erachten: sie beweist aber, daß die Folgen einer widerrechtlichen Handlung — und als eine solche ist die Eroberung von Peru zu bezeichnen — noch nach dem Verlauf von Jahrhunderten empfunden werden. Daß die Indianer die Hoffnung nähren, sich von ihren Unterdrückern zu befreien und dieselben „in das Meer zu jagen", scheint eine ausgemachte Sache. Ob sie nun einig genug unter einander sind, um gemeinschaftlich an der Ausführung eines so schwer ins Werk zu setzenden Unternehmens zu arbeiten? So viel ist gewiß, daß unter allen Indianern, welche Quichua sprechen und von den Spaniern Los Gentiles genannt werden, eine Verbindung mit den ganz wilden Stämmen, die in der Tiefe der Urwälder leben, besteht. Sollten sie bei ihrem Plane beharren, so werden sie denselben künftig leichter finden, obgleich die Gestalt des Inlandes von Ecuador und Peru sehr verändert ist; denn die weiße und gemischte Einwohnerschaft ist im Abnehmen, seit die Einwanderung ins Stocken gerathen ist oder minder häufig erfolgt; dagegen wächst die Zahl der Indianer überall, wo sie sich frei von der Vermischung mit anderen Racen erhalten haben.

Das Klima von Cuenca und dessen Umgebung ist angenehm. Während unseres Aufenthaltes stieg die Wärme in

der Mitte des Tages nicht über 70° F. und man sagte uns, daß leichte Nachtfröste im September nicht ungewöhnlich wären. Die nasse Jahreszeit beginnt im November und endet um die Mitte Mai. Der Boden ist fruchtbar und giebt reiche Ernten von Mais, Weizen, Kartoffeln und Alfalfa (Medicago sativa, Linn.). Die Arracatscha, mit Wurzeln gleich denen der Dahlie, wird als das feinste eßbare Knollengewächs geachtet, gedeiht sehr gut und ist besonders werthvoll, weil sie den verschiedenen Krankheiten der Kartoffeln und Cassave nicht unterworfen ist. In Cuenca wachsen zwei Arten derselben, die eine hat gelbe, die andere weiße Wurzeln. Den Freunden der Agricultur die Bemerkung, daß Preise für einen erfolgreichen Anbau des Arracatscha in Nordeuropa ausgesetzt sind, ohne daß die Einführung dieses schätzbaren Gewächses in unseren Breitegraden bisher gelungen wäre. In Ecuador werden die Stengel der Knollen ausgegraben und auf den Feldern gelassen. Die Lebenskraft derselben ist so groß, daß sie, nachdem sie Monate lang dem Einflusse des Wetters preisgegeben waren, wieder anfangen zu treiben, sobald sie in die Erde kommen. Man sollte meinen, daß eine Pflanze von solcher Beschaffenheit, die obendrein denselben Gegenden entstammt wie die Kartoffel, sich leicht bei uns gewöhnen müsse; allein alle Versuche berechtigen zu der entgegengesetzten Annahme. Mit Ausnahme der verschiedenen Kohlarten, die nur aus europäischem Samen gedeihen, kommen alle Arten von Gemüsen — Rüben, Wurzeln, Lattich, Erbsen u. s. w. — vortrefflich fort. An Früchten herrscht die größte Mannigfaltigkeit — Apfelsinen, Chirimoyas, Bananen, Platanen, Aepfel, Pfirsiche, Camburis und vielerlei andere. Der Johannisbeerstrauch war wenige Jahre zuvor aus England durch Don

Horacio Alvarez eingeführt. Auf dem Markte bekommt man Lebensmittel in Fülle und zu außerordentlich geringem Preise. Ein Rind ist für 24 Sh. zu haben, ein fettes Schwein für 10 bis 20 Sh., ein Schaaf für 4 Sh., 24 Eier für 3 d. und ein Rahmkäse von 9 Zoll Länge und 3 Zoll Dicke für 6 d. Einheimische und europäische Gemüse sind zu niedrigen Preisen feil. Ja, man giebt eine solche Menge für die kleinste Geldmünze, daß Leute, denen es an Geld fehlt, um den täglichen Bedarf zu kaufen, Eier nehmen und für diese die gewünschten Gegenstände eintauschen.

Alle unsere Hausthiere gedeihen ganz vortrefflich, und die eben erwähnten Preise deuten an, daß die Viehzucht sehr leicht sein muß. Das Lama wird als Lastthier gebraucht, indeß nicht häufig. Meerschweine werden in großer Menge gehalten, namentlich von den Indianern. Ueberhaupt war man nicht allein zu Cuenca, sondern in allen Städten und Dörfern von Ecuador, durch welche uns die Reise führte, reich mit Lebensmitteln versehen. Die Gegend verlangt nur die Hand einer thätigen Bevölkerung, um eine der blühendsten auf dem Erdenrund zu sein. Die Vorsehung hat dieselbe nicht bloß mit hohen Gebirgen, ausgedehnten Weiden und kostbaren Chinabäumen versehen, sondern auch mit einem gesunden und gemäßigten Klima, unerschöpflichen Minen aller Metallarten und fruchtbarem Boden, und hat sie überdies in den Mittelpunkt der bewohnten Erdkugel gelegt, zwischen einen der mächtigsten Ströme der Erde, den Amazonenfluß, und den großen stillen Ocean. Ecuador bietet ein weites Feld für den Unternehmungsgeist und wenn der Drang der Auswanderung, der sich jetzt mit solcher Gewalt nach Nordamerika und Australien geworfen hat, nur einige Wochen

nach Ecuador gelenkt werden könnte, so würden sich die politischen und socialen Verhältnisse dieses Landes in kürzester Frist anders gestalten. Gegenwärtig ist es so schwach bevölkert und von einer so geringen Anzahl Weißer bewohnt, daß 12,000 Einwanderer einen überraschenden Einfluß ausüben würden. Dieselben würden nicht allein eine äußerst vortheilhafte Einwirkung auf die Wahlen verursachen und die Staatsgewalt in die Hände überlegener Köpfe bringen, sondern sie würden auch die Uebermacht des Clerus zerstören, der bis dahin die öffentliche Ausübung protestantischen Gottesdienstes verhindert hat; auch würde es ihnen nicht schwer fallen, die Neger und Zambos von Guayaquil im Zaume zu halten, welche die Hauptanstifter der meisten Revolutionen gewesen, von denen die Annalen dieser Republik befleckt sind.

Am 18. September sagten wir Cuenca, wo wir eine so warme Aufnahme erfahren hatten, Lebewohl. Unsere englischen Freunde versahen uns mit einer ganzen Maulthierladung von Vorräthen und Dr. Taylor so wie die Colonels Harris und Talbot begleiteten uns eine Strecke Weges. Die Straße ging über Berge, die meist wohlbewaldet waren; nachdem wir aber den letzten derselben überschritten, wurde die Gegend offen und grasreich. Ein Ritt von vier Stunden brachte uns zum Tambo von Quinoas, wo wir die Nacht blieben. Da hier nichts zu bekommen war, so zeigten sich die Vorräthe, die uns unsere Freunde geschenkt hatten, von größtem Nutzen. Die Herberge war in baufälligem Zustande, was uns einem frischen Zuge aussetzte. Früh am Morgen wurde es außerordentlich kalt; auf der Erde lag dicker Rauhfrost und wir mußten uns in Lauf setzen, um warm zu werden.

Je weiter wir kamen, desto interessanter wurde die Gegend; sie war überall mit Rasen bedeckt und ziemlich frei von Bäumen. Felsen, die sich zu furchtbarer Höhe thürmten und vielerwärts überhingen, gaben derselben einen großartigen Charakter. Nach Mittag erreichten wir Punta de Caja, welches ungefähr 14,000 Fuß über dem Meeresspiegel angegeben wird. Zu unserer Rechten war ein Gebirge mit Schnee bedeckt; von dem Gipfelpunkte hatten wir eine Aussicht auf wohl funfzig Niederungen. Wir fanden hier in der Nähe des Berggipfels einige schöne Compositä-Sträucher, darunter den seltenen Baccharis thyoides, Pers., der auf den ersten Anblick dem Lebensbaume ähnlich sieht.. Nachdem wir Punta de Caja passirt, stiegen wir abwärts und fanden die Temperatur auf der Westseite des Gebirges bedeutend höher als auf der Ostseite. Die Straße war eine Strecke lang mit Schädeln und anderen Knochen von Menschen, Pferden und Maulthieren bedeckt: hier war eine Truppenabtheilung, welche von der Küste kam, um Cuenca anzugreifen, von einem Schneegestöber überfallen und alle waren umgekommen, da ein Entrinnen unmöglich war. Nachmittags kamen wir in einen dichten Wald, der vorzugsweise aus Podocarpus-Bäumen bestand, und bei Sonnenuntergang erreichten wir zu unserer Freude den Tambo von Guaicuasc, wo wir unsere Kleider trocknen konnten, denn mehrere Regenschauer hatten uns ganz durchnäßt.

Am nächsten Morgen passirten wir Mollatura, ein Dorf das nur 14 Einwohner hat, aber eine nette kleine Kapelle besitzt. Am folgenden Tage erreichten wir den Tambo von Yerba Buena, welches etwa 5000 Fuß über dem Meere liegt und seinen Namen von einer Pflanze (Mentha, sp.) erhalten hat,

welche in der Umgegend in Masse wächst. Einige Reisende von Guayaquil lagerten an dem Orte und beklagten sich sämmtlich über den gräßlichen Zustand der Straße von Naranjal. Eine Dame, die eben ankam, war von der Anstrengung der Reise ganz erschöpft, da sie die letzte Nacht in dem Walde schlafen und den ganzen Tag zu Pferd sitzen müssen. Wir standen ihr nach Kräften bei und weil wir reichlich mit Vorräthen versehen waren, so konnten wir ihr und ihrem Gemahle ein gutes Abendessen anbieten.

In Yerba Buena mußten wir einen ganzen Tag liegen bleiben, denn zwei Maulthiere hatten sich während der Nacht verloren und waren wahrscheinlich nach Cuenca zurückgekehrt; um das Uebel zu vergrößern, bekam auch noch einer von unseren Indianern das Fieber. Es herrschte ein dicker Nebel, allein obgleich wir nur wenige Schritte vor uns sehen konnten, entdeckten Pim und ich manche schöne Pflanze, darunter die Fuchsia spectabilis, Hook., eine der schönsten bekannten Arten. Am Nachmittage klärte sich der Himmel auf, der Nebel zog wie ein Vorhang in die Höhe und wir genossen eine wundervolle Aussicht auf den stillen Ocean, den Fluß Guayaquil, zahllose Niederungen und den Chimborasso.

Am 23sten gegen Mittag kehrten die Maulthiertreiber zurück. Sie hatten die Thiere glücklich gefunden. Wir konnten aber nur fort, indem sie ihre eigenen Güter zurückließen. Als wir aufbrachen, traf eine Gesellschaft ein, welche zwei Maulthiere durch Sturz in den Abgrund verloren hatte. Der Zustand der Straße war nicht übertrieben geschildert; dieselbe war so kothig, daß die Maulthiere schier versanken. Weiterhin, als wir hinabzusteigen begannen, mußten die armen Thiere den Bergabhang von wenigstens hundert Yards in einer Zickzack-

linie hinuntergleiten; es war schrecklich. Die Maulthiere wurden ihrem Instinkt überlassen und es war erstaunlich anzusehen, wie sie an Stellen, die dicht am Abgrunde hinliefen, vorüberglitten und mit der größten Zierlichkeit das Gleichgewicht behaupteten.

Es fiel ein entsetzlicher Regen, die Erde wurde ein vollkommener Morast und es war unmöglich, vor Nacht einen Haltpunkt zu erreichen. Indessen wie schwierig es war, die Führer anzuspornen, weil es ihnen gleichgültig ist, ob sie naß oder trocken sind, so waren wir fest entschlossen, die Höhle von Chacayaque zu gewinnen. Wir mußten nach Eintritt der Dunkelheit mehrere Flüsse passiren, von denen zwar keiner tiefer als bis zum Sattelgurt der Maulthiere war, allein die so reißenden Strom hatten, daß wir fast einen unserer Koffer verloren hätten. Der stärkste von den Leuten mußte in's Wasser gehen, um das am meisten erschöpfte Maulthier hindurchzuziehen. Gegen 10 Uhr Nachts erreichten wir die Höhle; sie war wenig besser als die Erde draußen, weil der Regen hineingeschlagen war und sie ganz feucht gemacht hatte. Es war nicht möglich Feuer anzuzünden, und da wir sehr durchnäßt waren und von Fledermäusen, Moskitos und Sandfliegen beunruhigt wurden, so konnten wir nicht zu Schlafe kommen.

Den Fluß Chacayaque fanden wir von beträchtlicher Größe; seine Ufer und der Fußweg waren dick mit Glimmersand bedeckt, so daß unsere Stiefel und Beinkleider davon bestäubt wurden. Mit dem ersten Schimmer des Tages verließen wir die Höhle; unser Weg führte durch einen dichten Wald, worin viele Palmen und Farnbäume standen; wir kamen durch mehrere Moräste, die zum Theil durch Verwe-

ſung von Pflanzenſtoffen verurſacht waren; die Ausdünſtung derſelben war ekelhaft. Nach zweiſtündigem Ritt durch dieſe ungeſunden Gegenden wurde der Boden trockener. Wir bemerkten eine große Menge Salamander, die einen hübſchen Anblick abgaben wie ſie zwiſchen den Steinen und Baumwurzeln hinſchlüpften. Zu Mittag kamen wir nach Naranjal, einer kleinen Stadt von ungefähr 400 Einwohnern, meiſt lauter Negern. Die Häuſer derſelben ſind gleich denen der Bucht von Choco auf Pfählen erbaut. In der Nachbarſchaft giebt es ausgedehnte Pflanzungen von Cacao, dem das feuchte Klima ſehr günſtig iſt. Apfelſinenbäume (Naranjos) ſind nicht ſtark angebaut, obgleich der Name des Orts große Wälder davon erwarten ließ.

Don Manuel Pico, der Teniente des Orts, an den wir einen Empfehlungsbrief hatten und der außerdem durch den britiſchen Conſul in Guayaquil, Walter Cope, Eſq., von unſerer Ankunft benachrichtigt war, kam uns mit großer Freundlichkeit entgegen. In ſeinem Hauſe fanden wir ein Schreiben von unſerem Wundarzt, Hr. John Hoodridge, der in der Hoffnung uns anzutreffen, mit dem Conſul hergekommen war. Am Nachmittage kamen wir zu dem Hafen von Naranjal, welcher zwei Stunden weiter liegt. Hier ſtanden nur zwei Häuſer, die am Rande eines Grabens lagen, worin ſich einige Canoes befanden; weiter unter, wo der Fluß ſich erweitert, waren Schiffe von größerem Umfange zu ſehen. Colonel Talbot hatte in ſeinem Briefe den Teniente erſucht, uns mit Moskitovorhängen zu verſehen, die in der That eine Wohlthat waren. Ohne dieſelben würden uns die Moskitos ſchrecklich gepeinigt haben. Selbſt die Neger haben ihre Betten damit verſehen.

In einem der Häuser trafen wir vier Damen von Guayaquil, die auf Pferde warteten, um nach Cuenca zu ziehen. Die Mutter war erst vom Fieber genesen und wollte in den höheren Gegenden der Anden den Segen der Bergluft genießen. Wir hatten einiges Mitleid mit diesen Reisenden. Als sie sich ängstlich nach der Beschaffenheit des Weges erkundigten, mußten wir ihnen leider die Wahrheit gestehen. Am nächsten Morgen schifften wir uns auf einem Chaté ein, einem schmalen Fahrzeuge, das mit Cacao beladen war. Der Fluß erweiterte sich tiefer hin beträchtlich, bis er an seiner Mündung wohl nicht unter drei Viertelmeilen Breite haben mochte. Die Ufer trugen Mangobäume; Alligators waren in Menge vorhanden. Obgleich wir wiederholt danach schossen, gelang es uns nicht, einen zu erlegen. An der Mündung des Naranjal erhob sich eine lebhafte Brise, die uns mit Hülfe der Ebbe rasch in den Guayaquil brachte. Bei Sonnenuntergang wurde es windstill und heftiger Regen fiel, so daß wir gegen Beginn der Nacht vor Anker gehen mußten. Durch den Eintritt der Fluth wurde der Chaté noch länger unterwegs gehalten; erst der frühe Morgen brachte uns an den Kai von Guayaquil.

Capitel XIII.

Guayaquil. Santa Elena. — Solango. — Manta. — Monte Christi. — Sua. — Esmeraldas. — Tumaco. — Bucht von Choco. — Ankunft in Panama.

Die Stadt Guayaquil hieß ehemals Culanta und wurde nach Herrera von dem Adelantado Belalsar gegründet. In einem der Aufstände der Indianer, welche nach der Eroberung durch die Spanier stattfanden, wurde sie zum größten Theile zerstört und viele Spanier verloren ihr Leben. 1537 unternahm Capitain Francisco de Orellana ihren Neubau. Die Flibustier machten mehrere Angriffe auf den Ort und nahmen ihn auch einmal ein, wo sie denn eine beträchtliche Summe als Lösegeld erpreßten. Während des Unabhängigkeitskrieges erklärte sich die Stadt selbst für unabhängig, und es kostete Schwierigkeiten, sie zu der Republik zu ziehen, welche Bolivar unter dem Namen Columbia gründete und die seitdem in Venezuela, Neugranada und Ecuador zersplittert ist. In neueren Zeiten war Guayaquil fortwährend ein Heerd der Verwirrung für die Regierung von Ecuador. Die Schwarzen und Zambos, aus denen die größte Masse der Einwohnerschaft besteht, sind beständig zur Revolution aufgelegt. Da Guayaquil der vorzüglichste Hafen der Republik ist und bisher immer den Erfolg gehabt hat, die Regierung umzuwerfen, wann es ihm einfiel, so hat die Staatsverwaltung darauf

gedacht, den Hafen Esmeraldas aufzuthun und auf diese Weise ein Gegengewicht gegen Guayaquil herzustellen. Allein die Schwierigkeiten dieser Maßregel und die geringere Güte des Hafens Esmeraldas haben die Ausführung des Plans verhindert und es ist wahrscheinlich, daß er niemals ins Leben treten wird.

Guayaquil hat keine Bauwerke von Bedeutung, wie die wenigsten Städte des spanischen Amerika in dieser Hinsicht von Belang sind. Die Kirchen sind in leichtem Phantasiestyle erbauet, der sich bei Mondlicht recht gut ausnimmt, allein bei Tage besehen zu sehr aussieht wie Häuser aus Kartenspahn. Das Innere ist flitterhaft ausgeputzt, ohne Geschmack und Eleganz. Die Straßen sind nach dem Muster der spanischen Städte-Anlagen rechtwinklig; allein der Plan ist in seiner regelmäßigen Anlage nicht ganz ausführt, vielmehr ist das Area. der Stadt nur zur Hälfte bebauet. Die größte Sehenswürdigkeit ist der schöne Kai, oder Marina, der sich anderthalb englische Meilen an den Ufern des Flusses Guayaquil hinzieht. Er ist 60 Fuß breit, mit Steinen belegt und von einer Reihe ansehnlicher, selbst prächtiger Häuser begrenzt, die vom Wasser aus gesehen eine stattliche Ansicht gewähren, besonders zur Abendzeit, wenn die Fenster von Lichtern erhellt sind. Des Morgens ankert eine unzählige Menge Canoes und Boote am Kai, die mit Früchten beladen sind. Man weiß nicht, was man am meisten bewundern soll, die große Mannigfaltigkeit dieser Produkte, oder den seltenen Grad von Vollkommenheit, der sie auszeichnet.

Die Stadt zählt 18,000 Einwohner, die ungefähr in dem Zustande leben, der in Frankreich und England unter der Herrschaft Ludwigs XIV. und Karls II. geschildert wird.

Bei Besichtigung der Stadt stießen wir allenthalben auf Aehnlichkeiten mit ehemaligen Zeiten, von denen wir wie von einer verschollenen Welt reden und kaum zu denken vermögen, daß dergleichen noch bestehen solle. In Guayaquil erfuhren wir alle Unannehmlichkeiten, welche von kothigen Gossen und Rinnen in der Straßenmitte herrühren; junge Mädchen — zwar schön von Gestalt, aber nicht in der That — schütteten allerlei Unflath und dergleichen aus den Fenstern, während der unglückselige Fußgänger in unwillkürlicher Verwunderung über dies sonderbare Schauspiel aufschauete — bis seine erstaunten Sinne durch den niederstürzenden, so wenig reinen als sauberen Strom aufgerüttelt wurden. Gay, in seiner „Trivia, oder die Kunst durch die Straßen von London zu gehen", einem vor 120 Jahren geschriebenen Buche, giebt eine ganz gute Vorstellung von dem gegenwärtigen Zustande der Städte Lima und Guayaquil; eine Beschreibung von Paris aus den Zeiten der Regentschaft oder Ludwig's XIV. möchte noch besser passen.

In der Nähe der Stadt befindet sich viel gutes Land, das wegen seiner flachen Ausdehnung und des zahlreichen darauf weidenden Viehes viele Aehnlichkeit mit den Marschgegenden von Cambridgeshire und Huntingdonshire hat. Indeß giebt es auch einige Hügel und mehrere der höchsten Berge der Erde sind in der Nähe dieses halb in Wasser liegenden Landstrichs. Nördlich von Guayaquil befinden sich drei Hügel, die „Kreuzberge" genannt werden, weil auf der Spitze eines jeden ein Kreuz steht. Der östliche derselben ist 247′ über dem Meere, der mittlere 326, der westliche 284. Die Sage verlegt die Lage der Stadt in den Zeiten der Inkas hierher. Ein klarer Nachmittag gestattete uns eine deutliche Ansicht des

Chimborasso — El lindo Chimborazo, wie ihn die Bewohner von Guayaquil nennen. Obgleich das Gebirge hundert Meilen entfernt ist, so gewährte es doch einen großartigen Anblick und machte auf mich einen mächtigern Eindruck als der Aetna und der Pik von Teneriffa. Der Chimborasso ist eine ungeheure unregelmäßige Masse mit zwei Koppen, die sich über 21,000′ erheben; da die Grenze des ewigen Schnees unter dem Aequator 15,000′ ist, so bleibt der ganze übrige Rest des Berges immerdar mit Eis bedeckt.

Der Fluß Guayaquil ist ein stattlicher Strom. Bei der Insel Puna hat er eine Breite von 8 bis 9 Meilen und bei der Stadt sechs Faden Tiefe. Bei hoher Fluth könnte wohl ein Kriegslinienschiff ohne Beihülfe von Dampfkraft hinauffahren. Zwar sind in dem Bette gefährliche Untiefen und einige Felsenbänke, die der Passage Schwierigkeit bereiten, allein die Messungen des Capitains Kellett werden künftig die Schiffe davor behüten. Bei der Auffahrt ist der Wind gemeinlich Südsüdwest; beim Niederfahren dagegen, wo beigelegt werden muß, wird die Vermeidung der Bänke schwieriger. Dieser Fluß erinnert sehr an die Themse — so weit eine tropische Gegend an gemäßigtere Zonen erinnern kann. Puna, die große Insel an der Mündung, ließe sich für Sheppey nehmen, jene gefährlichen Untiefen für die von Grain Island und im Bereiche des Medway; es giebt sodann auch einen tauben Arm von der Breite des Hauptstroms, der mit dem Medway verglichen werden mag, obgleich er in der Wirklichkeit kein Fluß ist, sondern nur ein Salado, wie die spanische Bezeichnung lautet — ein stehender Meerarm oder eine Bucht. In einer der Revolutionen, denen Ecuador unterworfen gewesen, landete General Flores eine Heermacht in dieser Bucht und

nahm Guayaquil. Der Marsch wird als schrecklich geschildert, denn man mußte über halb unter Wasser stehende Manglewurzeln passiren; „allein“ — schreibt Henry Trollope in seinem Tagebuche, „Mr. Hull und ich, wir fuhren in dem „Whaler“ bis zur obersten Spitze der Bucht und gelangten in 10 Minuten mittelst eines vortrefflichen Fußpfades zu einem freien Platze, der uns eine volle Aussicht auf die Stadt gewährte, und wir sahen uns nur eine Viertelmeile von der nächsten Kirche entfernt.“

Die Ufer des Salado wie die des Flusses Guayaquil sind mit undurchdringlichen Manglesümpfen eingefaßt; es giebt schwerlich einen Platz, an dem die Landung möglich wäre. Punta Piedra, etwa 15 Meilen von Puna, gestattet allenfalls den Versuch festen Grund zu gewinnen; auf diesem Punkte stand früher ein Fort, dessen Trümmer noch vorhanden sind. Der Name Stein oder Fels ist bildlich genommen. Ycasa, die Besitzung einer Doña Josefina, ist ein anderer Platz den man freudig begrüßt, wenn man Tage lang nichts gesehen hat als endlose Manglewälder. Prescott giebt in seiner Geschichte der Eroberung Perus freilich ein reizendes Gemälde von dem Einzuge der Nachfolger Pizarros und Almagros in den „wundervollen Golf von Guayaquil“; allein mit Ausnahme der Wüste wird selten ein unerquicklicherer Anblick angetroffen als die sumpfigen Ufer dieses Golfs. Wilder Unterwald, lange Manglewurzeln und dichtes Laubwerk ist alles was das Auge erblickt; man kann sich leicht vorstellen, was das in einer flachen Gegend sagen will. Alligators schwärmen auf den Morästen des Ufers wo das Wasser niedrig steht, und es ist schwer, sie zu verscheuchen. Sie haben einen abscheulichen Geruch. Die Einwohner bilden sich ein, daß sie,

gleich den braſilianiſchen Geiern und den wilden Hunden von Konſtantinopel die Stelle von Gaſſenkehrern vertreten und die Anſammlung zu großer Maſſen von Fäulniß verhüten.

Wir mußten uns nun wieder an Bord des Herald begeben. Derſelbe hatte Payta im Juli verlaſſen, ſich nordwärts gehalten und in den Monaten Auguſt und September den Fluß Guayaquil von der Inſel Puna bis zur Stadt Guayaquil unterſucht; desgleichen den Salado und Mandragon, zwei Waſſerſtraßen, di den größten Schiffen zugänglich ſind. Am 29. September ankerte der Herald in der Bucht von Punta Santa Elena, um dieſelbe nochmals zu unterſuchen und ſo den Golf von Guayaquil, von welchem Santa Elena der nördliche Schlußpunkt iſt, vollſtändig feſtzuſtellen. Als Pim und ich Guayaquil erreichten, war der Herald ſchon abgeſegelt und wir mußten in der Stadt bleiben, bis Lieutenant Wood ankam und uns benachrichtigte, daß die Pandora bei Punta Eſpañol, auf der Inſel Puna, halte und uns nach unſerem Schiffe bringen wolle. Wir brachen ohne Verzug auf und erreichten den Herald auf der Punta Santa Elena.

Am 6. October, während der Nacht, ſetzten der Herald und die Pandora ihren Lauf längs der Küſte fort und ankerten am 7ten bei der Inſel Salango, die ein äußerſt feuchtes Klima hat und eine ſehr üppige Vegetation beſitzt. Wir fanden ſie nur von einer ſchwachen Einwohnerzahl bevölkert, welche ſich mit dem Flechten von Panamahüten beſchäftigt. Die Hüte nämlich, welche unter dieſem Namen bekannt ſind, werden nicht alle auf der Landenge von Panama verfertigt, ſondern bei weitem die Mehrzahl und noch dazu die beſten Sorten werden in Manta, Monte Chriſti und anderen Orten Ecuadors gemacht. Dieſe Hüte werden faſt auf dem ganzen

Festlande von Amerika und in Westindien getragen und würden gewiß eben so gängig in Europa sein, wenn der hohe Preis, der zwischen 200 und 150 Dollars schwankt, nicht der Einführung entgegenstrebte. Sie zeichnen sich vor anderen Strohhüten dadurch aus, daß sie nur aus einem Stücke bestehen, ungemein leicht und sehr biegsam sind. Man kann einen solchen Hut aufrollen und in die Tasche stecken, ohne daß es ihm Nachtheil bringt. In der Regenzeit werden sie leicht schmutzig; dann wäscht man sie mit Seife und Wasser, hierauf mit Kalkwasser oder einer andern Säure und setzt sie der Sonne aus; so wird ihre Weiße leicht hergestellt. Diese Hüte sind im Allgemeinen so wenig bekannt, daß wohl ein Wort über ihre Verfertigung eingeschaltet werden darf. Die Pflanze, deren Blätter dazu genommen werden, heißt im gemeinen Leben „Jipijape“ oder „Portorico“ und in der botanischen Sprache Carludovica palmata, Ruiz et Pav. Sie hat das Ansehen einer Palme und findet sich längs der Westküste von Neu-Granada und Ecuador auf einer Ausdehnung von 12 Breitegraden. Das „Stroh“ (paja) unterliegt vor dem Flechten verschiedenen Zubereitungen. Die Blätter werden eingesammelt, ehe sie abfallen, alle Rippen und gröberen Fasern entfernt und der Rest, ohne von dem oberen Ende des Blattstiels getrennt zu werden, in feine Schnitte zerlegt. Nachdem es einen Tag der Sonne ausgesetzt worden, wird das Stroh in einen Knoten geschlungen und in kochendes Wasser getaucht, bis es weiß wird. Dann hängt man es auf einen schattigen Platz und läßt es einige Tage bleichen. Nun ist das Stroh für die Verarbeitung fertig und wird in diesem Zustande nach verschiedenen Plätzen versendet, besonders nach Peru, wo die Indianer es viel zu Cigarrentaschen ver-

arbeiten, von denen das Stück bisweilen 6 Pfund Sterling einbringt. Die Hüte werden über einem Blocke gemacht, den man zwischen den Knieen hält, wobei die Bruſt fortwährend zum Andrücken dienen muß. Das Flechten iſt ſehr mühſam und erfordert je nach der Güte eine mehr oder minder lange Zeit. Gröbere Hüte werden wohl in zwei bis drei Tagen vollendet, allein feinere erfordern bis zu mehreren Monaten. Die beſte Zeit für das Flechten iſt bei feuchter Witterung, in der Regenzeit und in den Frühſtunden; bei trockenem Wetter und in den mittleren Tageszeiten bricht das Stroh leicht ab, was ſich bei den fertigen Hüten durch Knötchen verräth, die den Werth vermindern.

Der bemerkenswertheſte Zug der Küſte von Ecuador iſt der plötzliche Wechſel des Anſehens und des Klimas der Gegend. Orte, die nur wenige Meilen von einander getrennt ſind, unterſcheiden ſich weit von einander. Zu Guayaquil giebt es Mangleſümpfe und undurchdringliche Dickichte; zu Santa Elena Dürre und eine karge Vegetation; zu Salango eine feuchte Atmoſphäre, Ueberfluß an Regen und einen dicht mit Pflanzen bedeckten Erdboden; zu Manta eine Wüſte und in der Bucht von Atacamas wiederum dichte Wälder und reichlichen Regen. Es ließe ſich eine maleriſche Karte von der Weſtküſte Amerikas entwerfen; dem Darſteller wären alle Gegenſätze zu Gebote geſtellt, die er nur wünſchen könnte: die unbarmherzige Witterung der Polarmeere, und Gegenden welche in der Sonne verdorren; Wälder des prächtigſten Nutzholzes und unfruchtbare Wüſten; das trübe Klima von Choco und die glänzenden Sonnentage von Untercalifornien; die Palme und die Fichte, der Alligator und das Wallroß, freie Männer und Sklaven, Schwarze und Weiße.

Am 10. October ankerten wir zu Manta und am 13ten wurde ein Ausflug nach Monte Christi gemacht, dessen Seehafen Manta ist. Wir kamen durch das Dorf Colorado, das nur aus einer Anzahl Hütten bestand und ein trauriges Ansehen hatte. Monte Christi, von dem ein Theil an dem Tage unserer Ankunft im Hafen abgebrannt war, ist von Bambus gebauet und wurde auf 3000 Einwohner angegeben, eine Zahl, die ich für überschätzt halte. Die Umgebung ist reine Wüste und mit Ausnahme von etwas Mais und Cassave durchaus nicht bebauet. Die Regenzeit währt von December bis Mitte März; außer dieser Zeit ist die Weide so spärlich, daß das Vieh die Rinde eines Baumes (Pachira, sp.) und etwas kümmerliche Bromeliaceae fressen muß. Auch die Jipijapa, aus deren Blättern die Einwohner Hüte flechten, kommt nicht fort. Alle Vegetation, die wir bemerkten, bestand in buschigen Baumwollpflanzen, einigen Cactus, der Zapote de perro (Colicodendron scabridum, Seem.) und einigen Crotons.

Am 16ten verließen wir Manta und nachdem wir Punta Galena besucht, richteten wir unsern Lauf nach dem Flusse Sua, den wir am 18ten erreichten. Die Meisten von uns, unter denselben Herr J. G. Whiffin, der bei dem Unfalle zugegen gewesen war, durch welchen Thomas Edmonston das Leben verloren hatte, statteten dem Grabe Edmonston's einen Besuch ab. Die üppige Vegetation hatte den Grabhügel mit einem grünenden Mantel bekleidet und mit schimmernden Blumen bedeckt.

Bei dem Dorfe Sua, etwa eine Meile landeinwärts, sind ausgedehnte Zuckerrohrpflanzungen zur Bereitung von „Aguardiente". Taback, der hier stark gebauet wird, geht auf

Schmuggelwegen nach Neu-Granada, wo derselbe Monopol der Regierung ist, und wird sehr hoch bezahlt. Apfelsinen sind in Fülle vorhanden und von ausgezeichnetem Geschmack. Ananas mit Blättern ohne Aehren werden reichlich am Gestade gezogen.

Am 23. October erreichten wir die Mündung des Esmeraldas. Dieser Fluß entspringt in den Anden und obschon von beträchtlicher Breite, taugt er doch nicht für Seeschiffe, weil er voll seichter Stellen ist. Ungefähr sechs Meilen über der Mündung liegt die Stadt Esmeraldas, ein Ort von etwa 4000 Einwohnern, meist Neger und Zambos. In der Nähe sind Smaragdgruben, die früher von den Jesuiten ausgebeutet wurden. Seit der Vertreibung des Ordens sind dieselben vernachlässigt; ein Aberglaube behauptet, daß der Ort, wo sich die kostbaren Steine finden, von bösen Geistern bewohnt werde; diese werden daselbst wohl so lange hausen, bis die Jesuiten ihre Macht wieder über die Gegend ausgebreitet haben.

Am 25sten gingen wir unter Segel und warfen am folgenden Tage bei der Insel Tumaco Anker, wo wir den Fluß und die Bai desselben Namens untersuchten. Unsere Operationen wurden sehr durch Regen behindert und Ausflüge ans Land waren sehr schwierig, da der Boden an manchen Stellen ein völliger Sumpf und an anderen ganz überschwemmt war, so daß wir durchs Wasser waten mußten. Bei der Insel Morro erhielten wir vortreffliche Austern für unsere Tafel und fügten unserer conchologischen Sammlung ein schönes Exemplar von Pholas bei. Die Stadt Tumaco ist nichts als ein Dorf mit ungepflasterten Straßen und Häusern aus Bambus. Sie ist reich an Früchten

und führt Bauholz, vorzugsweise Mangle- und Cedernholz aus.

Am 3. November besuchten wir die Insel Gorgona und ankerten zwei Tage später bei Buenaventura in der Bai von Choco, um unsere Untersuchungen zu beendigen. Diese Bai ist wohl der regenreichste Ort der Erde und die Vegetation daselbst die üppigste, die sich denken läßt. Als unsere Aufgabe vollendet war, fuhren wir am 10ten weiter und erreichten unter dem Beistande eines heftigen Westwindes am 14ten die Insel Flaminco in der Bai von Panama, wo wir Depeschen, Briefe und Zeitungen aus England vorfanden.

Capitel XIV.

Untersuchung der Küste von Darien. — Garachine. — Bai von Ardita. — Cupica. — San Franzisco. — Solano. — Utria. — Cap Corrientes. — Fluß San Juan. — Rückkehr nach Panama.

Wir blieben auf der Rhede von Panama bis zum 1. December, wo wir die Untersuchung der Küste, von Punta de Garachine durch den Golf San Miguel bis zum Flusse San Juan, begannen. Während dieser Arbeit hatten wir häufig schlechtes Wetter, heftige Regengüsse, flaue Winde und einen Thermometerstand von gewöhnlich 84° und 86° F. Wir benutzten die Zeiten, in denen die Sonne schien, zur Ausführung unserer Operationen und ankerten beständig in hinreichend tiefem Wasser — 44, 54, 56, 60 und auch 62 Faden wurden oft im Logbuche bemerkt. Die Küste ist merkwürdig als die Scene der Versuche Pizarro's und Almagro's vor der Eroberung von Peru. Sie ist gegenwärtig noch so, wie die ersten Reisenden sie beschrieben: dichte Wälder, die von Regenströmen getränkt werden, reichen bis an den Meeresstrand; menschliche Wohnungen sind nur wenig und in weiten Zwischenräumen vorhanden. Die einzige Veränderung scheint im Charakter der Indianer vor sich gegangen zu sein. Als die Eingeborenen zuerst mit Europäern in Berührung kamen, waren sie kriegerisch und lieferten denselben häufige Schlachten. Gegen uns zeigten sie das Gegentheil; sie waren

ſcheu und flohen beim Anblick unſers Schiffs in die Wälder, aus denen ſie erſt zurückkehrten, nachdem ſie ſich überzeugt, daß wir keine feindliche Abſichten hegten.

Am 3. December erreichten wir Punta de Garachine, wo ein Theil der Mannſchaft ans Land ging. Verſchiedene Markzeichen — ſtarke Bäume — die im vorigen Jahre errichtet waren, hatten angefangen zu grünen und ſechs Fuß lange Schüſſe getrieben, ſo feucht iſt das Klima. Am 8ten waren wir bei Punta de Caracoles, und am 14ten bei Punta de Piñas; den letztern Ort fanden wir unbewohnt und ohne Spuren lebender Weſen, obgleich er früher ſtark bevölkert war. Wir verfolgten die ſüdliche Richtung und erreichten am 20ſten die Bai von Arbita. An der Küſte lagen mehrere Canoes und in einigen davon fanden wir friſche Platanen; aber keine Seele ließ ſich ſehen. Am nächſten Tage näherte ſich ein Canoe mit weißer Flagge dem Schiffe. Vier Indianer und zwei Neger waren darin. Einer von den erſteren ſtellte ſich als den Alcalden des Dorfes Jorado vor. Er führte einen Stock mit ſilbernem Knopfe und war der Einzige, welcher etwas von Kleidung an ſich hatte; ſeine Begleiter waren im Adamskleide. Sie brachten Platanen, Zuckerrohr, Eier und Papageien zum Austauſch, womit wir ſchnell fertig wurden. Der Alcalde theilte uns mit, daß drei Flüſſe in die Bai mündeten, der Arbita, der Jurador und der Bocorichichi.

Am 28ſten legten wir in der Bai von Cupica Anker, die einer der beſten natürlichen Häfen an der dariſchen Küſte iſt. Der Alcalde des Orts, ein Indianer, ſchien ein einſichtsvoller Mann zu ſein, und da er das Spaniſche geläufig ſprach, ſo konnten wir einige Auskünfte von ihm erhalten. Wir theilten ihm alſo unſere friedlichen Abſichten mit, damit

er die Bewohner, die ins Innere geflohen zu sein schienen, beruhige. Er wußte von einem Flusse Naipipi in der Nähe der Bucht, welcher sich in den Atrato ergösse. Capitain Kellett und Lieutenant Wood gingen aus, um sich von der Richtigkeit dieser Angabe zu überzeugen. Nach einigen Stunden erreichten sie einen Fluß, von dem sie annahmen oder hörten, daß er dem atlantischen Meere zuströme. Wenn dies wirklich der Fall, so könnte es die Anlage eines Kanals zur Verbindung der beiden Meere erleichtern. Wirklich hat sich jetzt eine Gesellschaft in London gebildet, um diesen Plan zu verfolgen und ich bedauere, daß ich außer Stande bin, eine Meinung über die Möglichkeit abzugeben. Capitain Kellett äußerte sich nie über diesen Gegenstand, wahrscheinlich weil er nicht sicher war, daß der damals erreichte Fluß wirklich in den Atrato fließe, und der Theil seines Tagebuchs, welcher Darien umfaßt, ist leider nicht vorhanden. Trollope, der Inspections-Assistent, lag zu jener Zeit in einem heftigen Fieber; Wood's Bericht, welcher mehrfach veröffentlicht worden, ist Alles was ich darüber kenne. Das Land um die Bai von Cupica ist hügelig; ob das Innere dieselbe Beschaffenheit hat, ließ sich nicht ermitteln; dicke Nebel hingen über den dichten Wäldern und gestatteten keine weite Aussicht. Die Regenzeit währt ziemlich das ganze Jahr durch.

An der Küste fanden wir ein kleines Dorf, das am Ufer des Flusses Cupica gelegen war. Die Häuser waren auf Pfählen erbaut und wurden mittelst Leitern erstiegen, gleich denen in der Bai von Choco. Diese Bauart erstreckt sich von Guayaquil bis zum Golf San Miguel, von hier ab nach Central-Amerika herrschen verschiedene Bauarten. Die Indianer bauen Ananas, Guayavas (Psidium pomiforum),

Platanen, Caſſaven, Oto (Arum) und Mais. Sie erzählten, daß vor langen Zeiten eine große Stadt an der Bai gelegen habe, welche von der See »verſchlungen« worden ſei. Möglich, daß dieſe Stadt — wenn es eine war — das Schickſal von Callao theilte.

Wir machten mehrere Ausflüge auf dem Fluſſe Cupica und wurden von dem üppigſten Pflanzenwuchſe entzückt. Wir erblickten große Gruppen von vegetabiliſchem Elfenbein (Phytelephas, sp.), dieſem ſchönen, palmartigen Gewächſe, deſſen »Nüſſe« ſehr viel von Drechslern zu Stockknöpfen, Hemdknöpfen, Nippſachen und ähnlichen Gegenſtänden verarbeitet werden. Die Indianer nennen die hieſige Art Antà; wahrſcheinlich iſt ſie von der am Magdalenenfluſſe gefundenen verſchieden. Sie wächſt an niedrigen, feuchten Orten, vorzüglich an den Ufern der Flüſſe und Bäche, und iſt über das ſüdliche Darien und die Nachbarſchaft von Portobelo verbreitet, Gegenden, welche faſt das ganze Jahr hindurch von Regenſtrömen begoſſen oder von dicken Nebeln umhüllt werden, die der feuchte Boden und die üppige Vegetation aushauchen. Das vegetabiliſche Elfenbein wird in abgeſonderten Gruppen angetroffen, ſelten oder nie mit anderen Bäumen oder Büſchen untermiſcht; wenn Kräuter ſich ſpärlich dazwiſchen zeigen, ſo ſieht der Boden wie gekehrt aus. Im Aeußern gleicht es dem Corozo colorado oder der Oelpalme (Elais melanococca, Gaertn.) ſo ſehr, daß man die beiden auf den erſten Anblick verwechſelt. Beide verlangen dieſelben Bodenbeſchaffenheiten, und haben Stämme, die einige Yards lang am Boden kriechen und ſich dann beide zu gleicher Höhe erheben. Auch die Blätter ſehen ſich ähnlich und die Früchte wachſen in gleicher Weiſe, auf kurzen Stielen ſitzend und meiſtens in Narben

versteckt. Aber nur die äußere Form stellt die Antà mit den Palmen zusammen; die Blumen, Staubfäden, die Organisation der Frucht, kurz alle wesentlichen Merkmale unterscheiden sie weit von jener Familie und setzen sie zu den Pandaneae. Der Stamm kriecht auf dem Boden und erhebt sich dann zu einer Höhe, die selten über 4—6 Fuß geht; sein Zug geht dann wieder niederwärts, theils wegen seiner Schwere, theils wegen der Luftwurzeln, und bildet so ein kriechendes Gewächs, dessen Länge nicht selten 20 Fuß beträgt. Die Spitze ist mit 12 bis 16 gefiederten Blättern gekrönt, deren volle Länge 18 bis 20 Fuß hält. Alle Pflanzen dieser Art, die ich sah, waren diöcisch; die männlichen Bäume stärker und von höheren, aufrechteren Stämmen als die weiblichen. Die Blüthen von beiden verbreiten einen sehr scharfen, mandelartigen Geruch, welcher Schwärme von Honigbienen, besonders die stachellosen des Waldes, anzieht. Die männlichen Blumen sitzen auf fleischigen Dornen, welche an 5 bis 6 Fuß Länge haben und niederhängen; die weiblichen Blüthen erscheinen in Bündeln auf kurzen, dicken Stielen und stehen aufrecht. Die Früchte, eine Gruppe von Steinfrüchten, bilden große Kolben und stehen anfangs aufrecht; bei Annäherung der Reife mehrt sich ihre Schwere; die Stiele, welche die gewichtige Masse bis dahin getragen, schrumpfen zusammen, und sie senkt sich abwärts. Eine Pflanze bringt zu gleicher Zeit 6 bis 8 solcher Kolben, von denen jeder 80 Samen enthält und bei völliger Reife gegen 25 Pfd. wiegt. Die Indianer machen von der Antà folgenden Gebrauch: mit den Blättern decken sie ihre Hütten, der junge, flüssige Kern wird gegessen, aus den „Nüssen“ aber wird kein Vortheil gezogen. Die spanischen Bewohner des Isthmus wußten vor meinem Besuche

nicht, daß das vegetabilische Elfenbein, oder Marfil vegetal, wie sie es nennen, in dieser Gegend existire. Obgleich ihnen bekannt war, daß ganze Schiffsladungen voll der Producte dieser Bäume aus Darien in den Handel gingen, so hatte sich doch Niemand die Mühe gegeben, danach zu suchen.

Wir verließen Cupica, passirten am 1. Januar 1848 das Cap San Franzisco Solano und ankerten am 3ten in der Bai von Solano. Der folgende Tag war ein Unglückstag. Die Brandung ging so hoch, daß es äußerst schwierig war zu landen und wieder einzuschiffen. Als ich an die Küste fuhr, wurde mein Boot umgeschlagen; Alles was darin lag, ging verloren und ich selbst wäre umgekommen, wenn mich nicht die Wellen ans Gestade geworfen hätten. Die Herren Jago und Parkinson bewerkstelligten zwar eine glückliche Landung, allein Abends war es unmöglich, wieder ans Schiff zu kommen. Es war bereits finster, als es den Bemühungen Maguire's, des ersten Lieutenants, gelang uns wieder an Bord zu bringen. Hier stellte es sich heraus, daß an diesem Tage fast Jeder einen Unfall zu beklagen hatte, und wenn er auch nur etwas verloren; nach dem alten Sprichwort: „Unglück kommt nie allein.“ Keiner jedoch war in einer gefährlichern Lage gewesen als Herr Whiffin.

„Ich wollte“, erzählte Herr Whiffin, „die Bai von Solano in einer kleinen Bucht passiren, die durch einen scharfen, steilen Vorsprung gebildet wurde und worin die Landung für ein Boot leichter zu sein schien. Unsere Gesellschaft, der Wundarzt, der Zahlmeister und ich, fanden es nöthig, längs der Küste dieser Landspitze durch einen dichten Wald, der dieselbe bedeckte, durchzubrechen. Jeder trug sein Gewehr; die Schwierigkeit eine glatte, schlüpfrige Höhe zu erklimmen, war

nicht gering, da wir beständig durch verwachsene Schlingpflanzen und niederhängende Zweige von Bäumen und Büschen einen Weg suchen mußten. Die Regenzeit war erst kürzlich zu Ende gegangen und die wenigen Sommertage, welche ihr gefolgt waren, hatten die Feuchtigkeit des ganz durchnäßten Bodens noch nicht aufzusaugen vermocht. Stämme von umgestürzten, dem Ansehen nach gesunden Bäumen lagen nach allen Richtungen hin, und waren beim Falle in Stücke zerschlagen, wogegen kleinere, ganz verrottete Bäume bloß durch die Kraft ihrer Zweige aufrecht erhalten wurden, aber in der Hand, die an ihnen einen Halt fassen wollte, morsch zerbrachen.

„Alle fünf bis zehn Minuten mußten wir über kleine Wasserfälle setzen, welche den schlüpfrigen Felsen hinabrannen und sich entweder in die See ergossen oder in einem Dickicht verloren. Wir standen einander mit hülfreicher Hand bei, um die verschiedenen Hindernisse unsers Weges zu überwinden, und benutzten jeglichen kleinen Unfall zu Scherzen und Späßen. Etwa zwei Drittel des Weges mochten so zurückgelegt sein, als wir wieder an einen solchen Gießbach gelangten. Derselbe war breiter als die bisherigen und schwer zu überschreiten. Das Wasser rann gemächlich einen schlüpfrigen, sanft geneigten Felsen hinab, beherrschte eine Breite von 8 bis 10 Fuß und fiel einige 30 Fuß abwärts über einen Abhang von 100 Fuß Tiefe, unter welchem die See heftig gegen den Felsen brandete.

„Meine Gefährten gelangten mit Hülfe überhängender Baumzweige glücklich auf die andere Seite; ich faßte aber einen verrotteten Stamm, der mir in der Hand zerbrach, mein Fuß gleitete und ach! schaudervolle Erinnerung! da sank

ich in raschem Falle den schlüpfrigen Abhang hinunter dem brandenden Abgrunde entgegen. Hundert Bilder traten auf eins vor meine Seele: Heimath — Freunde — der schreckliche Tod, dessen Hand sich mir entgegenstreckte — Alles stand in demselben Augenblicke vor mir. Die Heftigkeit meines Niedergleitens nahm zu; umsonst ließ ich mein Gewehr fahren, umsonst bemühete ich mich, den nassen, schlüpfrigen Felsen zu erfassen, umsonst versuchte ich meine Füße irgendwie festzustemmen; es war vergebens, mein Schicksal schien entschieden zu sein. Die Vorsehung hatte mir die Geistesgegenwart erhalten und zwar in mehr als gewöhnlichem Maße. Indem ich so hinabglitt, indem ich der verderblichen Tiefe näher kam und den verhängnißvollen Sturz durch Anspannung aller meiner Muskeln zu verzögern strebte, bemerkte ich an der andern Seite des Wasserbettes eine dünne Ranke, die in den Felsenspalten wurzelte. O! dachte ich, wäre ich doch auf der andern Seite! Die Ranke könnte mich retten! Aber wie kann ich sie erreichen! — und doch war es die einzige Rettung, der einzige Hoffnungsstrahl für mich, der sich schon dem Verderben geweihet glaubte. Mit unerklärlichem Instinkte — ich mag nicht so anmaßend sein es Geistesgegenwart zu nennen — wand ich meinen Körper so, daß er die nöthige Richtung annahm, um dem ersehnten Gegenstande nahe zu kommen. Ich näherte mich demselben — mehr — und mehr — doch neue Zweifel indem ich darnach greife — wird er mich halten? — ist er nicht auch verrottet? — wird meine Schwere, die Wucht meines Falles die Ranke nicht zerreißen oder entwurzeln? Nein! ich erfaßte dieselbe, sie hielt. Ich wand meine Hand darin fest und schauete auf. Meine Begleiter standen wie versteinert am Rande des Abhanges. Schnell eilten sie

heran und durch ihren raschen Beistand wurde ich aus meiner gefährlichen Lage auf sichern Boden gezogen. Bei dem ersten Tritte ans Land schwindelte es mir vor den Augen; mein Hut fiel ab und glitt den Abhang hinunter in die brandende See, als wolle er mir ein Bild des schrecklichen Todes geben, dem ich selber glücklich entronnen."

Solano ist eine treffliche Bai mit tiefem Wasser, gesegnet mit Fischen und mit Waldung, worin eine große Menge wilder Cocusnußpalmen. Letztere befinden sich längs der ganzen Küste von Darien an Orten, wo weder Menschen leben noch Spuren vorhanden sind, daß je welche dort gewesen. Dies bestärkt Martius Meinung, daß der Isthmus von Panama das Vaterland derselben sei, und sie von hier aus über die tropischen Gegenden beider Hemisphären verbreitet wurden.

Wir steuerten südwärts und kamen am 9. Januar zur Bai von Utria, einem guten, natürlichen Hafen, der vor Capitain Kellett's Reise den Geographen unbekannt gewesen zu sein scheint. Ueberhaupt war die ganze Westküste von Darien früher eine bloße gerade Linie auf den Karten, die seit der Expedition des Herald eine ganz andere Gestalt bekommen haben und das Dasein vortrefflicher Häfen und Zufluchtsstellen für große und kleine Fahrzeuge nachweisen. Am 13ten ankerten wir am Flusse Ruqui. Hier lebte nur ein einziger Weißer, ein Engländer, alle übrigen Bewohner waren Indianer, welche dieselbe Sprache wie am Cupico redeten.

Am 16ten erreichten wir das Cap Corrientes, ein Vorgebirge, welches leicht an einem domartigen Berge, dem Janano, zu erkennen ist, und von Chirambira her das erste

hohe Land bietet, welches im Sicht kommt. Wir hielten einige Zeit an diesem Vorgebirge, konnten aber von hier bis nach dem Flusse San Juan nicht ans Land fahren, weil die Brandung so hoch ging, daß es gefährlich war ein Boot auszusetzen.

Am 28sten warfen wir Anker bei der Chirambira-Insel und verwandten einige Tage auf die Untersuchung der Mündung des San Juan, eines der breitesten Flüsse in Darien. Es ist zu bedauern, daß Capitain Kellett verhindert wurde, diesen ansehnlichen Fluß zu verfolgen, besonders da es bekannt ist, daß er sich dem Atrato auf wenigen Meilen nähert und gegenwärtig — wenn man den Berichten Glauben schenken darf — mit demselben durch einen Kanal verbunden ist, welcher den Canoes die Fahrt aus dem Atlantischen zum Stillen Ocean eröffnet. Der San Juan hat mehrere Ausflüsse, deren bedeutendere zwischen den Inseln Cacagual und Chirambira liegt. Auf Chirambira ist ein kleines Dorf, in dem wir einen Spanier trafen, welcher „Aguardiente“ destillirte, das nach seiner Aussage an den Flußufern vortrefflichen Absatz findet.

Mit Punta Chirambira hatten wir die Messungen der Bai von Panama zu dem Punkte geführt, wo unsere Operationen in der Bai von Choco sich anschlossen, und auf diese Weise die Delineation der Westküste von Südamerika vollendet. Wir segelten also am 1. Februar nach Panama zurück, das wir am 12ten erreichten, nachdem wir unterwegs noch einmal bei Cap Corrientes vorgesprochen.

In Panama trafen wir einen Franzosen, der eine Anzahl Honigbienen aus Europa herübergebracht hatte, um damit nach Peru zu gehen. Mit Mühe und Kosten war es ihm

geglückt, den Isthmus zu erreichen, allein die meisten Bienen waren beim Eintritt in die tropische Zone gestorben. Es war bereits das zweite Mal, daß er den Versuch machte, dieses nützliche Insect nach Peru einzuführen. Er hatte bei seinen fruchtlosen Bemühungen eine ansehnliche Summe Geldes zugesetzt; allein da die peruanische Regierung ihm ein Patent auf sechs Jahre garantirt hatte, so dachte er schon wieder auf seine Kosten zu kommen, wenn es ihm gelänge, nur einige Bienen in die höheren Gegenden der Anden zu bringen.

Herr Stephens, der unternehmende amerikanische Reisende — dessen Bekanntschaft ich durch Herrn Nelson, Consul der Vereinigten Staaten, gemacht hatte — hielt sich in Panama auf. Er war von einer Gesellschaft abgeschickt, um die Einleitungen für eine Dampfschiffverbindung zwischen Panama und San Franzisco zu treffen, eine Aufgabe, wofür er eben der rechte Mann war. Herr Steffens ist von mittlerer Größe und sehr lebhaftem Wesen; seine Miene verräth große Entschlossenheit; sein Aussehen ist militärisch, was vielleicht mit von dem Tragen eines Schnurbarts herrühren mag.

Gegen Ende Februar begab sich der Herald auf die Ausmessung der Küste westwärts von Punta Mala, der Inseln Coyba und Quicara, und der Einfahrten in den Hafen von Boca Chica, während ich eine Reise durch Theile der Provinzen Panama und Veraguas machte, wo ich Chorera, Natà, Santiago und David besuchte. Die gesammte Expedition kehrte gegen Ende April wieder nach Panama zurück. Ich übergehe die Erzählung dieser Reise, welche mich zu weit in Einzelnheiten führen würde, und gebe dafür eine allgemeine Uebersicht des Isthmus von Panama, die ursprünglich für meine „Geschichte des Isthmus von Panama“ geschrieben

wurde, hier jedoch wegen der vielen an mich gerichteten Nachfragen von Mitgliedern der Gesellschaften für interoceanische Verbindungen am Platze sein mag. Wie unvollständig sie auch ist, so wird sie doch in einem Augenblicke interessiren, da der schmale Landstrich zwischen den beiden Continenten von Amerika die Aufmerksamkeit der Handelswelt auf sich gezogen hat und Millionen britischen Capitals im Begriff sind, denselben mit Straßen, Eisenbahnen und Kanälen zu durchschneiden.

Capitel XV.

Geographiſche Lage des Iſthmus von Panama. — Grenzen. — Umfang der Oberfläche. — Küſten. — Inſeln. — Ebbe und Fluth. — Karten. — Flüſſe. — Allgemeine Beſchaffenheit des Landes. — Geologie. — Metalle. — Goldminen. — Salinen. — Vulkane. — Erdbeben. — Heiße Quellen. — Klima. — Winde. — Waſſerhoſen.

Der Iſthmus von Panama liegt zwiſchen dem 4° und 10° N. B. und dem 77° und 83° W. L. In politiſcher Hinſicht gehört er zu der Republik Neu-Granada und umfaßt die Provinzen Panama und Veraguas, und die Gebiete Darien und Bocas del Toro. Seine geringſte Breite von See zu See beträgt 27 Meilen; ſeine Geſtalt gleicht einem Bogen, deſſen äußere Linie das Caribbäiſche Meer bildet, während die Südſee die innere beſchreibt. Er iſt im N. und N. O. vom Atlantiſchen Meere, im S. und S. W. vom Stillen Ocean, im Oſten von den Flüſſen Atrato und San Juan, und im Weſten von der Republik Coſta Rica begrenzt, und umfaßt mit Einſchluß der anliegenden Inſeln eine Oberfläche von 34,000 Quadratmeilen — ein Umfang der ungefähr Portugal gleichkommt.

Die Küſte vom Atlantiſchen Ocean beträgt von Coſta Rica bis zum Fluſſe Atrato 360 Meilen. Das weſtliche Ende derſelben bilden die Lagunen von Chiriqui, eine länglich runde Bai, in der ſich der Hafen von Bocas del Toro befindet.

Oestlich davon liegt der Fluß Belen, wo Columbus auf seiner vierten Reise eine Niederlassung zu gründen versuchte, und unter 9° 18′ 6″ N. B. und 79° 59′ 2″ W. L. der Hafen von Chagres, welcher der besuchteste an dieser Seite des Isthmus ist. Der Hafen selbst ist offene Rhede; der Binnenhafen bietet wegen eines Felsens schweren Zugang und dient nur für leichtere Fahrzeuge. Ungleich besser ist Portobelo, unter 9° 34′ 29″ N. B. und 79° 43′ 40″ W. L. gelegen.

In östlicher Richtung weiter gehend, kommt man zu Limonesbai oder Navybai, wie es Seefahrer auch wohl nennen. „Beim Eingange," beschreibt J. A. Lloyd, „ist dieselbe gegen fünf Meilen breit und bietet bei Tag und Nacht und bei jeglichem Wetter gefahrlosen Zutritt. Ihre Oeffnung steht gen Norden. An der Westseite bilden einige vorspringende Punkte sichern und bequemen Ankerplatz. Der Boden der Bai bildet ein regelmäßiges Becken und wird von einem Strande aus sehr festem Sande begrenzt; an diese lehnt sich eine Bank, die einige Fuß über den Hochwasserstand ragt und aus Muscheln besteht, welche von der Brandung aufgetrieben werden. Ungefähr drei Meilen vom östlichen Punkte der Bai zieht sich die Küste rückwärts zu einer andern tiefen Curve, worin Mazanilla liegt, eine Insel von $1\frac{1}{4}$ Meilen Länge und einer Meile Breite. Zwischen ihr und dem Festlande fließt ein Fahrwasser, das beim Eingange einen vortrefflichen Ankerplatz für große Schiffe bietet und weiterhin kleineren Schiffen in einer Lagune zwischen dem Festlande und der südöstlichen Spitze der Insel zur Ausbesserung und zum Kielholen dient. Die Tiefe des Wassers in dieser Bucht verringert sich allmälig von 6 zu 3 Faden, und $1\frac{1}{2}$ dicht an der Küste. An den Häfen von Bastimentos und Retrete vorübergehend, die

weniger ihrer commerciellen Vortheile willen als durch Unglücksfälle bekannt sind: kommt man zu Puerto de Escoces, dessen Name von der schottischen Colonie herstammt, die hier ehemals war. Von hier ab nimmt die Küste eine südliche Richtung und bildet in Verbindung mit der Provinz Cartagena den Golf von Darien oder Uraba, in der Geschichte als der Theil des Isthmus bekannt, welcher zuerst von Europa entdeckt und bewohnt wurde.

Die Linie, welche die Küste am Stillen Ocean beschreibt, geht vom Flusse Chiriqui Viejo zu den Mündungen des San Juan und mißt 660 Meilen Länge. Die Küsten sind im Allgemeinen steil und felsig bis zum Cap Corrientes, von hier bis Chirambira sind sie flach und erheben sich nur wenige Fuß über den Spiegel des Meeres. Es giebt hier verschiedene Ports und natürliche Häfen. Der westlichste ist Boca Chica, der bedeutendste Seehafen des Cantons Alanje (Chiriqui); er liegt unter 8° 13′ N. B. und 82° 13′ 30″ W. L., der Platz zur Einschiffung von Gütern liegt jedoch 8° 21′ 43″ N. B. und 82° 26′ W. L. Die Passage zu letzterem steht nur Fahrzeugen von geringem Umfange offen und leitet durch ein vollkommenes Labyrinth von Manglewäldern zu den Mündungen verschiedener Flüsse, welche sich durch drei Fahrwasser, Boca Chica, Boca del San Pedro und Boca Brava in die See ergießen. Die Boca Chica ist für die Landung am geeignetsten, allein die Boca del San Pedro wird sich wohl als zugänglicher und vortheilhafter ergeben, wenn sie untersucht und mit Bojen versehen sein wird. Die Küste in ziemlich östlicher Richtung verfolgend, gelangt man nach Bahia Honda, einem guten Naturhafen, Montijo, dem Seehafen von Santiago de Veraguas, und beim Eintritt in

die Bai von Panama nach Punta Mala, den Häfen von Aquadulce, San Carlos, Chorera und Perico. Letzteres, welches Perico von Panama geheißen wird, ist eine offene Rhede, die sich schlecht zu einer Post-Station eignet. Schiffe von mehr als 300 Tonnen müssen zwei Meilen seewärts liegen bleiben und sich nach der Insel Taboga begeben, um frisches Wasser einzunehmen. Die Lage der Stadt wurde offenbar mehr wegen des Schutzes gewählt, den sie gegen Angriffe bietet, als wegen ihrer Vortheile für den Handel. Da sie jedoch frei von heftigen Winden ist, so ist die Rhede sicher. Die Küste von Panama bis zum Golf San Miguel ist niedrig, muddig und ohne Hafen. Der Golf San Miguel, in welchem sich Balboa zuerst in die Südsee einschiffte, ist eine geräumige Bucht, in die zahlreiche Flüsse münden. Seine Oeffnung wird von den beiden Punkten Punta Brava und Punta de Garachine begrenzt; der letztere bildet mit der Punta Mala die Bai von Panama. Die Perlinseln liegen ziemlich in der Mitte, wodurch zwei Eingangswege gebildet werden. Die Seefahrer ziehen den westlichen während der nassen und den östlichen während der trockenen Jahreszeit vor. Die östliche Passage hat den Nachtheil, daß im Fahrwasser derselben die San Josebank liegt, in deren Mitte Capitain Kellett eine felsige Stelle mit weniger als drei Fuß Wasser fand. — Von Garachine südwärts befinden sich die Buchten von Piños, Ardita, Cupica, San Francisco Solano und näher zum Cap Corrientes die von Utria; sie sind sämmtlich für die Schifffahrt geeignet und werden von Wichtigkeit werden, wenn die Gegend mehr civilisirt und stärker bevölkert ist. Ihnen steht bevor zu werden, wozu die Natur sie bestimmt zu haben scheint — die Hauptstraße der Welt.

Die Küsten sind mit zahlreichen Inseln umgeben. Die größten an der Atlantischen Seite sind Escudo de Veraguas und die der Lagune von Chiriqui. Andere von geringerem Umfange sind den Reisenden im Allgemeinen unter dem Namen von Cayos, Kais, bekannt; sie sind längs der Küsten zerstreuet und bilden ab und zu regelmäßige Ketten, wie die Sambaloes. Diese letzte Gruppe begreift die Isla de Piños, die Goldinsel und andere, sie sind aus der frühesten Geschichte des Landes hinlänglich bekannt. Alle diese Inseln sind schwach bevölkert und zur Zeit nicht oft von fremden Schiffen besucht.

Von größerer Bedeutung sind die Inseln im Stillen Ocean. Mehrere Gruppen, die Secos, Paredez, Ladrones und Contreras, liegen an der Südwestküste von Veraguas; eine andere Gruppe, worin Coyba, Gobernadora und Cebaco die beträchtlichsten sind, ist in der Bai von Montijo. Coyba — oder Quibo, wie es fälschlich von Fremden bezeichnet wird — ist die größte Insel; sie mißt 24 Meilen in der Länge, 14 in der Breite und ist gut mit Holz und Wasser versehen. Bis in spätere Zeiten war sie unbewohnt und nur in gewissen Jahreszeiten von Perlfischern besucht. Vielleicht wäre sie noch in diesem Zustande, wenn nicht die Aufmerksamkeit der Regierung von Neu-Granada plötzlich auf sie gelenkt wäre. Die Aufnahme Coybas durch den Herald und die Anträge einer nordamerikanischen Gesellschaft, die Insel zu kaufen, mußten als Beweise des Werths derselben gelten, so daß 1848 die Staatsbehörde es für nothwendig erachtete, auf derselben eine Niederlassung zu gründen und hundert Soldaten hinzusenden, welche die Flagge der Republik aufhißten. Die Perlinseln, auch unter dem Namen Islas del Rey, Islas del Istmo und Islas de Colombia bekannt, sind wegen

der zahlreichen Perlen, die jährlich an ihren Küſten geſammelt werden, von großem Werthe. Sie bilden einen kleinen Archipelagus am Eingange der Bai von Panama und beſtehen aus 16 Inſeln und einigen Felſen. San Miguel iſt die größte derſelben, San Joſe, Gonzales, Saboga, Pacheque, Caſayos und Contadora ſind zweiten Ranges, die übrigen von minderem Umfange. Geringer an Größe, doch kaum weniger bedeutend, iſt die Gruppe in der Nähe von Panama, welche aus den Inſeln Perico, Flaminco, Otoque, Taboguilla und Taboga beſteht. Die letztgenannte iſt einer der angenehmſten Punkte in der Bai. In ihrem Mittelpunkte erhebt ſich ein Berg von etwa 1000′ Höhe, der faſt bis zu ſeinem Gipfel mit Früchten und Pflanzen bebauet iſt und zwei Bäche in die Thäler ſendet, wo ſich die Wohnungen der Eingeborenen zwiſchen Cocusnußpalmen und Tamarindenbäumen verſtecken. Wenn man zwiſchen den Orangenbäumen luſtwandelt, oder die Zweige mit köſtlichen Sapotillen, Alligatorbirnen und Mangofrüchten beladen ſieht oder die Felſenabhänge des Berges erblickt, welche mit Ananasfeldern bedeckt ſind, ſo träumt ſich der Fremde leicht in den Gedanken, daß er in einem prächtigen Garten weile.

Der Unterſchied der Fluthhöhe zwiſchen den beiden Oceanen iſt groß. Auf Atlantiſcher Seite, zu Chagres, beträgt die mittlere Höhe 1.16 Fuß, während die höchſte Fluth zu Panama 22′ erreicht und J. A. Lloyd bemerkte, daß ſie ſich bis 27′ erhob. Dieſe Angabe fand freilich keine Beſtätigung durch die Beobachtungen der Expeditionen des Sulphur und des Herald; allein ein ſo gewiſſenhafter Beobachter wie Herr Lloyd kann nicht leichthin in Verdacht genommen werden, einen ſo groben Fehler begangen zu haben. Es liegt nahe

zu glauben, daß die größere Steigerung um 5′, von der er berichtet, durch eine andere Ursache als den Fluthgang veranlaßt wurde, vielleicht durch strenge Winde oder eines der Erdbeben, die in der See vorkommen und oft einen Andrang des Meeres an die anliegenden Küsten verursachen. Von dem erheblichen Unterschiede, der zwischen den beiden Oceanen herrscht, läßt sich nicht leicht genügende Rechenschaft geben. Wahrscheinlich ist, daß Panama, als der Schlußpunkt einer tiefen Bucht, den plötzlichen Zusammenstoß der eindringenden Fluthen erfährt und dadurch eine höhere Fluth erzeugt wird. Diese Annahme steht im Einklange mit der Thatsache, daß die Fluth sich bei Taboga 19′, bei Saboga (einer der Perlinseln) 15′ und an anderen Punkten außer der Bai von Panama nur 12 und 11′ erhebt.

Die Hydrographie des Isthmus ist beinahe vollständig. Ein Theil der Nordküste wurde 1828 durch Capitain Henry Forster mit dem britischen Schiffe Chanticleer festgestellt; eine beträchtliche Strecke der Südküste während der Jahre 1837, 1838 und 1839 durch Sir Edward Belcher mit den britischen Schiffen Sulphur und Starling. Die Nachmessung der Strecken des Stillen Oceans geschah in den Jahren 1846, 1847, 1848 und 1849 durch den Herald und die Pandora, welche die ganze Küste vom Flusse San Juan bis Punta Bunica durchnahmen und so die Messungen der Südwestküste von Amerika vervollständigten, einer Strecke von 4000 Meilen, deren Karten als Denkmal der großen Verdienste bestehen, welche sich die britische Nation um die Geographie erworben hat. Vom Innern giebt es keine Karten, die auf astronomische oder trigonometrische Beobachtungen gegründet wären.

Eine Gegend wie der Isthmus, welche so vielem Regen

unterworfen ist, muß reich an Flüssen sein. Die kleineren und periodischen Bäche ungerechnet, kann die Zahl derselben nicht weit von zweihundert bleiben. Von denen, die sich unmittelbar in den Ocean ergießen, sind der Belen, Veraguas, Chagres und der neunmündige Atrato die größten. Außer diesen fließen in den Stillen Ocean der Chiriqui, Tavasara, Santa Maria, Rio Grande de Nata, Bayano, Churchunqui und San Juan. Sie sind größtentheils seicht und nur für flache Canoes fahrbar. Der Chagres hieß früher Rio de los Lagartos und wurde nach Herrera zuerst 1527 durch den Capitain Hernando de la Serna und den Piloten Corzo erforscht. Genauer untersuchte ihn J. A. Lloyd, welcher in dem Journal der königlichen geographischen Gesellschaft zu London die folgende Beschreibung davon giebt:

„Der Chagres entspringt in beträchtlicher Entfernung östlich von Portobelo in den hohen Gebirgen, welche sich in der Nähe der Mandingobai erheben. Er hat eine geraume Strecke Landes zu durchlaufen, bevor er den Rio Pequeni aufnimmt, welcher von Südosten kommt und ihm an Breite und Tiefe gleicht. Beide bilden in ihrer Vereinigung einen stattlichen Fluß, der indessen zu reißend ist, um für die Schifffahrt geeignet zu sein. Obgleich Canoes im einen und andern während der trockenen Jahreszeit über den Vereinigungspunkt hinauffahren, so wird diese Fahrt doch wegen der zahlreichen Wasserfälle und heftigen Strömungen für gefährlich gehalten. Allmälig wird die Strömung geringer; bei Cruces, das 23 Meilen vom Meere und 44 Meilen von dem Orte liegt, wo der Fluß die Richtung ändert, beträgt sie selten über 3 bis $3\frac{1}{2}$ Meilen die Stunde; bei Peña Blanca mißt sie nur 2 Meilen, bei Gatun kaum eine und bei Brusa

ist die Strömung zu Sommerszeiten kaum zu bemerken. Wenige Flüsse von derselben Breite gewähren einen schöneren Anblick als der Chagres oberhalb Cruces. Meilenweit wird er von schroffen Kalkfelsen eingeengt, welche die sonderbarsten phantastischsten Formen bilden. Anderwärts reichen Savannen bis an den Rand des Wassers und der edle Bongobaum verziert seine Ufer. An den meisten Stellen ist der Fluß von dem Higueron (Ficus, sp.) beschattet, einem mächtigen Baume, dessen Zweige über das Wasserbett reichen. Der Fluß läuft meistens über verschiedene Kieselarten und ist im Sommer durchsichtig klar. Mehr aufwärts ist er an manchen Stellen breiter als an der Mündung, weil er sich von Zeit zu Zeit in mehrere Arme theilt und Inseln bildet. In der Regenzeit werden diese sämmtlich überschwemmt und bilden eine einzige Fläche mit heftigen Strömungen und Strudeln, welche an den plötzlichen Biegungen entstehen und die Schifffahrt äußerst gefährlich machen. Vor etlichen Jahren schwoll der Fluß von häufigem Regen so hoch an, daß er den Fuß der Kirche von Cruces erreichte, die auf einer Erhöhung liegt, welche sich 40 bis 50′ über den gewöhnlichen Spiegel desselben erhebt; der größte Theil des Dorfes stand unter Wasser und Wochen lang wurde die Straßenverbindung nur durch Canoes unterhalten. Gegen die Mündung zu kennt man kein höheres Steigen desselben als 6—8′, ein Wasserstand, dem die Ufer genügend gewachsen sind.“

Die Flüsse Atrato und San Juan nähern sich bis auf eine Entfernung von 400 Yards da, wo der Isthmus mit dem Continente von Südamerika zusammenhängt, und bilden eine natürliche Scheide der beiden Länder. Der Atrato, oder Darien, wird als ein mit Klippen angefüllter Fluß geschil-

dert, der selbst für Canoes gefährlich zu befahren ist. Wenn leichte Dampfschiffe auf demselben gehen könnten, so würde diese Gegend des Isthmus die bequemste für Anlage eines Kanals sein. Eine zweite große Annäherung der Flußgebiete besteht zwischen dem Chagres und dem Rio Grande von Panama, welche deshalb mit in die Pläne zur Verbindung der beiden Weltmeere aufgenommen sind. Die meisten Flüsse bilden Deltas, welche oft das Ansehen von Inseln haben. Ihre Vegetation ist eine Mischung von Ufer- und Landpflanzen und nicht selten finden sich Arten, die den höheren Bergen angehören; die Ursache davon läßt sich in der Lage der Quellen suchen.

Der Isthmus zeichnet sich nicht durch hohe Gebirge aus. Die Andenkette nimmt mit dem Austritte aus Südamerika ab und bildet in der Provinz Panama nur eine Kette von Bergen, welche selten eine Höhe von 1000′ übersteigen. Die Angabe, daß die Cordilleras in der Nähe von Cupica in Darien ganz abbrechen, hat keine zuverlässige Gewähr für sich. Eine neue Bergkette scheint bei Punta de Chame zu beginnen, dieselbe nimmt bei ihrem Eintritte in die Provinz Veraguas an Erhebung zu und bildet in dem Vulkan von Chiriqui den höchsten Punkt des Isthmus; der Gipfel dieses Berges liegt 7000′ über dem Meere. Die genannte Bergkette ist mit Wäldern bedeckt und liegt in den mittleren und nördlichen Theilen des Landes. Die Küstenstriche am Stillen Ocean, namentlich die Cantons Natà, Santiago und Alanje, besitzen zahlreiche Grasebenen (Llanos) von bedeutender Ausdehnung, welche unzähligen Viehheerden Weide geben und den vorzüglichsten Reichthum des Landes bilden. Personen, deren Glaubwürdigkeit verbürgt ist, haben mir mitgetheilt, daß man

von den Gipfeln der Berge, welche zwischen Bocas del Toro und der Stadt David liegen, die Aussicht auf beide Weltmeere hat, — ein Blick, dessen Größe nur von dem Schauspiele erreicht wird, welches die Behringsstraße zwischen Asien und Amerika gewährt. Während meiner ganzen Reise in Veraguas war entweder die Küste des Atlantischen oder die des Stillen Oceans in Nebel gehüllt, so daß ich persönlich die obige Angabe nicht bestätigen kann. Daß die Doppelsicht stattfinden kann, halte ich für wahrscheinlich, da in Central-Amerika, dessen Landbreite die von Veraguas weit übertrifft, Herr Stephens deutlich das Caribbäische Meer und die Südsee wahrnahm. Die Behauptung, daß die Berge von Cruces dasselbe Schauspiel darböten, habe ich unbegründet gefunden; die Erhebung derselben ist zu niedrig. Auch der Annahme, daß von der Doppelsicht auf beide Oceane der Name „Veraguas“ herstamme, kann ich mich nicht anschließen.

Die geologischen Verhältnisse sind bis jetzt völlig unbekannt. „In einigen Gegenden herrschen goldhaltiger Porphyr und Granit vor, theilweise eingesprengt zwischen Eisenkies und hier und dort Adern von Feldspath und Basalt einschließend; in anderen silberhaltige Hornblende, Schiefer von verschiedenen Farben und chlorigsaure Salze. Goldhaltige Quarze werden an verschiedenen Punkten wahrgenommen *).“ Der Boden besteht aus Thon, der mehr oder weniger mit fossilen Seemuscheln, Gold und Eisen untermischt ist. Die Strecken, wo letzteres vorherrscht, sind sehr unfruchtbar und bringen in

*) E. Hopkins's geologische Beschaffenheit des Isthmus, Manuscr. — Diesen Bericht schrieb Hopkins zu Panama, als er im Dienste der Regierung von Neu-Granada war. Eine spanische Uebersetzung, glaube ich, erschien zu Bogotà.

ihrer ursprünglichen Beschaffenheit kaum etwas Anderes als Gras zur Viehzucht hervor. Versteinerte Baumstämme sind in ganz Veraguas sehr häufig. Am Santiago sind dieselben so gemein, daß ein Theil der Straßen dieser Stadt damit gepflastert ist. Die Eingeborenen nennen sie Chumicos petrificados und halten sie für Stücke des Chumico (Curatella Americana, Linn.). Allerdings ist einige Aehnlichkeit vorhanden, allein ob die Annahme richtig, läßt sich schwerlich aus dem Stamme allein entscheiden. Bituminöser Schiefer, der häufig das Vorhandensein von Steinkohlen anzeigt, ist auf der Insel Muerto, in der Nähe von David, entdeckt. Nicht unerhebliche Salinen sind zu Agua dulce, im Canton Natà; ihr Ertrag befriedigt den Bedarf des Isthmus. Eine andere Salzquelle ist in der Nähe von La Mesa entdeckt; dieselbe soll nach der Behauptung des Volks einige ungewöhnliche Erscheinungen zeigen, deren Beobachtung die Aufmerksamkeit späterer Reisenden verdient.

Kupfer, Eisen und Gold finden sich im ganzen Lande; von Silber ist noch keine Spur entdeckt, und das Vorkommen von Queckſilber bei Panama unterliegt dem Zweifel. Der Bergbau nach Eisen und Kupfer läßt sich wegen des hohen Arbeitpreises nicht ausführen, sondern muß unterbleiben, bis die Bevölkerung stärker angewachsen ist. Die Menge Goldes, welche die ersten Ansiedler sammelten, gab dem Isthmus den Namen Castilla del Oro; allein als Peru und Mexico bekannt wurden, hörte die Beilegung dieses Namens auf. Indeß, so lange die Spanier im Besitz des Landes waren, wurde der Gewinn von Gold in ziemlicher Ausdehnung betrieben und es scheint, daß manche Minen sehr ergiebig waren. Die bedeutendsten waren und sind noch gegenwärtig die Bergwerke von

Veraguaz. Auch in den Ebenen wurde Gold gefunden und aus dem Sande der Flüsse und Bäche erhielt man große Stücke. Im Jahre 1804 belief sich die Einnahme des Provinzialschatzes (3 Procent von der Regale) jährlich auf eine halbe Million Dollars; eine bedeutende Summe, wenn man erwägt, daß große Sendungen abgingen, von denen jene Procente nicht entrichtet wurden. Seitdem hat die Ergiebigkeit nachgelassen; Einige meinen, weil die Hauptlager erschöpft seien, Andere behaupten, weil die Bergwerke nicht mit Energie betrieben würden. Die Minen von Estrella in Chiriqui und Cana in Darien waren ehedem berühmt und stehen noch in gefeiertem Andenken des Landes. Die letzteren wurden auf Befehl des Königs von Spanien geschlossen, um, wie es hieß, die Einfälle der Flibustier zu verhindern. Vor einigen Jahren wurde in Panama viel von ihrer Wiederauffindung gesprochen und Expeditionen zu ihrer Aufsuchung ausgesandt. Da aber die Gegend völlig unbekannt ist, so blieben die Versuche eitel. Der Sand der Meeresküste bei Panama, so wie der Boden, worauf die Stadt erbauet ist, enthält Goldstaub, etwa so viel, daß ein Mann täglich den Werth von 3 bis 4 Realen gewinnen kann. Da das Verfahren zu viel Arbeit erfordert, so wird sich wenig darum gekümmert. Goldwäschereien sind freilich allenthalben eingerichtet, allein der Gewinn ist nur für einzelne Personen in Ermangelung anderer Beschäftigung beachtenswerth, sonst aber zu unbedeutend, um die Aufmerksamkeit fremder Gesellschaften zu erwecken oder große Capitalien darin anzulegen.

Vulkane sind an verschiedenen Punkten vorhanden; sie sind sämmtlich erloschen. Der höchste ist der bereits erwähnte von Chiriqui; ebenfalls von erheblicher Höhe, 3000', ist der

Janano, den man vom Cap Corrientes erblickt. In Veraguas sollen ebenfalls mehrere von bedeutender Erhebung sein. „Selbst die Insel Taboga," sagt E. Hopkins, „scheint das Ergebniß eines Vulkans zu sein. Sie ist ein abgebrochenes Lager von Thonschiefer, welches an der Südseite zu Tage bricht und sich gegen die Bai niedersenkt; die Spitzen und Risse desselben sind mit geschmolzenem eisenhaltigen Felsen angefüllt; beträchtliche Massen davon zeigen sich am Ufer der Bai. Aus der Gestalt der letztern und ihrer großen Tiefe läßt sich schließen, daß hier die Krateröffnung war." — Obgleich ohne thätige Vulkane, ist der Isthmus doch nicht frei von Erdbeben. Sie ereignen sich meistens während der trockenen Jahreszeit, vom Januar bis Mai, und bestehen aus wellenförmigen Bewegungen, die vom Westen kommen und allem Anscheine nach ihren Ursprung in Central-Amerika haben. Diese Annahme wird durch die Erscheinung bestärkt, daß die Erdbeben in Veraguas weit stärker empfunden werden, als in Panama oder Darien. Sie scheinen indeß keinen nachtheiligen Einfluß auf die Vegetation zu üben, wie in Peru, wo nach heftigen Erdstößen Kornfelder verwelkten. Heiße Quellen werden in verschiedenen Gegenden angetroffen und von den Bewohnern als Bäder gebraucht. Eine derselben, Agua de Salud geheißen, liegt beim Dorfe Calobre im Canton Santjago; andere sind bei Caldera in Chiriqui und am Cap Corrientes in Darien. Keine derselben ist einer chemischen Untersuchung unterworfen worden.

Die geographische Lage des Isthmus, der Mangel an hohen Gebirgen und die große Ausdehnung der Wälder und anderer unbebauter Strecken bedingen ein heißes und regniges Klima. Nichts desto weniger ist dasselbe mit Ausnahme

weniger Orte, wie Chagres, Portobelo und Chirambira gesund und der kaukasischen Race zuträglicher, als die meisten tropischen Gegenden. Die vorherrschendste Krankheit ist das Wechselfieber, welches sich beim Wechsel der Jahreszeiten äußert. Das remittirende Fieber ist weniger häufig, aber gefährlicher. Hautkrankheiten von gefährlichem Charakter sind gemein, besonders bei den farbigen Racen und in Gegenden, die dem Regen am meisten ausgesetzt sind. Personen, die erst aus den nördlichen Gegenden ankommen, sind häufigen Entzündungen ausgesetzt. Beim Eintritt in die Gegend nimmt ihre Haut, besonders die der Beine und Füße, eine ungemeine Reizbarkeit an und das leiseste Kratzen, oder auch ein Moskitostich, erzeugt Geschwüre und Wunden, die monatelanger Heilung bedürfen und häßliche blaue Flecke hinterlassen. Elephantiasis und Gicht, diese Pest des spanischen Amerika, kommen nicht so häufig vor wie in den oberen Regionen der Anden, wo sie in schrecklicher Ausdehnung herrschen. Die Cholera hat den Isthmus zu verschiedenen Malen besucht; allein diese Krankheit hat sich in gemäßigten und heißen Ländern, in trockenen und feuchten Gegenden, auf den Spitzen hoher Gebirge und in den Niederungen der Meeresküste gezeigt; kurz, sie hat in Ländern von ganz entgegengesetzter physischer Beschaffenheit gewüthet, so daß man das Klima und die geographische Lage nicht als die Ursache derselben ansehen kann, wie sehr ihr Auftreten gemildert oder heftiger ausfallen mag *).

Die Jahreszeit theilt sich regelmäßig in feuchte und

*) Die geistreichste Erklärung der Ursache der Cholera gab am 24. September 1852 Dr. Nees von Esenbeck zu Wiesbaden; dieselbe ist seitdem in einer besondern Schrift veröffentlicht.

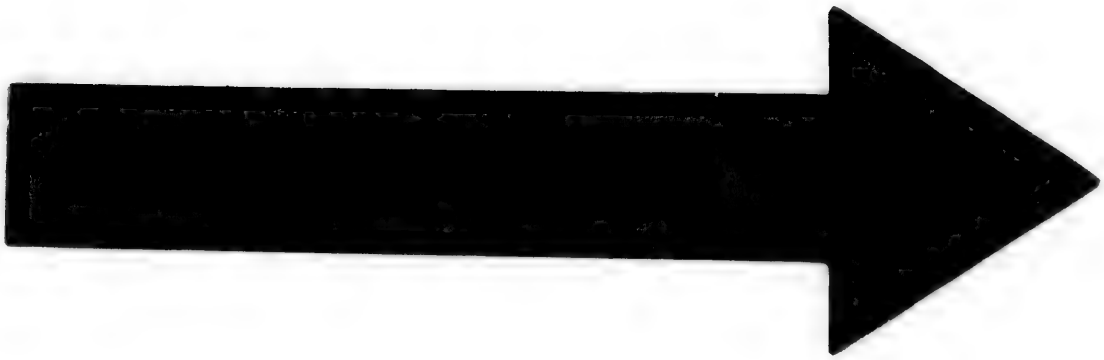
trockene. Der Regen tritt mit dem Neumond des April ein und währt acht Monate, bis Ende December; im südlichen Darien und an einigen Orten des Atlantischen Oceans verlängert er sich jedoch auf zehn, ja elf Monate. Anfangs ist der Regen sanft, nimmt allmälig zu und ist Ende März in voller Kraft; dann fällt er oft tagelang in ununterbrochenen Strömen und ist meistens vom schrecklichsten Donner und Blitz begleitet. Die Luft ist mit Feuchtigkeit geschwängert und dicke Nebel mit Windstillen oder veränderlichen flauen Winden herrschen. Die Temperatur wechselt nur zwischen 75° und 87° Fahr., allein da die Ausdünstung gehemmt ist, so wird die Atmosphäre außerordentlich heiß und schwer. In dem Höhenpunkte der Regenzeit, gegen Mitte des Sommers, gemeiniglich am 20. Juni, hören die Regen, wie in anderen Gegenden von Südamerika, eine kurze Zeit lang auf. Wohl eine Woche hindurch scheint nach jenem Tage die Sonne mit großer Kraft und der Himmel ist heiter und klar. Diese Erscheinung tritt so regelmäßig ein, daß sich die Bewohner danach richten. Sie nennen dieselbe „Veranito de San Juan", wahrscheinlich weil der Johannistag (24. Juni) um diese Zeit fällt. Gegen Ende December werden die heftigen Regengüsse seltener, die Wolken vertheilen sich und mit Beginn des neuen Jahres tritt Nordwestwind ein. Ein unmittelbarer Wechsel erfolgt. Die Luft wird jetzt rein und erfrischend, die Sonne glänzt und das Klima zeigt sich in voller tropischer Schönheit. Die Hitze, zwischen 75° und 94° Fahr., ist zwar größer, aber weniger drückend und die Luft ganz von Feuchtigkeit frei. Die Strahlen der Sonne haben eine ungeheure Kraft; ein Steigen des Thermometers zu 124° Fahr., wenn man es um Mittag ihrer vollen Wirkung aussetzt, ist keine unge-

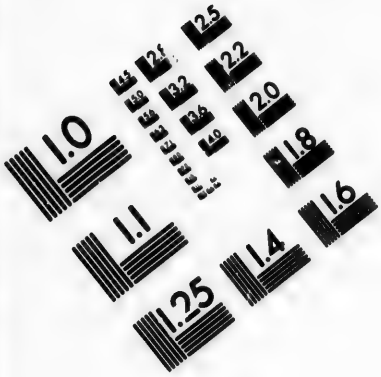
wöhnliche Erscheinung. Doch gilt dies nur von den tiefer liegenden Gegenden, höher auf den Bergen ist das Klima gemäßigt und wegen seiner geringen Hitze der Constitution der Weißen zuträglicher.

In der heißen Jahreszeit sagt das Klima dem Europäer ziemlich zu. Allein ein Sommertag in Europa und auf dem Isthmus — welcher Unterschied! Nacht und Tag sind wegen der Nähe des Aequators fast von gleicher Länge. Kaum hat die Dämmerung begonnen, so geräth alle Welt in Thätigkeit — es ist die Zeit der Geschäfte und körperlicher Erholung. Die Natur steht erquickt da und Tropfen Thau hängen an jeglichem Blatte. Zwischen dem üppigen Flor von Blumen erhebt die stattliche Palme ihr Haupt, glänzende Vögel verbreiten Bewegung und Leben und bilden mit ihrem buntfarbigen Gefieder ein prächtiges Farbenspiel auf dem Azurgrunde des Himmels. Umsonst horcht jedoch des Nordländers Ohr — statt der süßen Melodieen der Nachtigallen und Zeisige kreischen Papageien und Macaos. — Gegen acht Uhr macht sich die Hitze fühlbar und die bekannte Erschlaffung der tropischen Zone ergreift Alles. Je weiter der Tag vorrückt, desto fühlbarer wird die Hitze: die Blätter senken sich, es schweigt der eintönige Ruf, den die Waldtauben des Morgens hören lassen, die Bewohner flüchten sich vor den brennenden Strahlen in das Innere der Häuser und ergeben sich der Ruhe — tiefe Stille wie um Mitternacht herrscht überall. Nach und nach läßt die Hitze wieder ab; die Luft wird frischer und ein kühler Abendwind ruft neues Leben hervor. Die Wälder erglänzen jetzt von Feuerwürmern, Heuschrecken zirpen und hier und dort sitzt eine Gruppe Menschen kosend und scherzend beisammen. Doch Nichts ist

dem Anblicke vergleichbar, der sich darbietet, wenn der Mond sein Silberlicht über das mächtige Grün der Tropenwelt gießt; alle Beschwerden des Tages, alle Plagen der Hitze und Erschlaffung werden über diesem Schauspiele vergessen. Solche Nächte lassen sich nicht beschreiben — sie sind der Inbegriff äquinoctischen Lebens.

Die Winde haben meist den Charakter von gemäßigten Brisen; selten sind sie heftig und von Orkanen weiß man nichts. Während der nassen Jahreszeit sind sie veränderlich, indeß gemeinlich von S. oder S. W.; an der Küste nehmen sie einige Regelmäßigkeit an, indem sie während der Nacht vom Lande und während des Tags von der See wehen. Windstillen herrschen oft Tage lang. In der heißen Jahreszeit herrscht N. W.-Wind vor; er weht regelmäßig, mit größerer oder geringerer Kraft, und wechselt nur ab und zu um wenige Punkte des Compaß. Er hält bis Ende April an, dann wird er weniger beständig, wechselt mit Windstillen und veränderlichen Winden und hört mit Anfang Mai auf. Wasserhosen kommen an beiden Küsten vor, besonders während der nassen Jahreszeit.





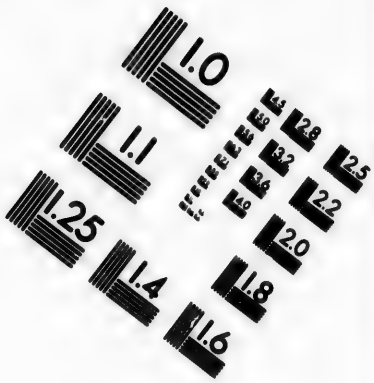
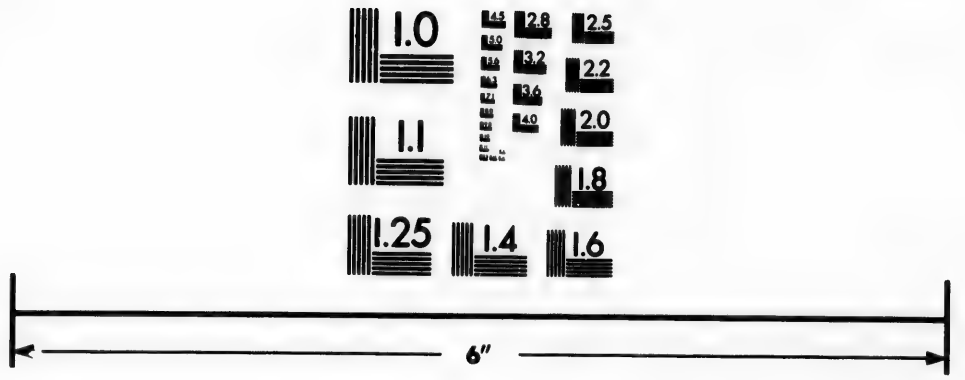


IMAGE EVALUATION TEST TARGET (MT-3)



Photographic Sciences Corporation

[illegible] WEST MAIN STREET
WEBSTER, N.Y. 14580
(716) 872-4503

Capitel XVI.

Flora und Fauna des Isthmus von Panama. — Beschaffenheit und Charakter der Vegetation. — Nützliche, schädliche und Zierpflanzen. — Thiere. — Ackerbau.

Die Beschaffenheit der Flora ist verschiedenartiger, als die Gleichmäßigkeit des Klimas und die Bodenbeschaffenheit erwarten läßt. Die Seeküste und die Gegenden, welche unter dem Einflusse des Fluthwechsels und der unmittelbaren Ausdünstung des Meeres stehen, bringen eine völlig eigenthümliche Vegetation hervor, die sich im Allgemeinen durch lederartiges, glattes Laubwerk und dickränderige Blätter charakterisirt. An allen sumpfigen Orten, welche im Spiegel des Meeres liegen, herrschen undurchdringliche Dickichte, die faule Dünste aushauchen und die umliegende Gegend verpesten. Hier und da sind große Striche mit Guagara de puerco (Acrostichum aureum, Linn.) bedeckt, dessen Schüsse bis 10′ Höhe erreichen. Myriaden von Moskitos und Sandfliegen erfüllen die Luft; große Alligatoren sonnen sich am morastigen Ufer, wo sie ohne Regung liegen und mit ihren großen Augen ausschauen, und ins Wasser schlüpfen wenn Jemand sich nahet. Die Austrocknung dieser schrecklichen Moräste ist fast unmöglich: Avicennias mit ihren spargelartigen Wurzelstöcken schicken zahllose junge Schüsse in die Höhe, wenn der Mutterstamm fiel; Rizophoras entsenden nach allen Richtungen ihre langen

Luftwurzeln, die bald den Boden erreichen und die Zweige des Baumes vor dem Sinken bewahren, indeß die Erdwurzeln sich hoch aus ihrer ursprünglichen Lage erheben. Zu Panama, wo die Fluth eine Höhe von 22 Fuß erreicht, stehen diese Bäume häufig unter Wasser; die wogende Brandung wäscht ihre Krone, ohne daß ihr Gedeihen darunter zu leiden scheint. Die Natur hat für diesen Baum mit großer Vorsicht gesorgt; der Same des Rhizophoras keimt, während die Frucht noch am Baume sitzt; erst wenn der Keim einige Zoll lang getrieben hat, fällt er als junge Pflanze in den Morast nieder. So weit die Flüsse der Ebbe und Fluth unterworfen, sind sie mit Manglebäumen besetzt, von denen der Rhizophoras, der höchste, den Eingebornen als Merkzeichen dient, um ihre Canoes zwischen den Untiefen durchzubringen, weil er stets an der Seite wächst, wo das Wasser am tiefsten ist. Im Sande der Seeküste wächst Ipomaea pes-caprae in wilder Ueppigkeit, deren Ausläufer oft über 200 Fuß lang sind. Höher hinauf, wo der Boden fester wird, sind Wälder von Cocusnußpalmen, giftigen Manzanillobäumen und stacheligen Prosopises und Pitajayas, oder Dickichte von Crescentia cucurbitina und Paritium tiliaceum.

Ganz anders ist die Vegetation der Savannen. Der ebene oder leicht gewellte Boden ist den größten Theil des Jahres hindurch mit Rasen vom glänzendsten Grün bedeckt. Hier und dort sprießen Gruppen von Bäumen oder Büschen, silberne Bäche, Viehheerden, Rudel Rothwild und die vereinzelten Hütten der Eingeborenen beleben die Scene, welche durch den Mangel der Palmen und Farnbäume eher den Charakter eines europäischen Parks hat, als das Ansehen

eines Landſtrichs des tropiſchen Amerika. Der Raſen iſt überall dicht wie in einem engliſchen Garten, und enthält außer zahlloſen Arten von Gräſern manche zierliche Papilionaceae, Polygaleae, Gentianeae und Violaceae; die Sinnpflanze (Mimosa pudica, Linn.), die an einzelnen Stellen vorherrſcht, ſchließt ihre zarten Blätter, wenn ſich ein harter Fußtritt naht. Die Baum- und Gebüſchgruppen, über welche Garumos und Pavas ihr breites Laubwerk erheben, beſtehen aus Myrtaceae, Melastomeae, Chrysobalaneae, Papilionaceae, Verbenaceae, Compositae, Dilleniaceae, Anonaceae, Malphigiaceae und Acanthaceae und ſind überzogen mit Convolvulaceae, Aristolochiae, Apocyneae und anderen Schmarotzer- und Schlingpflanzen. Orchideae finden ſich in Maſſe in der Nähe von Flüſſen, wo die Bäume im buchſtäblichen Sinne damit beladen ſind. Die Vanille (Vanilla, sp.) wuchert in Maſſe auf den Stämmen junger Bäume und belaſtet ſie oft ſo ſchwer, daß ſich dieſelben unter ihr beugen. Die Chumicales oder Gruppen von Sandpapierbäumen (Curatella americana, Linn.) bilden wunderliche Züge in der Landſchaft; ſie erſtrecken ſich über ganze Diſtricte und beurkunden durch ihre Anweſenheit einen von Eiſen getränkten Boden. Sie erreichen gegen 40 Fuß Höhe, haben gekrümmte Zweige — eine Annäherung zu dem gewundenen Ausſehen des Stammes — und ihre papierartigen Blätter machen bei Säuſeln des Windes ein raſſelndes Geräuſch, welches ſehr an einen europäiſchen Herbſt erinnert, wenn der Nordwind die Blätter von den Bäumen peitſcht.

Wälder bedecken übrigens zwei Drittheile des ganzen Gebiets. Die hohen Bäume, das dichte Laubwerk und die zahlloſen Schmarotzer- und Schlingpflanzen wehren den Son-

nenſtrahlen den Zugang und verbreiten eine Dunkelheit, die unerträglich iſt, da ſie alle übrigen Gegenſtände vor dem Auge verbirgt. Der Regen iſt ſo häufig und die Feuchtigkeit ſo groß, daß ein Verbrennen dieſer Wälder rein unmöglich iſt — ein ſchneidender Gegenſatz zu den gemäßigten Gegenden, wo ein Feuer oft in kurzer Zeit ausgedehnte Waldungen in Aſche legt. Blumen ſind im Verhältniß zu der Maſſe von Bäumen ſpärlich, und in keiner Hinſicht findet ſich der Europäer mehr getäuſcht. Weil er in ſeinen Gärten nur die auserleſenſten und prächtigſten Blumen zieht, welche die Sonnengegenden hervorbringen, weil er in Gewächshäuſern die Abtheilung der Tropenwelt in einer Zuſammenſtellung ſieht, die eher dem Bilde eines Feenlandes als ſublunariſcher Gegenden gleicht, und weil er die ſtark aufgetragenen Schilderungen lieſt, womit manche Reiſende ihre Mittheilungen ausgeſchmückt haben: ſo hat ſich ſeine Einbildung ein Gemälde von den äquinoctiſchen Gegenden entworfen, welches von der Natur mit einem Schlage verwiſcht wird. Die Espave (Anacardium Rhinocarpus, DC.) und der Corotu (Enterolobium Timboüva, Mart.) gehören zu den rieſigſten Bäumen und erlangen eine Höhe von 90 bis 130 Fuß bei einem Umfange von 24 bis 30 Fuß. Man kann keinen beſſeren Begriff von ihrer Größe bekommen, als wenn man in den Hafen von Panama geht, wo Schiffe von 12 Tonnen Laſt ankern, die aus einem einzigen Stamme gemacht ſind. Die Wälder beſtehen zuweilen aus einer Art von Bäumen; allein im Allgemeinen ſind ſie aus verſchiedenen Arten zuſammengeſetzt, von denen die häufigſten zu den Sterculiaceae, Tiliaceae, Mimoseae, Papilionaceae, Euphorbiaceae, Anacardiaceae, Rubiaceae, Myrtaceae und Melastomeae gehören; dieſe

und das häufige Vorkommen der Palmen, Farnbäume, Scitamineae und Aroideae geben den Waldungen den ächten tropiſchen Charakter.

Berge über 2000 Fuß, hauptſächlich im weſtlichen Veraguas gelegen, beſitzen eine Vegetation, die in mancher Beziehung derjenigen der mexikaniſchen Hochlande gleicht; auf ihnen ſind die Formen der heißen Zone harmoniſch mit denen der gemäßigten Himmelſtriche vermengt. Erlen und Brombeeren findet man neben Fuchſias und Salvias; die Himbeere wächſt mit Lupinen und Ageratums zuſammen; Eichen und Palmen ſtehen vermengt und große Blumen ſind in Fülle vorhanden. Die vorkommenden Gattungen ſind: Styrax, Rondeletia, Salvia, Lopezia, Fuchsia, Centradenia, Ageratum, Conostegia, Lupinus, Hypericum, Freziera, Galium, Smilax, Euphorbia, Rhopala, Equisetum, Clematis, Chorisia, Verbena, Condaminea, Inga, Solanum, Clethra ꝛc. Die Eichen erreichen, gleich den meiſten tropiſchen Bäumen, kaum mehr als 30 Fuß Höhe und gleichen weder an Umfang noch an Größe den gewaltigen Stämmen, welche unſere heidniſchen Vorfahren verehrten. Ihre Zweige ſind ſchlank und entbehren des knorrigen Aeußern, welches ihren nordiſchen Geſchwiſtern ein ſo maleriſches Anſehen giebt.

Der Iſthmus iſt reich an mediciniſchen Pflanzen. Manche derſelben ſind nur den Eingeborenen bekannt, die ihnen ihre beſonderen Heilkräfte abzulauſchen verſtanden haben. Gegen das Fieber wenden ſie an Chicoria (Elephantopus spicatus, Juss.), Corpachi (Croton), Guavito amargo (Quassia amara, Linn.), Cedron (Simaba Cedron, Planch.), und verſchiedene Gentianeae — krautartige Pflanzen, die unter dem Namen Canchalaques bekannt ſind. Als Reini-

gungsmittel werden gebraucht: Niño muerto oder Malcasada (Asclepias Curassavica, Linn.), Frijolillo (Cassia occidentalis, Linn.), Cañafistola de purgar (Cassia Fistula, Linn.), Laureño (Cassia alata, Linn.), Javilla (Hura crepitans, Linn.) und Coquillo (Jatropha Curcas, Linn.). Brechmittel geben Garriba de peña (Begonia sp.) und Frailecillo (Jatropha gossypifolia, Linn.). Gegen Wunden gebrauchen sie: Chiriqui (Trixis frutescens, P. Br.), Guazimillo oder Palo del soldado (Waltheria glomerata, Presl), und Cope Chico de suelo (Clusia sp.). Antisyphilitisch sind: Cardo santo (Argemone Mexicana, Linn.), Zarzaparilla (Smilax sp. pl.) und Cabeza del negro (Dioscorea sp.). Kühlende Tränke werden bereitet aus Farnkräutern, Calahuala (Goniophlebium attennatum, Presl) und Doradilla de palo (Goniophlebium incanum, Swartz). Gegengifte wider Natternbiß werden gefunden in den Stengeln und Blättern von Guaco (Mikania Guaco, H. B. K.) und dem Samen von Cedron (Simaba Cedron, Planch.). Hautkrankheiten heilt man mit der Rinde von Palo de buba (Jacaranda filicifolia, Don), Nanci (Byrsonima cotinifolia, H. B. K.) und den Blättern von Malva (Malachra capitata, Linn.).

Die gefährlichsten Giftpflanzen sind die Amancay (Thevetia neriifolia, Juss.), Cojon del gato (Thevetia nitida, De Cand.), Manzanillo de playa (Hippomane Mancinella, Linn.), Florispondio (Datura sanguinea, Ruiz et Pav.) und Bala (Gliricidia maculata, Kunth). Von der Manzanillo de playa wird erzählt, daß Personen den Tod fanden, weil sie im Schatten derselben schliefen, und daß der milchartige Saft Blasen auf der Haut ziehe, welche schwer

zu heilen seien. Die erstere Angabe muß zu den Fabeln geworfen und die andere in beschränktem Maße aufgenommen werden. Einige ertragen den Saft auf der Hand ohne die geringste Beschwerde, während Andere die heftigsten Schmerzen davon bekommen; der Unterschied scheint lediglich von der Körperbeschaffenheit bedingt zu sein. Große Vorsicht muß man aber nehmen, die Augen davor zu beschützen; wenn der kleinste Tropfen in dieselben kommt, sind Erblindung und tagelange brennende Schmerzen die Folge; die Ausdünstung des Holzes bringt dieselbe Wirkung hervor. Bei der Ausmessung der darischen Küste erblindete die Mannschaft eines Bootes vom Herald auf mehrere Tage, weil sie mit den Zweigen dieses Baumes Feuer angemacht hatte. Wenn die Eingeborenen von diesem Gifte berührt werden, so waschen sie die Stelle sogleich mit Salzwasser. Dieses Gegenmittel ist das wirksamste und leicht zu haben, da der Manzanillo nur in der Nähe des Oceans wächst. Es ist behauptet, daß die Indianer des Isthmus ihre Pfeile in den Saft des Manzanillobaumes getaucht hätten. Dagegen sprechen folgende Gründe: Erstens ist das Gift, gleich dem aller Euphorbiaceae, äußerst flüchtig; wie gewaltig seine Kraft auch im frischen Zustande ist, sie verliert sich schnell; sodann ist selbst das frische Gift nicht stark genug, um den Tod eines menschlichen Wesens herbeizuführen, da ja, wie oben erwähnt, manche Constitutionen es ohne die geringste Beschwerde ertragen. Die Sache scheint danach ungegründet zu sein und es ließe sich eher annehmen, daß die Indianer gleich den Bewohnern von Guiana ihr Gift aus zwei Arten von Strychnos nahmen, welche durch ganz Panama und Darien verbreitet sind. Die Frucht von Amancay (Thevetia neriifolia, Juss.) wird

gleichfalls für höchst giftig gehalten, doch scheinen ihre gefährlichen Eigenschaften überschätzt zu sein, denn in Panama lebt ein Herr, der als Knabe vier von diesen Früchten aß, ohne andere Wirkung als bloßes Bauchgrimmen zu erfahren. Die Blätter von Bala, oder wie die Pflanze auch heißt, Madera negra (Gliricidia maculata, Kunth), werden als Rattengift gebraucht. Die Florispondio (Datura sanguinea, Ruiz et Pav.) scheint allenthalben eine erste Stelle im Gebiete des Aberglaubens der tropischen Gegenden Amerikas eingenommen zu haben und noch gegenwärtig zu behaupten. Die Indianer von Darien wie von Choco bereiten einen Trank aus den Samenkörnern derselben, welchen sie ihren Kindern eingeben. Diese werden dadurch in einen aufgeregten Zustand versetzt, in dem sie die Gabe haben sollen, Gold zu entdecken. An der Stelle, wo der unglückliche Patient endlich niederfällt, wird angefangen zu graben, und da der Boden fast überall mit Goldstaub gesegnet ist, so erhält man immer eine größere oder geringere Menge. Um den üblen Wirkungen des Giftes vorzubeugen, wird saures Chicha de Maiz, Bier aus Mais, angewendet.

Manche der dortigen Pflanzen liefern eßbare Früchte, die meistens von köstlichem Geschmack sind. Einige wilde Erzeugnisse dienen als Gemüse. Marathrum foeniculaceum, H. B. K., eine Pflanze, die dem feineren Seegras ähnlich sieht und an den meisten Flüssen von Veraguas wächst, wird von den dortigen Bewohnern so hoch geschätzt, daß sie dieselbe Passe-carne, d. h. so gut als Fleisch, nennen. Wirklich haben die gekochten jungen Stengel derselben einen vortrefflichen Geschmack, welcher an wälsche Bohnen erinnert. Die Blätter von Naju de espina (Peirescia Bleo, De Cand.) werden

roh und abgekocht als Salat gegessen, wie in Mexiko die jungen Zweige einiger Arten Opuntias. Sie bilden in Gegenden, wo Boden und Klima dem Anbau des Lattichs viele Hindernisse entgegensetzen, einen erträglichen Ersatz für dieses Gewächs. Das Laub von Col de Nicaragua (Jetropha multifida, Linn.) dient ebenfalls der Küche, da es gleich den meisten Euphorbiaceae seine giftigen Eigenschaften durch Kochen verliert. Der Same von Chigua (Zamia Chigua, Seem.), einer Pflanze, die in der Nähe von Chirambira häufig vorkommt, wird zu Brei gekocht, mit Milch und Zucker versetzt und so gegessen; auch eine Art Brod wird daraus bereitet. Als Gewürz der Speisen dienen verschiedene Pflanzen. Die rothen Beeren von Malagueto chico oder Malagueta hembra (Xylopia frutescens, Aubl.) vertreten, namentlich bei den Negern, die Stelle des Pfeffers. Die Früchte der Vainilla (Vanilla sp.) und Vainilla chica (Sobralia sp.) dienen a[illegible]rze von Confect, Chocolate und Pudding. Die Blätter von Coronjil (Ocimum), ein gemeines Kraut, werden zerhackt und ersetzen unsere Petersilie. Das wichtigste Gewürz der panamanischen Küche ist jedoch Culantra (Eryngium foetidum, Linn.); es giebt den Speisen einen Geschmack, der dem Fremden durchaus nicht mundet; allein die dortigen Bewohner können sich desselben nicht begeben und sind ganz unzufrieden, wenn aus Versehen ihr Lieblingsgewürz an Suppe und Sancoches vergessen wurde.

An vortrefflichem Bauholz und Nutzholz für Tischler ist Ueberfluß vorhanden. An Färbeholz erzeugt das Land einiges: Gelb liefert das Holz von Macano (Diphysa Carthaginiensis, Jacq.), Scharlach die Blätter von Hojita de teñir (Lundia Chica, Seem.), Blau die Zweige von Añil silvestre

(Indigofera Anil, Linn.), Violett die Frucht von Jagua (Genipa), Roth das Mark von Bija oder Achotte (Bixa Orellana, Linn.) und Schwarz die Samenkörner von Ojo de venado (Mucuna sp. pl.). Eine braune Farbe ließe sich mit Dichromena pura, Nees v. E., erzielen, die in den Savannen häufig ist und auf Baumwolle und Leinwand Flecken erzeugt, wie sie der Rost eines Eisennagels verursacht, woher der Landesname der Pflanze Clana, Nagel. Die Indianer von Süddarien malen ihr Gesicht mit einer Farbe, die sie aus Bixa Orellana, Linn., erhalten und die sie selbst Bija nennen. Die Scharlachfarbe der Hangematten von Veraguas kommt nicht von der Purpurmuschel (Purpura patula, Lam.), wie die Leute in Panama behaupten, sondern von den Blättern der Lundia Chica.

Die Seilerarbeit, deren sich die Bewohner des Isthmus bedienen, kommt nur von einheimischen Pflanzen. Die besten und längsten Seile werden aus der Faser von Corteza (Apeiba Tibourbou, Aubl.) bereitet. Ein bräunliches Strickwerk, das leicht von Feuchtigkeit angegriffen wird, vermuthlich weil der Baum, welcher das Material liefert, salzige Eigenschaften hat, wird aus Majagua de playa (Paritium tiliaceum, Adr. Juss.) gesponnen. Der Barrigon (Pachira Barrigon, Seem.) und der Malagueto hembra (Xylopia frutescens, Aubl.) liefert ebenfalls eine Faser für Taue. Die Hangematten von Veraguas kommen von der Faser des Cabuya (Agave sp.) und einer Palme, welche Chonta genannt wird. Eine starke Faser geben die Blätter von Pita de zapateros (Bromelia sp.), sie wird von verschiedenen Indianerstämmen wie der Flachs bearbeitet und zu Säcken oder Chacaras verwebt; die Schuhmacher bedienen sich ihrer viel

als Faden. Der Baſt des Cucua oder Namagua bildet ein dichtes Gewebe von ordentlichen, natürlichen Matten, welche die Eingeborenen in Waſſer weichen, klopfen und zu Kleidungsgegenſtänden, Betten und Stricken verarbeiten oder auch als Segel für ihre Canoes verwenden. Die Matten, auf welchen die ärmeren Claſſen ſchlafen, werden aus der Faſer von Platanenblättern (Musa paradisiaca, Linn.) verfertigt.

Zahlreiche vegetabiliſche Subſtanzen dienen zu verſchiedenem Gebrauch. Ein Aufguß auf Blätter des Tè (Corchorus siliquosus, Linn.) wird ſtatt Thee getrunken; eben ſo gebraucht man die Blätter von Freziera theoides, Swartz, ein Geſträuch, das an dem Vulkane von Chiriqui gemein iſt. Die Luftwurzeln von Zanora (Iriartea exorrhiza, Mart.), die mit vielen Stacheln beſetzt ſind, werden als Reibeiſen gebraucht und wenn ſie auch nicht ſo gut ſind als künſtliche, ſo muß ihnen doch in einer Gegend, wo die Feuchtigkeit der Luft Metall leicht roſtig macht, der Vorzug zuerkannt werden. Die Eingeborenen bedienen ſich ihrer vorzugsweiſe zum Zerreiben der Cocosnüſſe, die mit Reis gekocht ihr Lieblingsgericht ſind. Die Blätter von Papayo (Carica Papaya, Linn.) dienen ſtatt Seife. Das Holz des Balsa (Ochroma Lagopus, Swartz), welches weich und leicht wie Kork iſt, dient zum Verſchluß der Flaſchen; die nie verſinkenden Boote, welche bei der Entdeckung voll Südamerika das große Erſtaunen der erſten Abenteurer erregten, waren daraus gemacht und werden noch jetzt verfertigt. Die Früchte von Palo de velas oder Kerzenbaum (Parmentiera cereifera, Seem.) liefern Viehfutter. Die Wolle verſchiedener Sterculinaceae, der Balsa (Ochroma Lagopus, Swartz), Ceiba (Eriodendron Caribbaeum, Don), und Barrigon (Pachira Barrigon,

Seem.) wird zum Stopfen von Kissen, Polstern u. s. w. verwandt. Zu Hecken dienen Ortiga (Urtica baccifera, Linn.), Poroporo (Cochlospermum hibiscoides, H. B. et Kth.), Pitajaya (Cereus Pitajaya, De Cand.) und Piñuela (Bromelia sp.). Aus der harten Rinde von Crescentia cujeta, Linn. werden Flaschen, Siebe, Eimer, Löffel und andere Haushaltsgegenstände verfertigt. Um Fische durch Betäubung zu fangen, bedienen sich die Eingeborenen des Saftes von Manzanillo de playa (Hippomane Mancinella, Linn.), der Rinde von Espavè (Anacardium Rhinocarpus, De Cand.) und der Blätter von Barbasco (Ottonia glaucescens. Miq.). Oel wird gewonnen aus der Frucht von Corozo colorado (Elais melanococca, Gaertn.), und Wein, Weinessig, Lebensmittel, Wohnung, Kleidung und eine Menge anderer Lebensbedürfnisse liefern die verschiedenen Palmarten, welche das Land erzeugt. Die Blätter von Chumico (Curatella Americana, Linn.) und Chumico bijuco (Davilla lucida, Presl) dienen zum Putzen des Eisens und zum Poliren und Scheuern des Holzes; sie vertreten vollkommen das Sandpapier. Vom Jipijapa (Carludovica palmata, Ruiz et Pav.) werden die weit bekannten Panamahüte verfertigt.

Ferner fehlt es der Flora nicht an Pflanzen, welche durch ihre Schönheit, Seltenheit oder seltene Bildung Aufmerksamkeit verdienen. Die Espiritu Santo oder Heiligengeistblume (Peristeria elata, Hook.), deren Blüthen einer Taube ähnlich sehen, wird gleich einem andern Orchisgewächs, Flor de semana santa, mit religiöser Verehrung betrachtet und eifrig aufgesucht, wenn die Zeit ihres Flors da ist. Die Biura (Petraea volubilis, Jacq.) ist von solcher Schönheit, daß man sich nur eine sehr ungenügende Vorstellung davon

machen kann, wenn man sie nur in Herbarien gesehen hat. Es läßt sich nichts Reizenderes denken, als der Anblick ganzer Baumgruppen, die mit den langen blauen Trauben dieser Schlingpflanze bedeckt sind. Der Palo de buba (Jacaranda filicifolia, Don) ist ebenfalls eine Pflanze, welche die Feder des Poeten und den Pinsel des Malers zu entzücken vermag: wenn sich dieser edle Baum an dem Ufer der Flüsse aus dem dunkeln Laube einer üppigen Vegetation erhebt und seine großen Rispen in die Luft streckt, so wird man unwillkürlich gebannt und läßt den Blick eine Weile voll Staunen und Bewunderung darauf haften. Die Zahl der Pflanzen, welche köstliche Düfte ausathmen, ist ebenfalls so groß, daß sich lange Listen davon anführen ließen.

Amerika wird im Allgemeinen in zwei zoologische Provinzen eingetheilt, die von einander durch die mexikanische Hochebene geschieden werden. Daß diese Eintheilung bezeichnend sei, darüber ist wenig Zweifel erhoben; doch möchte ich fragen, war oder ist diese Grenze genügend, um die weitere Verbreitung der verschiedenen Arten zu verhindern? Stellen wir uns in die tropische Gegend, so ist es möglich von Guayaquil nach Mazatlan zu gehen, welche Orte als die äußersten Grenzen an der Westküste anzusehen sind, ohne daß mehr als ein geringer Wechsel der Temperatur um einige Grade dazwischen läge und ohne daß sich Berge erhöben, deren physische Beschaffenheit von der des unten liegenden äquinoctischen Gebiets verschieden wäre. Daß hier ein Uebergang stattgefunden hat, erhellt aus dem Vorkommen verschiedener südamerkanischer Arten in Nordamerika, und daß manche Thiere den Isthmus ohne Aufenthalt passirt sind, ist ebenfalls eine Thatsache. Der Armadillo z. B., der unbestreitbar Südame-

rika angehört, wird nirgends in Panama gefunden, aber er erscheint in der Nähe von Mazatlan bei 23° 12′ 0″ N. B. Eben so steht der Annahme nichts im Wege, daß die Wanderung der Thiere, falls dieselbe nicht durch die Nahrung u. s. w. beschränkt wurde, die Hochebene von Mexico bei Seite gelassen hätte, indem sie sich vom Norden den Golf von Californien entlang zog, eine Straße, die nach den neueren Forschungen von den Aztec-Stämmen genommen wurde, als dieselben in die Ebenen von Anahuac zogen *). Der Isthmus aber, der die beiden Continente von Amerika verbindet, vermittelt nicht allein die Verbreitung von Pflanzen, sondern bietet nicht geringere Erleichterung für die Wanderung der Thiere, und ohne diese Uebergangsstraße möchten manche Gattungen und Arten, die gegenwärtig in beiden Continenten gemein sind, wahrscheinlich sich nur auf einen derselben beschränken.

Die Säugethiere sind sehr zahlreich vertreten. Schaaren von Affen, darunter der weißköpfige Cebus hypoleuca, Gray, bewohnen die Wälder. Fledermäuse sind zahlreich: eine Art Vampyr, welche dem Viehe gefährliche Wunden verursacht, ist gemein; Dicliderus Freyreisii, Gray, scheint dem Isthmus eigenthümlich zu sein. Der Jaguar oder, wie die Eingeborenen ihn nennen, Tigre (Felis onca, Linn.) und der Puma (Felis concolor, Linn.), dort Löwe genannt, sind dem Viehe verderblich, greifen aber selten einen Menschen an. Ein graues Opossum (Didelphis sp.), wegen seiner Aehnlichkeit mit einem Eremiten Gato solo genannt, ist häufig. Verschiedene Arten Cornejos oder Eichhörnchen kommen vor.

*) Ich nehme hierin Bezug auf die Forschungen meines Freundes Don Fernando Ramirez in Durango.

Ratten und Mäuse sind allenthalben auf dem Isthmus die Plage der Häuser. Der Gato de pachorra, den man hier und da wahrnimmt, ist ein Faulthier (Bradypus didactylus, Linn.). Sajinos sind häufig, werden aber nur von den Hunden gefressen. Schweine ziehen in Heerden durch die Wälder und werden von den Eingeborenen gefürchtet, welche sich durch die Flucht retten oder auf Bäume klettern, wenn sie denselben begegnen. Der Tapir (Tapirus Americanus, Linn.), von den Bewohnern Panamas Macho de monte, Danta und Gran bestia genannt, ist das größte Landthier der Fauna, doch im Vergleich mit der asiatischen Art (Tapirus Indicus) nur ein Zwerg. Sein Fleisch wird gegessen, ist aber ungesund. Heilsame Kräfte werden der Klaue zugeschrieben, die gegen Gicht angewandt und wovon eine Abkochung von Frauen nach der Niederkunft getrunken wird.

Der einzige Wiederkäuer ist der Venado, eine Art Hirsch (Cervus sp. nov.?), der in den Savannen heerdenweise vorkommt. Sein Geweihe ist nicht einfach wie bei Cervus rufus, Cuvier, der gemein in Peru ist, sondern mit Aesten versehen und getheilt. Der Venado hat ungefähr drei Fuß Höhe und ist jung mit weißen Flecken gezeichnet; diese Farbe geht jedoch bald in hellbraun über. Das Fleisch ist frisch sehr zähe, wird aber zart, wenn es liegt oder mit Papaya abgekocht wird; aus dem Felle bereitet man ein weiches dauerhaftes Leder, woraus Beinkleider für das heiße Klima ungemein geeignet sind. Das Thier ist leicht zu zähmen. Herr J. Agnew in David besaß eines, welches von einer Hündin aufgezogen war und alle Gewohnheiten eines Hundes besaß; es fraß Fleisch, lief ab und zu im Hause und folgte seinem Herrn. Die Bewohner von Veraguas haben eine eigenthüm-

liche Weise, die Venados zu jagen. Der Knochen eines Pelikanflügels wird an dem einen Ende mit einer eigenthümlichen Art Spinngewebe überzogen, worauf sich mit demselben der Schrei eines jungen Thieres so täuschend nachahmen läßt, daß die Alten glauben, ihrem Sprößlinge sei ein Unfall widerfahren, und zu dem Platze hergerannt kommen, wo sie das tödtende Blei erwartet. Die Jäger erlegen an einem Tage oft 12 bis 15 Stück.

Meerschweine und Blackfische sind an den Küsten des Stillen Oceans häufig, und der Manabi oder Seekuh (Trichechus manatus), eine Art kräuterfressende Cetacea, findet sich an der atlantischen Küste. Dies war den Flibustiern wohl bekannt, welche in Zeiten des Mangels sich mit demselben versorgten. Das Fleisch soll dem Rindfleisch an Ansehen und dem Schweinefleisch an Geschmack ähnlich sein. Von der Haut sagt ein alter Schriftsteller, daß sie auf dem Rücken des Thieres zwei Finger dick sei und getrocknet so hart wie Fischbein werde, daß man Stöcke daraus verfertigen könne.

Vögel giebt es in großer Menge. Die Kolibris, Macaos und Papageien sind durch Schönheit und Glanz des Gefieders ausgezeichnet; Tauben, Rebhühner und Truthähne durch den Wohlgeschmack ihres Fleisches, während die Galinazos (Discolophus cristatus), Pelikane und andere durch Eigenthümlichkeit der Bildung und des Habitus die Aufmerksamkeit fesseln.

Reptilien sind sehr zahlreich. Die Schalen der Schildkröte bilden einen Handelsartikel. Zur Zeit der Entdeckung des Landes empfanden die Spanier einen großen Widerwillen gegen die Iguanas (Lacerta iguana, Linn.) und ekelten sich, als sie dieselben von den Wilden essen sahen. Dieser Wider-

willen ist verschwunden; sowohl die Eier als das Fleisch gelten für Leckerbissen. Dies ist nicht das einzige Beispiel veränderten Geschmacks: eine andere Sitte der Indianer war ja auch der Gebrauch des Tabacks; auch dieser wurde verabscheut, und gegenwärtig bedient sich Niemand desselben mehr als die Spanier und ihre Abkömmlinge. Alligatoren sind in Menge an den Mündungen der Flüsse; einige derselben erreichen eine Länge von 14 bis 18′. Ihre Begierde, Menschen anzufallen, ist oft angeführt, allein man darf mit besserem Grunde annehmen, daß sie feige sind, gleich den meisten Thieren, die zum Eidechsengeschlechte gehören. Ich habe nur von einem Falle gehört, daß Jemand von ihnen gebissen sei, und dies geschah in der Nacht, als derselbe durch einen kleinen Fluß wadete. In dem Rio Grande von Panama erblickt man Kinder, die rings von Alligatoren umgeben sich baden; wären die Thiere wirklich so gefräßig, wie man behauptet, so würde ein solches Wagniß wohl unterbleiben.

Es kommen sowohl Land- als Seeschlangen vor; erstere haben zuweilen 18′ Länge. Die Coral, mit scharlachrothen und schwarzen Ringeln, die Vivora, schwarz und braun gefleckt, und die Voladora, oder fliegende Schlange, von lebhafter grüner Farbe, werden für die giftigsten gehalten. Die Voladora lebt auf Bäumen und schlingt sich mit Geschwindigkeit von Zweig zu Zweig, so daß es scheint, als ob sie flöge, woher der Name entstanden ist. Ehe die Heilkraft des Cedron bekannt war, kam mancher Todesfall durch Schlangenbiß vor; das Volk pflegte bis dahin — und in manchen Gegenden geschieht dies noch — einen Alligatorzahn als Talisman am Halse oder Beine zu tragen. Mir kam ein Knabe vor, der zwei Stunden, nachdem er gebissen war, den Geist

aufgab; am Abende war der Körper so stark aufgeschwollen, daß er das Doppelte des frühern Umfangs erreicht hatte; der Anblick war schrecklich. Die größte Vorsicht ist daher nöthig; glücklicherweise empfindet man die Anwesenheit einer Schlange, ehe man dieselbe hört oder sieht. Die Eingeborenen schreiben dies einem eigenthümlichen Geruche dieses Reptils zu, allein da die Europäer diesen Geruch nicht kennen und doch die Anwesenheit des Thieres empfinden, so muß es einer Ursache zugeschrieben werden, die erst noch zu ermitteln ist. Kröten und andere froschartige Thiere sind in der nassen Jahreszeit überaus zahlreich. Eine sehr kleine Art, die sehr schön mit Schwarz und Roth gefleckt ist, soll von den Indianern zu Giftpfeilen benutzt worden sein. Der Menge der Kröten um Portobelo ist oft gedacht: „So ungeheuer ist ihre Zahl nach einem Regen," schreibt J. A. Lloyd, „daß das Volk meint, die Regentropfen verwandelten sich in diese Thiere" („de cado goto viéne un sapo"); und selbst Gebildetere behaupten, daß die Eier sich mit der Ausdünstung der benachbarten Sümpfe erhöben und von dem Regen in die Stadt geführt und daselbst ausgebrütet würden. Der bedeutende Umfang dieser Thiere — manche sind 4—6" groß — beweist immerhin ihr schnelles Wachsthum unter günstigen Umständen. Nach einer Regennacht ist die Straße ganz mit ihnen bedeckt, so daß es unmöglich ist, einen Schritt zu thun, ohne auf sie zu treten.

Der Reichthum an Fischen, besonders in der Bai von Panama, gab Veranlassung zu dem Namen „Panama" oder „Platz, wo viele Fische sind". Der Markt der Hauptstadt ist überfüllt, besonders mit Stockfischen, Delphinen, Steinbolk, Zungen, Katzenfisch, Bonit und jungen Haifischen. Seeteufel,

Haifiſche (zuweilen 30′ meſſend) und verſchiedene andere Gattungen umſchwärmen die Küſte. Auch die Flüſſe ſind reich an Fiſchen. Um dieſelben zu fangen, geſellen ſich mehrere Indianer zuſammen und ziehen an einer ſeichten Stelle ein Netz quer durch den Fluß; mit Schlägen auf das Waſſer und lautem Geſchrei treiben ſie die Fiſche gegen das Netz. Die gefangenen Fiſche werden durch Schläge getödtet und in ein Boot geworfen, welches zu dieſem Zwecke in der Mitte des Fluſſes hält. Eine einfachere Weiſe iſt die Betäubung der Fiſche mit dem Saft von Manzanilla (Hippomane Mancinella, Linn.), der Rinde von Espavè (Anacardium Rhinocarpus, De Cand.) oder den Blättern von Barbasco (Ottonia glaucescens, Miq.). Ein Netz wird von Ufer zu Ufer gezogen und jene Gegenſtände in das Waſſer geworfen. Die Wirkung iſt überraſchend. Augenblicklich erſcheint der Fiſch auf der Oberfläche und wird gegen das Netz getrieben. Das Geſetz verbietet indeß dieſe Art des Fiſchfanges mit ſcharfer Strafe, weil nicht allein die Flüſſe dadurch entvölkert werden, ſondern auch Krankheiten unter den Leuten entſtehen, welche ſich des Flußwaſſers zu häuslichen Zwecken bedienen.

Muſcheln giebt es in großer Mannigfaltigkeit und Schönheit; ſie gehören zu den Gattungen Arca, Avicula, Buccinum, Cancellaria, Cerithium, Chiton, Clavagella, Columbella, Conus, Corbula, Cypraea, Harpa, Marginella, Murex, Neaera, Nucula, Oliva, Ostraea, Patella, Pecten, Phos, Pinna, Purpura, Pyrula, Scalaria, Solarium, Terebra, Triton, Trophon und Venus. Arten von Arca und zwei Auſternarten werden gegeſſen; Purpurfarbe liefert Caracolilla (Purpura patula, Linn.) und Perlen erzeugt Avicula margaritifera, Bruguière. Perlauſtern ſind gemein an der

ganzen Küste des Stillen Oceans, doch am häufigsten in der Bai von Panama. Balbao war der erste Europäer, der — bei der Entdeckung der Südsee 1513 — von ihrem Dasein hörte, als der Kazike Tamaco ihn mit mehreren Perlen beschenkte. Gleich darauf begann die Perlenfischerei und dauert bis heute. Sie ist gegenwärtig freies Gewerbe. Ein Taucher erhält außer seinem Lebensunterhalt monatlich 15 Dollars; er vermag, wenn er glücklich ist, mit jedem Male ein Dutzend Muscheln heraufzubringen, von denen er vier mit den Fingern der linken Hand, die übrigen acht mit dem gekrümmten Arme derselben Seite hält. Die rechte Hand bleibt frei, um die Muscheln vom Felsen zu lösen. Die Taucher klagen über die Aguamalas oder Seenesseln von der Species Medusa, die heftige Schmerzen verursachen, wenn sie den Körper berühren; die größte Furcht aber haben sie vor den Haifischen, die ihnen oft Verderben bringen. Kaum in dem zehnten Theile der Muscheln werden Perlen gefunden und von diesen sind wiederum viele grau oder unförmig und deshalb von geringem oder gar keinem Werthe. Die Perlen werden nach Gewicht bezahlt und unterscheiden sich im Werthe nach der Gestalt und Farbe. Eine der größten und vollkommensten, die vielleicht an der Küste des Isthmus gefunden worden, lieferten die Paredes-Inseln; dieselbe ist gegenwärtig im Besitze des Herrn James Agnew zu David; sie hat $^3/_4$ Zoll im Durchmesser und ist völlig rund. Die Perlenmuscheln bilden einen gewinnreichen Handelsartikel und werden viel von französischen Schiffen gesucht. Die Weichthiere derselben werden auf Fäden gezogen, an der Luft getrocknet und gegessen. Vor etwa 30 Jahren sandte eine englische Gesellschaft eine Taucherglocke her, die jedoch den Erwartungen nicht entsprach. Die Kosten

der Ausrüſtung waren zu groß und die Muſcheln liegen nicht in Bänken, wie das in der Regel der Fall iſt, ſondern zerſtreut zwiſchen Felſen und auf dem unebenen Grunde. Die wellenförmige Beſchaffenheit des letzteren und ein ſtarker Strom im Waſſer erlauben nicht, die Taucherglocke mit Sicherheit und Nutzen niederzulaſſen.

Krabben, Krebſe und Garnelen lohnen die Mühe des Suchers. Spinnen und Scorpione ſind häufig; der Biß der letztern verurſacht große Schmerzen, die verwundete Stelle ſchwillt auf und verurſacht zuweilen leichte Fieber. Garrapatas (Ixodes sp.), welche in den Wäldern ſchwärmen, ſind eine Plage für Menſchen und Thiere. Sie heften ſich faſt an alle Theile des Körpers und laſſen ſich nur mit einem Federmeſſer oder durch Waſchen mit Spiritus entfernen. Die trockene Jahreszeit iſt ihrer Entwickelung am günſtigſten; während der Regenzeit ſind ſie weniger häufig, allein dann treten Coloraditas in ihre Stelle, ganz kleine rothe Inſekten, von denen es auf raſigen Flächen wimmelt. Die Schmerzen, die ſie verurſachen, indem ſie in die Haut dringen, ſind ſo heftig, daß ſie als die größte Plage des Iſthmus angeſehen werden können. Der Nigua, oder Zecke (Pulex penetrans, Linn.), ein anderes unerträgliches Inſekt, das in die zarteren Theile der Füße, unter die Nägel, zwiſchen die Zehen u. ſ. w. dringt, findet ſich hauptſächlich auf den höheren Bergen. Sein Geſchlechtsverwandter, der gemeine Floh (Pulex irritans, Linn.), und mehreres andere Geſchmeiß der kälteren Gegenden ſind glücklicherweiſe ſelten. Käfer ſind nicht zahlreich, allein die vorkommenden ſind ſehr ſchön. Die aasfreſſenden Käfer ſind ſpärlich, dagegen diejenigen, welche von vegetabiliſchen Gegenſtänden leben, deſto zahlreicher — wohl eine Folge der raſchen

Auflöſung, welcher animaliſche Subſtanzen hier unterliegen. Manche der Käfer leuchten. Der Cocullo giebt ein ſo glänzendes Licht, daß man dabei leſen könnte. Die Weibchen verſammeln ſich in den Zuckerpflanzen, um ihr Haar für den Abend zu ſchmücken, wo dieſe Thiere wie Diamanten ſchimmern. Myriaden von Leuchtkäfern ſchwärmen in den Wäldern, darunter verſchiedene Arten von Schaben (Blatta sp. pl.), Heuſchrecken (Mantis sp.) und manche andere Orthoptera, zwiſchen denen verſchiedene Arten von Grillen. Eine Grille, Cigarro von den Eingeborenen genannt, erreicht eine Länge von 6 Zoll und iſt wahrſcheinlich die größte dieſer Art. Die Gorgojo (Cicada sp.) hat die Eigenthümlichkeit, daß ſie einen Ton von ſich giebt, der dem Geziſch der Schlange nicht unähnlich iſt, ſo daß Fremde leicht dadurch getäuſcht werden. Als zu Coyba einer der Officiere des Dampfers S*** eine Strecke in den Wald gegangen war, um nach Wild zu ſuchen, machte ihn auf einmal das Ziſchen von Schlangen ſtutzen; er rannte zurück nach der Küſte und hatte es ſo eilig, das Offene zu gewinnen, daß er ganz athemlos eintraf. Die Urſache des Ziſchens wurde bald ermittelt und der kühne Waidmann mußte einige Tage den Spott ſeiner Gefährten hinnehmen. Der Neuroptera, Waſſerjungfern und Ameiſen ſei ebenfalls Erwähnung gethan. Der Arriero (Atta sp.) iſt ungefähr einen Zoll lang und ein Verderben für die Pflanzungen; er macht regelmäßige Wege, die zuweilen eine bis zwei Meilen lang ſind und überall ſieht man ihn Stücke von Blättern, Blumen und andern Gegenſtänden ſchleppen, die meiſtens ſeine eigene Schwere weit übertreffen. Eine Honigbiene findet ſich häufig, die ſtachellos iſt und deren Vorräthe ſich daher leicht plündern laſſen. Schmetterlinge erſcheinen

beim Beginn der naſſen Jahreszeit in großer Menge; einige darunter ſind freilich von ausgezeichneter Schönheit und Größe, allein im Allgemeinen ſind ſie klein und entbehren der Farbenpracht, an welche das Auge in den tropiſchen Gegenden gewöhnt iſt. Moskitos und Sandfliegen ſind eine Geißel der Seeküſte, im Innern jedoch weniger zahlreich. Eines der unerträglichſten Thiere iſt der Gusano del monte oder Guineawurm (Filaria sp.). Er drängt ſich in das Fleiſch, beſonders in der Nähe des Kniees, als ein winziges Geſchöpf, wächſt aber in etwa ſechs Wochen zu der Länge eines Zolls und der Dicke einer tüchtigen Spule. Die Stelle, wo er ſitzt, hat zu Anfang das Anſehen einer leichten Finne, allein allmälig entzündet ſie ſich heftiger und verurſacht Steifigkeit des Beines und heftige Schmerzen. Wenn der Wurm nicht ausgeſchnitten wird, ſo greift er den Knochen an. Unglücklicherweiſe entdeckt man ihn ſelten, bevor er nicht eine erhebliche Größe gewonnen hat, ſondern ſieht die böſe Stelle meiſtens als ein bloßes Geſchwür an, gegen welches man alle Mittel anwendet, nur nicht das richtige.

In einer Gegend wie der Iſthmus, wo die Natur für alle Lebensbedürfniſſe geſorgt hat und die Conſumtion der ſchwachen Bevölkerung kaum bemerkt wird, iſt die Agricultur ihrer vorzüglichſten Triebfeder beraubt und kann nur geringe Fortſchritte machen. Es herrſcht deshalb auf dem Iſthmus überall noch der urſprüngliche Zuſtand — unſere Vorfahren können kaum roher gelebt haben. Ein Spaten iſt ein Wunderding, von einem Pfluge hat man nie gehört; die einzigen Geräthe zur Umwandlung der Wälder in Feld ſind Axt und Machete oder Schneidemeſſer. Man wählt einen Platz, den man bebauen will, im Walde aus, lichtet ihn durch Fällen

und Verbrennen der Bäume und umzieht ihn mit einer Fenz. Beim Beginn der naſſen Jahreszeit wird das Feld mit Pflanzen beſtellt, indem man mittelſt des Beils einfach ein Loch macht und dahinein den Samen oder die Wurzeln legt. Die ungemeine Hitze und Feuchtigkeit erzeugen ſchnell Leben, die Fruchtbarkeit des Urbodens liefert die Nahrung und ohne weitere Menſchenhülfe kommt die reichſte Erndte von ſelbſt. Derſelbe Platz wird zwei oder drei Jahre hinter einander in derſelben Weiſe beſtellt; dann aber wird der Boden ſo hart und die alten Baumſtumpfe treiben mit ſolcher Gewalt, daß eine neue Stelle ausgewählt werden muß. In den meiſten Gegenden würde dieſe Weiſe nicht angehen, allein in Neu-Granada iſt alles uneingehegte Land gemeinſames Eigenthum, von dem ſich Jeder ſo viel aneignen kann als ihm beliebt, vorausgeſetzt, daß er es künſtlich einhägt, oder ſich Flüſſe, See oder Berge dabei zu Nutze macht. So lange das Land eingeſchloſſen iſt, bleibt es in ſeinem Beſitz; ſobald aber die Fenz zerfällt, wird das Land wieder Eigenthum der Republik. Colonialprodukte, als Zucker, Kaffee, Cacao, Tamarinden u. ſ. w., die mehr Aufmerkſamkeit erfordern, als die Bewohner anzuwenden geneigt ſind, werden nur für den eigenen Bedarf gebauet. Obgleich die Regierung verſucht hat, dieſen Induſtriezweig durch Ausſetzung von Preiſen für den Anbau einer gewiſſen Anzahl von Pflanzen zu heben und obgleich Boden und Klima günſtig ſind, ſo hat doch mit Ausnahme einiger unternehmender Fremden Niemand ein Erhebliches in der Cultivirung des Bodens geleiſtet. Man muß annehmen, daß ſo lange die Bevölkerung ſo gering bleibt, die Höhe der Taglöhne andauern und ein weſentliches Hinderniß für die Anlegung von Pflanzungen in größerem Maßſtabe bleiben wird.

Die wachſenden Cerealien ſind Reis und Mais. Der erſtere wurde von den Spaniern eingeführt, den letzteren kannten die Ureinwohner bereits, welche ihn reichlich anbaueten, um Brod und Chicha, eine Art Bier, daraus zu bereiten. Einige erfolgreiche Verſuche mit Weizen ſind an den Bergen von Veraguas angeſtellt, die ſich ohne Zweifel zu einem ausgedehnten Anbau dieſer Kornart eignen würden. An eßbaren Früchten kann nicht leicht eine Gegend reicher ſein. Die Platane liefert den Bewohnern den Hauptheil ihres Nahrungsbedarfs. Angebaute eßbare Wurzeln ſind Ñame (Dioscorea alata, Linn.), Yuca (Mahinot utilissima, Pohl), Batata oder Camote (Batatas edulis, Chois.), Otò (Arum esculentum, Linn.) und Papas (Solanum tuberosum, Linn.). Mit Ausnahme der Kartoffel werden alle dieſe Pflanzen durch Zerſchneiden der Wurzeln (Knollen u. ſ. w.) vermehrt. Die Lebenskraft dieſer zerſchnittenen Stücke iſt außerordentlich; ſie können wochenlang in Sonne und Regen auf den Feldern liegen, ohne Schaden zu nehmen. Andere vorkommende Vegetabilien ſind Challote (Sechium edule, Swartz), Guineo (Musa sapientum, Linn.), Guandu (Cajanus Indicus, Spr.), Mani (Arachis hypogaea, Linn.), Pepino (Cucumis sativus, Linn.), Sapallo (Cucurbita Melopepo, Linn.), Lechuga (Lactuca sativa, Linn.) und Col (Brassica oleracea, Linn.). Der Lattich und der Kohl werden in den niederen Landſtrichen nur mit Mühe gezogen; ſie bilden niemals Köpfe und ſehen den unſrigen wenig ähnlich. Tomatos (Lycopersicum esculentum, Mill.) und verſchiedene Arten Aji (Capsicum sp. pl.) werden in beträchtlicher Menge gebauet und als Küchengewürze gebraucht.

Hausthiere waren vor der Ankunft der Spanier unbe-

kannt; jetzt ſind ſie ſehr verbreitet, aber ausgeartet, wahrſcheinlich eben ſo ſehr wegen Mangels an Pflege, als in Folge des Klimas. Katzen und Hunde ſind klein und ſchmächtig. Schweine ſind leidlich und werden wegen des Specks gezogen, der für die Küche von Panama unentbehrlicher iſt als die Butter für den europäiſchen Koch. Die Pferde ſind klein und dürr. Ich ſah einmal einen Europäer, dem ein ſolches Pferd angeboten war, daſſelbe unter den Arm nehmen und zur großen Beluſtigung der Umſtehenden in die Höhe heben mit dem Ausrufe: „Hier iſt ein Ding, worauf ein Menſch reiten ſoll!“ Die Farbe der meiſten Pferde iſt grau, oder richtiger greis, und der Preis eines gewöhnlichen Thieres ſteht zwiſchen fünf bis dreißig Dollars. Eſel ſind ſelten im Gebrauch, dagegen ſtehen die Maulthiere ſehr im Werth. Ziegen werden nicht in großer Ausdehnung gezogen; Schafe ſind Gegenſtände, die man zur Seltenheit hält. Ochſen ſind ſo zahlreich, daß es nicht ungewöhnlich iſt, 5—6000 auf einer Wieſe graſen zu ſehen; ihr Preis iſt 12 Dollars für das Stück. Sie werden in großen Haufen von 500—1000 auf einmal gefällt; das Fleiſch wird in Stücke zerſchnitten, leicht geſalzen, in der Sonne gedörrt und unter dem Namen Taſajo nach Choco geſandt, wo es gut bezahlt wird. Die Häute, im Werth von 6—8 Realen das Stück, gehen nach den Vereinigten Staaten, das Talg nach Peru. Käſe wird in kleinen Quantitäten verfertigt, Butter iſt kaum gekannt. Stiere werden ſelten als Laſt- oder Zugthiere gebraucht. Das Vieh läuft in voller Freiheit herum und iſt wild geworden, wie dies der Fall in verſchiedenen Theilen des tropiſchen und ſubtropiſchen Amerika; obgleich in Südafrika, wo man ſich eben ſo wenig die Mühe giebt, es einzuhägen, Pferde und Stiere

zahm sind und in der Nähe der menschlichen Wohnungen weiden. Dieser Unterschied hat wahrscheinlich seinen Grund in der Menge fleischfressender Thiere, welche die Fauna des Caps aufweist, wogegen in den heißeren Landstrichen von Amerika weniger wilde Thiere angetroffen werden und die Heerden unbehelligt grasen können, ohne weiter des menschlichen Schutzes zu bedürfen.

Auf Geflügel wird mehr Sorge verwendet. Hausvögel vermehren sich sehr stark, doch sollen einzelne Orte für die Zucht derselben ungünstig sein. Lloyd versichert, daß Hühner, die von Carthegena oder Panama nach Portobelo gebracht waren, aufhörten Eier zu legen, und daß ihr Fleisch hart und ungenießbar wurde.

Capitel XVII.

Topographische Beschreibung. — Gebiet Bocas del Toro. — Provinz Veraguas. — Provinz Panama. — Gebiet Darien.

Der Isthmus von Panama, früher der spanischen Krone gehörig, wurde im Jahre 1821 Columbia einverleibt und nach der Trennung dieses Staates 1831 wurde er ein Theil der Republik Neu-Granada, wozu er noch jetzt gehört. In politischer Hinsicht ist er in zwei Provinzen getheilt, Panama und Veraguas, und in zwei Gebiete (Territorien), Darien und Bocas del Toro. An der Spitze der beiden ersteren steht ein Gouverneur, die letzteren leitet ein Präfekt. Die Provinzen sind wieder eingetheilt in Cantons, und diese in Kirchspiele. In kirchlicher Hinsicht wird der Isthmus als ein Bisthum betrachtet, dessen Bischof in Panama residirt; und in Bezug auf die Rechtspflege als einer der sieben Districtos judiciales, aus denen die Republik Neu-Granada besteht. Der oberste Gerichtshof befindet sich in der Stadt Panama und steht unter der Obhut zweier „Majistrados“, außerdem befindet sich in jedem Canton ein oder zwei Richter. In den beiden Gebieten sind die Präfekten mit der Verwaltung der Justiz betraut. Der Isthmus hat 114 Wähler, welche Stimme bei der Wahl des Präsidenten, Vicepräsidenten und der höheren Beamten haben; sie ernennen ebenfalls die Senatoren

und Abgeordneten zum Congreß und wählen die eigenen Provinzialbeamten.

Das Gebiet Bocas del Toro erstreckt sich über die nordwestlichen Spitzen des Isthmus und die Inseln in der Lagune von Chiriqui; es begreift etwa 721 Quadratmeilen. Begrenzt wird es im N. von dem Atlantischen Ocean, im W. von der Republik Costa Rica, im S. und O. von der Provinz Veraguas. Ursprünglich waren seine Grenzen ausgedehnter; ein Gesetz des Königs von Spanien vom 20. November 1803 stellte die ganze Küste bis zum Cap Gracias a Dios unter die Jurisdiction des Vicekönigthums Neu-Granada. Da solche Grenzen in der Regel anerkannt wurden, wenn die spanischen Amerikaner ihre Freiheit erhielten, so reclamirt das Gouvernement zu Bogotà gegenwärtig die ganze Küste und hat dieselbe, wenigstens dem Namen nach, in dieses Gebiet einverleibt. Bis 1843 machte Bocas del Toro einen Theil von Veraguas aus, wurde dann in ein selbstständiges Gebiet verwandelt, und um zur Einwanderung aufzumuntern, erhielten alle Personen, die in den Grenzen desselben lebten, bis zum 31. August 1850 Freiheit von Abgaben; zu gleicher Zeit wurde Bocas del Toro zu einem Freihafen erklärt. Allein da das Klima sehr ungesund ist, so blieb die Bevölkerung dünn; die ganze christliche Einwohnerschaft zählte im Jahre 1843 nicht mehr als 595 Seelen. Die Regierung führt ein Präfekt, welcher einen Jahrgehalt von 1500 Dollars bezieht. Weil die alte Straße, welche die Stadt David mit dem Hafen von Bocas del Toro verband, so schlecht ist, daß nur ein Fußgänger sie passiren kann, so hat die Chiriqui-Straßenbau-Gesellschaft eine neue unternommen, wodurch der Handel von West-Veraguas und, was wichtiger ist, die Verbin-

dung zwischen dem Atlantischen und Stillen Ocean vermittelt werden wird.

Bocas del Toro zunächst liegt Veraguas; diese Provinz stößt im N. an den Atlantischen Ocean, im N. W. an das Gebiet Bocas del Toro, im W. an die Republik Costa Rica, im S. an den Stillen Ocean und im O. an die Provinz Panama. Ueber die Abstammung des Namens Veraguas herrschen verschiedene Meinungen. Einige meinen, daß er aus den Wörtern ver (sehen) und agua (Wasser) zusammengesetzt sei, weil zwischen der Stadt David und dem Hafen Bocas del Toro ein Berg sein soll, von dem man beide Oceane erblickt. Andere erklären das Wort für eine Verderbung von Virde und agua; sie sagen, weil das Wasser des Flusses Veragua zu Zeiten eine grüne Farbe habe, so sei letzterer von den Entdeckern Virde-aguas genannt, woraus sich der Name Veraguas entwickelt habe, der auf die ganze Gegend übertragen sei. Eine dritte Meinung leitet es von „ver agua" („er sah Wasser") her; Columbus soll nämlich bei der Entdeckung der Nordküste vielen Regen angetroffen haben und von der anhaltenden Nässe wurden die Kleider der Reisenden „averaguado" durchnäßt. Da das Wort averaguar ein Provinzialismus des Isthmus ist, so hat diese Ableitung allerdings Etwas für sich; allein sie ist gleich den übrigen im Widerspruch mit der Geschichte. Ferdinand Columbus erwähnt den Namen Veraguas lange bevor sein Vater diese Provinz betrat. Der Name war den Leuten von Carette, die Columbus als Führer geleiteten, wohlbekannt, und das Wort Veraguas ist demnach indianischen, nicht spanischen Ursprungs.

Veraguas bedeckt eine Oberfläche von etwa 7416 Q.-Meilen und zählt 45,376 Einwohner. Die Provinz zerfällt

in zwei Cantone, Santiago und Olanje, von denen der erstere den Osten, der letztere den Westen einnimmt. Alanje, oder Chiriqui, enthält 15,111 Einwohner und begreift die Kirchspiele David, Alanje, Boqueron, Bugaba, Dolega, Gualaca, Remedios, San Felix, San Lorenzo und San Pablo. Die Stadt David ist der Hauptort oder Cabecera des Cantons. Dieser Vorzug wurde ihm jedoch erst vor einigen Jahren zu Theil; früher genoß ihn Santiago de Alanje — oder, wie es auch heißt, Riochico — das einige Meilen mehr südwärts liegt. David liegt unter 8° 23′ N. B. und 82° 27′ W. L., am linken Ufer des gleichnamigen Flusses, in einer herrlichen Ebene; es ist von den Dörfern Gualaca, Dolega, Boqueron und Bugaba und von ansehnlichen Bergen umgeben. Im S. W. erhebt sich der Vulkan von Chiriqui, eine Spitze von 7000′ Höhe, im N. der Galera de Chorcha, ein plattes Tafelgebirge, das, wie sein Name andeutet, einige Aehnlichkeit mit einer Gallerie hat. Vom Gipfel stürzt ein Wasserfall über mächtige Granitblöcke mehrere hundert Fuß tief. Während der nassen Jahreszeit, wo derselbe große Wassermengen führt, ist er weithin zu sehen; er gleicht von weitem einem Silberstrome und dient den Seefahrern als Landzeichen für Boca Chica, den Seehafen von David.

David hat gegen 600 Häuser, die aus Holz und Lehm gebauet sind und in der Regel ein Geschoß haben. Sie sind sämmtlich weiß getüncht und geben den Straßen ein freundliches Ansehen. Es ist nur eine Kirche vorhanden, die in der Mitte des Marktplatzes liegt, an dem auch die Regierungsgebäude befindlich sind. Die Stadt hatte 1843 nach officiellen Angaben 4321 Einwohner; diese Zahl ist jährlich durch Einwanderung gestiegen. Besonders Franzosen, Italiener und

Nordamerikaner haben sich hier niedergelassen und es ist vorzugsweise ihren Bemühungen zu verdanken, daß David in den letzten 15 Jahren von einem armseligen Dorfe zu einer aufblühenden Stadt erhoben ist. Die Bewohner von David sind meistens von gemischten Racen, doch ist die Zahl der Weißen beträchtlich; ihre Beschäftigung besteht in Viehzucht, Ackerbau und Handel. Ausfuhrgegenstände sind Reis, Kaffee, Sasseparille, Perlen, Häute, Schildpatt, gedörrtes Fleisch und etwas Goldstaub. Es lassen sich wohl auch noch einige andere Produkte mit Vortheil verladen; der Corpachi (Croton), dessen Rinde von großem Werthe ist, wächst häufig in den Wäldern; der Quira (Platymiscium polystachyum, Benth.) findet sich sehr viel in der Nähe, und der Saumerio (Styrax) mit seinem duftigen Balsam wird in großen Gruppen auf den anliegenden Bergen bemerkt. Gegenwärtig müssen alle diese Produkte nach Panama geführt werden, allein wenn die Straße nach Bocas del Toro vollendet und eine unmittelbare Verbindung zwischen Europa und dem Isthmus hergestellt sein wird, so werden manche bisher vernachlässigte Produkte mit Vortheil für die Ausfuhr dienen. Das Klima von David ist im Vergleich zu anderen Gegenden des Isthmus besonders gesund. Hohes Alter ist gewöhnlich, Hautkrankheiten, die in anderen Districten so häufig sind, kommen wenig vor. Das gewöhnliche Fieber ist die herrschendste Krankheit und zeigt sich nur beim Wechsel der Jahreszeiten. Das Klima verbessert sich von Jahr zu Jahr; wenn man mündlichen Ueberlieferungen Glauben beimessen darf, so war die Regenzeit vor hundert Jahren so heftig, daß man von Haus zu Haus in Canoes fahren mußte.

Die größten Dörfer des Cantons sind San Lorenzo

und Pueblo Nuevo de los Remedios. Der Name Remedios ist für letztern Ort der allein gängige geworden, da es noch ein Pueblo Nuovo in der Playa von Chiru, in der Bai von Panama giebt, das zum Unterschiede Pueblo Nuovo de San Carlos benannt wird. Remedios ist an der Hochstraße, welche David mit Santiago de Veraguas verbindet, in einer Ebene gelegen, in der Mitte zwischen den Dörfern Tole und San Lorenzo. Es besteht aus 400 Gebäuden, die meistentheils leicht aus der Rinde und den Blättern der Palme hergestellt sind; nur eine geringe Anzahl ist fester gebaut, mit Wänden aus Luftsteinen und Dächern von Ziegeln. Als Hauptort des Kirchspiels hat Remedios eine Kirche von ansehnlicher Größe; jedoch ist dieselbe kleiner und schlechter, als eine ältere, von der die Trümmer noch sichtbar sind. Die Zahl der Einwohner war 1843 laut des Census 1235; sie sind ein Gemisch der drei Racen, die man gewöhnlich in den heißeren Gegenden des spanischen Amerika antrifft, der kaukasischen, afrikanischen und amerikanischen; Mestizen und Mulatten sind vorherrschend. Früher war Remedios bedeutender, allein es ging hier wie überall, wo eine gemischte Bevölkerung das Uebergewicht hatte, es erfolgt eher eine Abnahme als Zuwachs sobald die Einwanderung aufhört. Die genaue Zeit der Gründung ist unbekannt; während der letzten Zeit des 17ten Jahrhunderts befand es sich in so vortheilhaften Umständen, daß die Flibustier es am 23. Mai 1680 eines Angriffs werth erachteten. Allein die Einwohner leisteten an der Flußseite wackern Widerstand; der Anführer der Piraten, Capitain Sawkins, wurde getödtet, worauf Sharp, der zweite Führer, den Muth verlor und sich zurückzog. Später, am 31. Juni 1685 waren die Seeräuber glücklicher; das Dorf

wurde genommen und theilte das Schicksal aller Plätze, welche in die Hand dieses schrecklichen Bundes fielen.

Der Canton Santiago, der östliche Theil von Veraguas, enthält 30,265 Bewohner und zählt 13 Kirchspiele. Santiago de Veraguas, die Hauptstadt der Provinz, liegt in dem Canton Santiago, in einer Ebene an der Südseite der Cordilleras, acht Meilen nördlich vom Port Montijo, ungefähr 13 Meilen südöstlich vom Dorfe Mesa und 40 Meilen westlich von der Stadt Natà. Die Zeit der Gründung ist zweifelhaft, da die meisten alten Chronikenschreiber Santiago mit Natà verwechseln. Es ist sehr wahrscheinlich, daß es gleich der Mehrzahl der anliegenden Plätze bald nach der Eroberung erbaut wurde. Die Häuser, 900 an der Zahl, sind meistens aus Holz und mit einer einzigen Ausnahme ein Stock hoch. Außer zwei Kirchen und einem Hospitale giebt es keine öffentliche Gebäude von Erheblichkeit. Die Hauptstraßen laufen von Norden nach Süden; ein großer Theil des Pflasters ist versteinertes Holz, den Eingeborenen zufolge Chumicos petrificados. Santiago, als Hauptstadt, ist der Sitz des Gouverneurs und des obersten Richters der Provinz. Der erstere wird immer auf vier Jahre gewählt und erhält jährlich 1800 Dollars. Die Zahl der Einwohner ist gegen 5000, wovon ein großer Theil Weiße. Die Hauptbeschäftigung derselben ist Viehzucht, Verfertigung von Hängematten und Flechten der sogenannten Panamahüte. Manche wohlhabendere Bewohner sind am Bergbauunternehmen betheiligt. Die Umgegend der Stadt hat viele Schönheiten. In der nassen Jahreszeit bildet der Fluß Chorro einen Wasserfall, der einen malerischen Anblick gewährt; reizende Baumgruppen beschatten den Ort, wo er von steilen Felsen niederstürzt.

In dem Bette des Flusses sind große Lager von fossilen Seemuscheln.

Die vorzüglichsten Dörfer des Cantons sind Calobre, Cañajas, Mesa, Mineral, Montijo, Palmas, Rio Jesus, Sonà und Tole. Palmas wurde 1774 von Mönchen gegründet, Rio Jesus 1755. In der Nähe von letzterm Orte sind die berühmten Paradiesbäume, die ich in Hooker's botanischem Journal beschrieben habe. Mineral, ungefähr 22 Stunden von Santiago, war früher wegen seiner Goldminen wichtig, die jetzt unbedeutend geworden sind; Calobre ist wegen seiner Quellen berühmt. Die Stadt Santafé, welche Herrera beschrieben hat, wurde 1805 von den Indianern zerstört; einige andere Orte, deren von demselben Schriftsteller Erwähnung geschieht, sind spurlos verschwunden. In der Nähe von Mesa — oder Mesita de Oro, wie das Dorf während des letzten Jahrhunderts wegen seines Aufblühens genannt wurde — sind Ueberreste einer prächtigen Basaltsäule gefunden. Diese Säule stand ehedem auf einer Anhöhe, welche die umliegende Gegend beherrscht, wurde aber vor ungefähr 70 Jahren durch ein Erdbeben umgeworfen und in Stücke zerbrochen. Sie mißt 16 Fuß im Durchmesser und muß in ihrer ganzen Höhe wohl 150 Fuß erreicht haben. Die Eingeborenen nennen sie Barca de Piedra, obgleich nicht die mindeste Aehnlichkeit mit einem Schiffe vorhanden ist, und glauben, daß sie von den Indianern errichtet worden sei, um als Wachtthurm zu dienen, eine Annahme, zu der wohl die eigenthümliche Gestalt und der ehemalige Standpunkt Veranlassung gegeben*).

*) Es ist nicht unmöglich, daß die Säule ursprünglich „Balco de Piedra“ genannt und aus diesem Namen später Barca gemacht wurde. Die Bewohner des Isthmus verwechseln immer die Buchstaben l und r.

Die Provinz Panama, der bedeutendste und am meisten bevölkerte District des Isthmus, liegt östlich von Veraguas. Sie grenzt im Norden an das caribbäische Meer, im Westen an die Provinz Veraguas und im Süden an den Stillen Ocean und das Gebiet Darien. Ihre Oberfläche beträgt etwa 9139 Meilen und trägt eine Bevölkerung von 70,578 Seelen. Sie zerfällt in die Cantons Los Santos, Parita, Natà, Chorera, Portobelo und Panama. Der Name Panama ist indianischen Ursprungs und wurde zuerst einem kleinen Fischerdorfe beigelegt, welches sich an der Stelle befand, wo jetzt die Ruinen von Panama Viejo sind; später ging er auf die Stadt über und wurde endlich auf die ganze Gegend ausgedehnt.

Die Cantons Los Santos und Parita nehmen die kleine Halbinsel ein, deren südlichste Spitzen Punta Mariato und Punta Mala bilden. Los Santos hat zur Cabecera das Dorf gleichen Namens und zerfällt in die Kirchspiele Pedasi, Pocri, Tablas und Los Santos, die 14,539 Einwohner enthalten. Parita wird aus den Kirchspielen Macaracas, Minas, Ocú, Pesé und Parita gebildet und zählt 15,119 Einwohner; die Cabecera ist Parita. Die Bevölkerung dieser beiden Cantons wird für die gewerbthätigste des Landes gehalten.

Der Canton Natà nimmt den Theil der Provinz ein, welcher an Ost-Veraguas stößt. Er enthält 19,610 Bewohner und umfaßt die Kirchspiele Anton, Olà, Penenome, Santamaria und Natà. Der Hauptort des Cantons, die Stadt Natà, ist merkwürdig als die älteste Stadt, die von Europäern auf dem amerikanischen Continente erbaut wurde. Der Licenziat Gaspar de Espinosa und einige andere Edelleute gründeten sie 1517. Trotz ihres Alters ist sie eine kleine Stadt.

Sie liegt in einer Ebene zwiſchen dem Rio Grande und Rio Chico de Natà, hat ungefähr 800 Häuſer, zwei Kirchen, unregelmäßige Straßen ohne Pflaſter und enthält 5000 Einwohner. Zur Zeit ihrer Gründung bewohnte ein Indianerſtamm die umliegende Gegend, an deſſen Spitze ein Häuptling Namens Natà ſtand. Von dieſem Umſtande und wegen der Gründung durch eine Geſellſchaft Edelleute empfing die Anſiedelung den Namen Natà de los Cavalleros — ein Beiſatz, den ſie noch führt. Die vorzüglichſten Dörfer des Cantons ſind Santamaria und Anton. Bei letzterem wachſen ſo zahlreiche Cocusnußpalmen, daß ſie von weitem wie ein Wald ausſehen.

Der Canton Chorera grenzt an den vorigen und zählt 7559 Einwohner. Die Kirchſpiele deſſelben ſind Arraijan, Capira, Chame, Chorera und San Carlos. Chorera iſt das Hauptdorf des Cantons; es zählt 2500 Einwohner. Es beſitzt den Vortheil eines Fluſſes, der ſich zum Baden eignet, und eines kühlen, geſunden Klimas während des Sommers; deshalb beſuchen es viele Leute aus Panama, um ihrer Geſundheit zu pflegen und die Annehmlichkeiten des Landlebens zu genießen. Während der naſſen Jahreszeit iſt Chorera wahrhaft abſcheulich; Dreck und Waſſer reichen in den Straßen bis über die Knöchel. Capira iſt ein ziemlich erhebliches Dorf, welches Kaffee von beſſerer Qualität erzeugt. San Carlos oder Puebla Nuevo de San Carlos iſt ein freundliches Dörfchen in der Playa von Chirù; nicht weit davon liegt Chame, Dorf mit 1300 Einwohnern. Der Name Chame kommt von einem Häuptlinge, der den Spaniern längern Widerſtand leiſtete. Arraijan iſt ein geringes Dorf in ziemlich gleicher Entfernung von Cruſes und Chorera.

Der Canton Portobelo bildet die nordwestliche Spitze der Provinz Panama und enthält vier Kirchspiele: Chagres, Minas, Palenque und Portobelo. Die Stadt Portobelo ist die Cabecera des Cantons; sie liegt 9° 34′ 29″ N. B. und 79° 43′ 40″ W. L., dicht an der See, am Fuße eines hohen Berges, welcher den ganzen Hafen einschließt. Die Stadt wird aus einer langen Straße gebildet, die um die Bai läuft, aus einigen kürzeren, welche in erstere münden, und zwei Plätzen, wovon einer vor dem Schatzgebäude, der andere vor der Kirche liegt. Die vorzüglichsten öffentlichen Bauwerke sind die Fortificationen, das Hospital, das Schatzgebäude und die Kirche, jedoch gleich den Privathäusern in einem trostlosen Zustande. Portobelo zählt ungefähr 1300 Einwohner, meist Neger und Mulatten. Außer dem vortrefflichen Hafen giebt es nichts Empfehlenswerthes. Das Klima der ganzen Gegend ist sehr ungesund und hat schon manchem Europäer den Tod gebracht. Selten ereignet sich ein schöner Tag; fast immer hüllt sich der Ort in Nebel, welchen die üppige Vegetation der Umgegend oder Regen erzeugt. Die Hitze ist so übermäßig und das Klima so schädlich, daß wenige Weiße es hier kurze Zeit aushalten, und daß mehrere Thierarten sofort ihre Art verlieren. Die Chaussee, welche früher Panama mit Portobelo verband, ist gegenwärtig in trostlosem Zustande; heftige Regengüsse haben sie zerstört und Büsche und hohe Bäume haben sie so stark überwuchert, daß selbst der Fußgänger mit Schwierigkeiten zu kämpfen hat.

Der Hafen von Portobelo wurde im Jahre 1501 von Columbus entdeckt; der Bau der Stadt dagegen begann erst unter Philipp II. Bald nach der Gründung gelangte sie zu Bedeutung, weil sie der Hafenort für den ganzen Handel

zwiſchen Spanien und Amerika wurde und jährlich ein großer Markt hier ſtattfand. Wegen dieſer Vortheile erregte Portobelo den Neid anderer Nationen und hatte häufige Angriffe zu beſtehen; den erſten durch Francis Drake, im Jahre 1595, während des Krieges zwiſchen Philipp II. von Spanien und Eliſabeth von England. Dann wurde es von den Flibuſtiern 1624 und 1673 angegriffen, und als unter Georg II. Krieg zwiſchen England und Spanien ausbrach, wurde es vom Admiral Vernon angegriffen und beinahe ganz in Aſche gelegt, am 22. November 1739. Neun Jahre darnach gingen die ſpaniſche Galeone und der große Markt verloren, worauf Portobelo, dem ſein Klima ſchon immer Gefahr drohete, beinahe entvölkert wurde: und es fiel auf immerdar, als nach dem Unabhängigkeitskriege der Handel ſich nach Chagres zog, das trotz des Mangels an einem regelmäßigen Hafen, verſchiedene Vortheile vor Portobelo bietet.

Die Stadt Chagres gehört wie Portobelo zu den elendeſten und ungeſundeſten der Gegend; ſie liegt an der Mündung des gleichnamigen Fluſſes, 9° 18′ 6″ N. B. und 79° 59′ 2″ W. L., und wird von einem finſtern Feſtungswerke, dem Caſtell San Lorenzo, beſchützt. Daſſelbe liegt am Eingange des Fluſſes auf einem hohen Felſen, wurde 1671 von Henry Morgan zerſtört, jedoch wenige Jahre nachher wieder erbaut. Chagres hat etwa 1000 Einwohner, die faſt ſämmtlich Neger oder von gemiſchtem Blute ſind. Durch die zahlreichen Dampf- und Segelſchiffe, die hier ſeit den letzten Jahren anlegten, iſt Chagres wichtig geworden, allein es hat wenig Ausſicht eine große Stadt zu werden, ſelbſt wenn die augenblicklichen Verbindungsſtraßen zwiſchen dem Atlantiſchen und Stillen Meere keine Veränderung erfahren ſollten. Das

Klima wüthet mit furchtbarer Zerstörung gegen die neuen Ankömmlinge, besonders gegen Weiße. Die Regenzeit hält 9 bis 10 Monate an, ein Umstand, der allein der dauernden Niederlassung der kaukasischen Race widerstrebt. Die Häuser von Chagres sind einfach gebaut, in der Regel aus Rinde und Blättern von Palmen.

Der Canton Panama liegt zwischen Portobelo und Chorera; er enthält 10,494 Seelen und zerfällt in neun Kirchspiele: San Felipe, Santa Ana, Cruses, Chepo, Chiman, Gorgona, Pacora, San Juan und Taboga. Die Stadt Panama ist als Hauptstadt der Provinz auch die Cabecera des Cantons. Sie wurde 1673, zwei Jahre nach Zerstörung der alten Stadt, erbauet. Durch ihre günstige Lage rasch emporblühend, währte die gedeihliche Zunahme derselben bis zur Zeit der Abschaffung der spanischen Galeone und des Portobelo-Marktes, worauf sie eben so rasch wieder fiel. Die reicheren Kaufleute verließen den Ort, viele Gebäude zerfielen, Vieh grasete in den Straßen und die Wände und Dächer der Häuser wurden von Büschen und Schlingpflanzen überwuchert. Einige verheerende Feuersbrünste vollendeten das grauenvolle Aussehen der Stadt: die erste derselben ereignete sich 1737, die zweite 1756, die dritte 1781 und die vierte 1821; die drei letzteren verursachte der Zufall, die erste aber war von Eingeborenen aus Guatemala angelegt. Es ist mehr als unwahrscheinlich, daß die Stadt Panama sich von ihrem Verfalle während des 18. Jahrhunderts erholt hätte, wenn der Isthmus unter dem despotischen Zwange Spaniens verblieben wäre. Der Unabhängigkeitskrieg und die großen Umwandlungen, welche das gesammte spanische Amerika erfuhr, haben wieder Leben in derselben angefacht. Der Handel hob

an, Fremde zogen ein, Vertreter mehrerer Nationen wurden nach Panama geschickt, die Bevölkerung vermehrte sich und die Stadt nahm allmälig wieder auf. Am meisten wirkten die Dampfschifflinien des Stillen und des Atlantischen Oceans. Seit dem ersten Erscheinen dieser Schiffe und namentlich seit der Entdeckung der Goldlager von Californien hat die Stadt sich so sehr verändert und verbessert, daß sie kaum wieder zu erkennen ist, und der Isthmus, der früher nur eine Straße war, welche den eigennützigen Zwecken der spanischen Polizeiherrschaft diente, wurde von da an die Hauptstraße der Völker.

Die Stadt Panama liegt 8° 56′ 56″ N. B. und 79° 31′ 12″ W. L. am Fuße des Cerro de Ancon auf einer kleinen Halbinsel, deren westlicher Theil mit dem Hauptlande zusammenhängt. Sie ist in zwei Kirchspiele getheilt; San Felipe oder die City, der Stadttheil innerhalb der Mauern; und die Vorstadt Santa Ana. Panama sticht sehr gegen andere Städte des spanischen Amerika ab; seine hohen Gebäude mit Ziegeldächern, zahlreiche Kirchen und steinerne Ringmauern geben ihm auf den ersten Anblick das Ansehen einer europäischen Stadt; erst bei näherer Besichtigung springen die Eigenthümlichkeiten der alt spanischen Bauart in die Augen. San Felipe, der beste und regelmäßigste Theil der Stadt, ist von Mauern und Wachtthürmen umgeben, die indeß gegenwärtig im Verfall sind. Die Fortificationen sind unregelmäßig und ungeachtet der Höhe der Wälle nicht sehr stark. Die Bastionen wurden zu verschiedenen Zeiten, bei der Bedrohung durch Piraten und andere Feinde, errichtet; die jüngsten scheinen die südlichen und östlichen zu sein, die aus dem Jahre 1778 stammen. Die City hat vier Thore, zwei see-

wärts und zwei nach dem Lande zu. Der Weg von Chagres führt durch das Westthor, welches früher stark vertheidigt war und mehrere Zugbrücken besaß. Die Hauptstraßen laufen von Westen nach Osten; andere, die von See zu See gehen, durchkreuzen jene in der Richtung von Norden nach Süden und unterhalten einen frischen Luftzug, welcher dem Gesundheitszustande der Stadt sehr zu Hülfe kommt. Die Straßen sind regelmäßig und gepflastert, aber schmal und überschreiten selten die Breite von 50 Fuß. Die Seitenwege für Fußgänger werden von den Balkonen der Häuser bedeckt, so daß man beim Regen trocken durch die ganze Stadt gehen kann. Vier öffentliche Plätze sind vorhanden, drei in San Felipe, einer in Santa Ana; der Hauptplatz heißt Plaza del Catedral und liegt fast in der Mitte der Stadt. Seine Westseite trägt die Kathedrale und das Jesuiten-Collegium, nach Süden liegt das Stadthaus, die nördliche Seite wird von dem „Colegio“ und die östliche von Privathäusern eingenommen.

Von den öffentlichen Gebäuden verdienen die Wohnung des Gouverneurs, das Postamt, das Stadthaus, das Zollhaus, die Kasernen, Hospitäler, die Kathedrale und die Klöster eine Erwähnung. Die Gebäude, welche zu frommen Zwecken bestimmt sind oder vielmehr waren, nehmen die Hälfte des Flächenraums der City ein, ein Beweis der Wohlhabenheit und Bedeutung, deren sich die Stadt ehemals erfreute. Die Kathedrale ist ein schönes Gebäude, das fast die ganze Westseite der Plaza del Catedral einnimmt; sie ist von altspanischer Bauart und hat an der Ostseite zwei Thürme und mehrere Statuen, welche die Jungfrau Maria und die Apostel darstellen. Die Kirche ist reich, aber geschmack-

los verziert; die Gemälde derselben sind mit Ausnahme der Portraits der Bischöfe von Panama, welche einiges historische Interesse besitzen, ohne jeglichen Werth. Sieben Klöster sind vorhanden, von denen sechs bereits zum Theil verfallen sind; das letzte, Concepcion, am östlichen Ende der Stadt gelegen, ist noch bewohnt, enthielt jedoch 1848 nur noch vier alte Nonnen, so daß es ebenfalls bald sein Ende erreichen wird, da keine neue Nonnen aufgenommen werden. San Francisco, das umfangreichste der Klöster, war bis 1821 von Mönchen bewohnt, denen viele Indianer von Veraguas ihre Bekehrung zum Christenthum verdankten. Gegenwärtig dient es als Vorrathshaus und Stallung und außer der Kirche ist nichts davon gut erhalten. Das Kloster San Domingo ist fast ganz zerfallen, nur eine kleine Nebenkapelle, in welcher zwei schwarze Frauen Abends Gebete verlesen, ist in gutem Zustande. Die alte Kirche desselben ist völlig von Schlinggewächsen überwuchert; in derselben befindet sich ein bemerkenswerther weitgespannter Bogen aus Backsteinen, der von einer Seite zur andern gesprengt ist. Das alte Jesuiten-Collegium ist die schönste Ruine in der Stadt. Dasselbe wurde 1739 begonnen, war 1773 als die Gesellschaft Jesu aufgelöst wurde, noch nicht vollendet und wurde auch nicht weiter gebauet; es hat eine Höhe von zwei Geschossen. Die dazu gehörige Kirche ist gegenwärtig zu öffentlichen Vergnügungen, Schauspielen, Vorstellungen von Seiltänzern u. s. w. bestimmt. Die übrigen Klöster, Merced, San Augustin und San Juan de Dios, liegen ebenfalls bis auf die Kirchen in Trümmern. Die Vorstadt hat eine Kirche und eine kleine Kapelle. Es sind zwei öffentliche Hospitäler vorhanden, eins für Männer in dem Kloster San Juan de Dios und eins für Frauen, San

Tomas genannt und in der Vorstadt gelegen. In letzterer Zeit haben auch einige amerikanische Aerzte Häuser für Aufnahme von Kranken eröffnet.

Die meisten Privatgebäude von San Felipe sind aus Stein gebaut, die von Santa Ana aus Holz. Sie sind zwei Stock hoch, mit Balkonen versehen und haben Ziegeldächer, da die Heftigkeit der Regengüsse keine andere gestattet. Sämmtliche Häuser haben geräumige Eingänge, die einem Manne zu Pferde bequemen Eintritt gestatten. Die Vorplätze sind klein. Bei der Treppe befindet sich eine Thür, welche in den Hofraum, zu den Ställen, dem Waschraume und dem Brunnen führt. In den meisten Häusern ist das Erdgeschoß Krämern, Schenken und Handelsleuten eingeräumt. Die untere Hausflur wird von der Dienerschaft bewohnt, die obere, als die gesundere, von dem Hausherrn und seiner Familie. Alle Zimmer sind groß und luftig; die Gesellschaftszimmer messen gemeiniglich 30 Fuß Länge bei 24 Fuß Breite und 20 Fuß Höhe. Der Fußboden ist mit Holz, Backsteinen, Sandsteinen oder Marmor belegt. Jedes Zimmer hat eine oder mehrere Flügelthüren, die auf den Balkon führen; die Flügel sind mit Läden versehen und vertreten die Stelle von Fenstern. Zuweilen ist ein Glasrahmen in dieselben eingefügt, allein regelmäßige Fensterläden existiren nicht und werden auch wohl nie eingeführt werden. Diese Einrichtung unterhält einen frischen Luftzug — eine unerläßliche Bedingung für das heiße Klima. Neben den Thüren befinden sich, in etwas größerer Höhe, kleinere Oeffnungen, die meistens sternförmig sind; sie dienen ebenfalls zur Erleichterung der Temperatur. Die Wände sind an 2 Fuß bis 2 Fuß 6 Zoll dick; sie sind mit Gemälden, Kreuzen, Heiligenbildern u. s. w.

geziert und haben in der Regel eine weiße Grundfarbe, welche zwar nicht das stattliche Aussehen unserer Tapeten bietet, allein dafür den Eindruck der Frische gewährt und verhindert, daß Vielfüße, Scorpionen und andere schädliche Insecten sich einnisten. Die Balkone haben eine Breite von 4 bis 5 Fuß; ein Schirmdach schützt sie vor Sonne und Regen; ein hölzernes Geländer faßt die Seiten ein und zahlreiche Blumentöpfe mit Rosen, Balsaminen und Nelken geben ihnen Freundlichkeit und Leben. In einer schattigen Ecke steht der Filtrirstein nebst mehreren irdenen Gefäßen voll Wasser; hier wird eine Sauberkeit beobachtet, wie nirgend mehr im ganzen Haus. Die einfachen Möbeln sind meistentheils aus Europa, Nordamerika oder China gekommen. In allen Räumen sind Hangematten vorhanden, in denen sich die Bewohner von Panama wie des Isthmus überhaupt oft stundenlang wiegen.

Panama, besonders die Vorstadt Santa Ana, ist in täglicher Zunahme begriffen; die Zahl der Einwohner steigt in demselben Maße. 1843 hatte der Ort nur 4897 Einwohner, von denen nur ein Zehntel aus Weißen, die übrige Zahl aus Indianern, Negern oder Mischlingen bestand, und es waren damals nur 15 Fremde anwesend. Gegenwärtig (1848) beläuft sich die Einwohnerschaft über 10,000. Ihre Thätigkeit erstreckt sich auf den Handel, die Güterbeförderung über den Isthmus und die Versorgung der Seefahrer.

Ungefähr eine Stunde westlich von Panama liegt der Cerro de Ancon, der nach Sir Edward Belcher 500 Fuß hoch ist. Von seinem Gipfel genießt man eine herrliche Aussicht auf die Stadt, die Inseln der Bai, die benachbarten

Pflanzungen, die Berge gen Veraguas, die Bergkette zwiſchen Portobelo und Panama, den Rio Grande und das niedere Land um Panama Viejo, den Chepo und Pacora. Am Fuße dieſes Hügels befinden ſich die Begräbnißplätze der Katholiken und Proteſtanten. Auf letzterem waren 1848 drei Perſonen beſtattet; wie viele mögen ſeitdem dieſe Zahl vermehrt haben! Der katholiſche Friedhof iſt ein länglicher Raum mit einem hoch gewölbten Thorwege aus neuerer Zeit von abſcheulichem Ausſehen; die Bewohner von Panama haben ſich denſelben ein hübſches Stück Geld koſten laſſen und halten ihn für ein ſtattliches Baudenkmal. Längs der Einfaſſungsmauer befinden ſich Grabſtätten, in denen die Leichname der Wohlhabenderen zwei Jahre lang aufbewahrt werden, ehe ſie in den Kirchen der Stadt beigeſetzt werden dürfen. Nur die Reicheren werden in Särgen begraben; die meiſten Armen wickelt man nur in Tücher.

Die Ruinen von Panama Viejo (Alt-Panama) liegen ungefähr 4 Meilen weiter oſtwärts und ſind ganz verödet. Die vorzüglicheren Ueberreſte dieſer 1673 von dem Flibuſtier Henry Morgan zerſtörten Stadt beſtehen in einer Kathedrale, einer Kirche, einer Brücke und etlichen Wachtthürmen. Die Gegend um Panama iſt ungemein ſchön, beſonders an dem Orte, welcher Loſaria geheißen wird und mit Landhäuſern der reicheren Bevölkerung geſchmückt iſt.

Die vorzüglicheren Dörfer, welche zu dem Canton Panama gehören, ſind San Juan, Chepo, Gorgona, Cruces und Taboga. Letzteres liegt auf der Inſel deſſelben Namens; Chepo an dem Fluſſe Bayano, San Juan dagegen, Gorgona und Cruces auf dem linken Ufer des Chagres. Gor-

gona ist sehr jungen Ursprungs, Cruces aber war schon zur Zeit Herrara's bekannt, der es eine „Venta“ nennt. 1671 fanden es die Flibustier als ein ansehnliches Dorf; seitdem hat es viel von Ueberschwemmungen und Feuersbrünsten gelitten; 1828 wurde fast das ganze Dorf eingeäschert. Hätte es Gorgona nicht zum Nebenbuhler, so möchte es sich bald zur Stadt erheben. Jedes dieser beiden Dörfer hat eine Kirche und mehrere Herbergen. Die Einwohner sind fast sämmtlich Besitzer von Canoes und Lastthieren, oder Handelsleute, welche die Besorgung von Waaren übernehmen, oder Bogars, Verfertiger von Canoes.

Das Gebiet Darien ist die vierte der größeren politischen Eintheilungen des Isthmus. Es grenzt im Norden an das Atlantische Meer, im Süden an den Fluß San Juan, im Westen an den Stillen Ocean und die Provinz Panama, im Osten an den Atrato. Mit Einschluß der Perlinseln, die zu seiner Jurisdiction gehören, umfaßt Darien ungefähr 16,941 Quadratmeilen. Es enthält die Kirchspiele Chapigana, Islas del Istmo, Molineca, Pinogana, Santamaria, Tucuti und Yabisa. Yabisa, die Cabecera des Gebiets, hat 332 Einwohner und ist die Residenz des Präfekten, der einen Jahrgehalt von 1000 Dollars bezieht. Darien ist hauptsächlich von wilden Indianern bewohnt, deren Zahl sich nicht feststellen läßt. Die Civilisation beschränkt sich fast auf den Golf San Miguel, wo Yabisa und die übrigen Dörfer liegen. Die Anzahl der ganzen christlichen Bevölkerung beläuft sich auf 3148, wovon 1941 den Perlinseln angehören. Obgleich Darien die erste europäische Niederlassung war, so ist unsere Kenntniß desselben doch sehr gering. Seit

Paterson hat außer Dr. Cullen kein wissenschaftlich gebildeter Mann die Gegend bereiset; Alles was wir über dieses Gebiet wissen, verdanken wir den Schriften von Wafer, Dampier und Ringrove.

Capitel XVIII.

Bewohner des Isthmus. — Ihre Anzahl. — Weiße. — Neger. — Mischlinge. — Sitten und Gebräuche.

Die Bevölkerung des Isthmus ist, wie in dem größern Theile des spanischen Amerika, aus drei Racen zusammengesetzt, der kaukasischen, der afrikanischen und der amerikanischen. Die Vermischung derselben hat zahlreiche Schattirungen und Abarten hervorgebracht. So lange das Land als spanische Colonie bestand, war der Vorzug der Farbe von Wichtigkeit wegen der Privilegien oder der für Andere aus denselben entspringenden Nachtheile, weil der Unterschied der Kasten eine Hauptmaßregel der spanischen Verwaltung bildete. Seit diese Unterschiede verschwunden sind, kann Jeder, ob er schwarz, braun oder weiß sei, die höchsten Staatsämter bekleiden. Wegen dieses Grundsatzes ist bei der Zählung keine Rücksicht auf die Farbe der Einwohner genommen; es ist deshalb unmöglich, die Anzahl der Farbigen mit einiger Sicherheit zu bestimmen. Dem Augenscheine nach mögen sie etwa zwei Drittel der Bevölkerung betragen.

Die genaue Zahl der Einwohnerschaft ist eben so zweifelhaft. Fast in allen Theilen des Landes sind wilde Indianerstämme, deren Anzahl in den öffentlichen Berichten fehlt. Dieselben müssen wenigstens 10,000 betragen. Nimmt

man diese muthmaßliche Schätzung zu der bestimmten, so läßt sich für den Isthmus eine Bevölkerung von 129,697 Menschen annehmen. Die Zunahme hat von 1822 bis 1843 18,147 betragen, oder etwa 8 Procent in 10 Jahren, wie die nachstehende Uebersicht ergiebt.

	Zählung von 1822.	1843.
Provinz Panama	64,316	70,578
" Veraguas	35,367	45,376
Gebiet Darien	1,872	3,148
" Bocas del Toro	—	595
Muthmaßliche Zahl der Indianer.	10,000	10,000
Summe...	111,550	129,697.

Mit Ausnahme einiger neuerer Ansiedler sind die weißen Einwohner des Isthmus von spanischer Abkunft. Die Männer sind ziemlich groß, mager, aber wohlgebauet und haben schwarzes Haar. Ihre Gesichtsfarbe ist blaß mit einem sehr leichten Anfluge von Farbe; dunkle, blitzende Augen geben dem Antlitze ein lebhaftes Aussehen. Die Frauen sind klein, haben zarte Füße und Hände, meistens hübsche Gesichter, allein schlechten Wuchs. Da sie keine Schnürleiber tragen und die Kleider sehr lose nesteln, so haben sie keine Taille und machen in Gesellschaften keine Figur. Die Männer halten ungemein auf ihre Kleidung und zeigen im Anzuge weit mehr Geschmack als die Frauen. Selbst diejenigen, welche nicht viel Geld aufwenden können, legen sich lieber die härtesten Entbehrungen auf, als daß sie sich die Eitelkeit versagten, wie Stutzer einherzugehen. Gemeiniglich sieht man sie in Strohhüten und der Tracht, welche wir Sommerkleidung nennen; sie huldigen den Pariser Moden, so weit es das Klima nur erlaubt. Die

Frauen fügen sich ebenfalls der europäischen Mode. Man sieht sie nie ohne Shawl von blauer Baumwolle oder Seide um die Schultern; doch tragen sie weder Hüte noch Hauben. Halskragen sind nicht gewöhnlich, sondern werden nur bei besonderen Gelegenheiten getragen. Auf Bällen und an Festtagen tragen sie Massen von Perlen, goldenen Ketten und anderen Zierrathen zur Schau; die Perlen mancher Dame machen ein kleines Vermögen aus.

Der Hauptzug im Charakter der Bewohner des Isthmus ist Mangel an sittlichem Ernst und Ausdauer. Das Erste mag die Schuld ihres Glaubens, das Andere die Folge des erschlaffenden Klimas sein. Sie sind träge, ausschweifend, auf das Spiel versessen und wenn auch nicht ohne Talent, doch ohne Bildung. Das Land hat nicht einen einzigen Mann hervorgebracht, der sich über die Mittelmäßigkeit erhoben hätte. Neben diesen schlechten Eigenschaften besitzen sie indessen einige gute; sie sind gastfrei, zuvorkommend gegen Fremde und freigebig gegen Arme und Kranke. Fast jede Familie verpflegt mehrere Arme, die regelmäßig jeden Sonnabend erscheinen, um ihr Almosen zu holen. Erwähnt muß aber werden, daß nicht selten die Sucht zu glänzen die Mutter dieser Mildthätigkeit ist. Mit Ausnahme der Zöglinge Europas oder Nordamerikas ist die Erziehung sehr mangelhaft; deshalb finden tiefere Unterhaltungen, Lesen und andere geistige Beschäftigungen keinen Anklang. Die Frauen insbesondere sind sehr ungebildet und lassen sich leicht mit hochklingenden Redensarten, wie hohl dieselben auch sein mögen, in Entzücken versetzen. Dies ist jedoch ein allgemeiner Fehler auf dem Isthmus, und daher läßt sich die größere Vorliebe erklären, welche die Bewohner den Franzosen vor anderen Nationen schenken.

Jedoch räumen verständigere Personen vollkommen ein, daß sie der englischen und nordamerikanischen, und nicht der gallischen Race ihr gegenwärtiges Gedeihen verdanken. Alles was die Franzosen für den Isthmus gethan haben, bestand darin, daß sie zu Gunsten verschiedener Verbesserungen geredet und geschrieben haben: damit nahm ihre Freundschaft ein Ende. Allein als der Angelsachse erschien, gewann das Land neues Leben und gedeihliche Blüthe. — Trotz aller dieser Mängel lassen aber die Bewohner des Isthmus die übrigen spanischen Amerikaner weit hinter sich. Häufiger Verkehr mit Fremden hat ihre religiöse Beschränktheit vermindert und sie duldsamer gegen ihren Nächsten gemacht. Mit dieser Sinnesart werden sie sich bald von den Vorurtheilen frei machen, welche spanische Priesterherrschaft und Tyrannei ihnen eingeimpft haben.

Die Neger sind hinterlistig, diebisch und im höchsten Grade faul. Die Freien unter ihnen arbeiten vielleicht eine oder zwei Stunden täglich und hören dann auf, bis die Nothwendigkeit sie wieder zur Thätigkeit zwingt. „Nur Narren und Pferde arbeiten," ist ihr Lieblingssprichwort, und danach handeln sie. Deshalb nehmen sie allenthalben nur eine untergeordnete Stellung ein, obgleich sie das Gesetz auf gleiche Stufe mit der übrigen Bevölkerung stellt. Sie sind sehr lärmsüchtig und wegen ihres beständigen Eiferns, Schreiens und lauten Lachens sehr unangenehme Gesellschafter. Sklaverei besteht nur in beschränkter Ausdehnung. Man muß sich hier erinnern, daß die Sklaven Privateigenthum waren und die republikanische Regierung sie nicht auf einmal emancipiren konnte, ohne persönliche Interessen zu verletzen. Sie verbot die Einführung neuer Sklaven; da aber die Unsittlichkeit der bestehenden Einrichtung eine Abhülfe erheischte, so wurde ein ver-

mittelnder Weg eingeschlagen, der alle Theile befriedigt zu haben scheint. Jeder Sklave konnte sich selbst die Freiheit erwerben, und alle Kinder von Sklaven, die nach dem 21. Juni 1821 geboren wurden, theilten die Leibeigenschaft ihrer Eltern nicht. Die Eigenthümer waren verpflichtet, sie zu kleiden, zu ernähren und für ihre Erziehung zu sorgen, dafür mußten die Kinder bis zum achtzehnten Jahre für den Herrn ihrer Mutter arbeiten. Dies Gesetz wird allmälig die Befreiung der Sklaven herbeiführen, ohne persönliche Interessen zu verletzen oder durch einen plötzlichen Schlag eine Menge Arbeiter aus ihrer Beschäftigung zu reißen. Obgleich der Sklavenhandel verboten ist, so wurde doch vor einigen Jahren noch eine Anzahl Neger von Panama nach Peru gesendet; sie mußten an der Küste eingeschmuggelt werden, weil die dortigen Gesetze die öffentliche Landung verboten. Es muß indeß zur Ehre der Bewohner des Isthmus hinzugesetzt werden, daß sie keinen Antheil daran hatten, sondern der schmutzige Handel von einem Franzosen ausging. Der britische Consul protestirte gegen diese That als eine Verletzung der Verfassung von Neu-Granada und der Verträge mit England; leider war der Handstreich geschehen, ehe wirksame Maßregeln dagegen ergriffen werden konnten.

Der Charakter der Mischlinge ist wo möglich noch schlechter als der der Neger. Diese Menschen haben alle Laster und nicht eine der Tugenden ihrer Erzeuger. Ihr Körper ist schwächlich und mehr zu Krankheiten geneigt als bei den Weißen oder den anderen Racen. Es hat den Anschein, daß die Mischlinge gedeihen, so lange reines Blut in ihre Adern kommt; allein wenn sie sich unter einander verheirathen, so zeugen sie zwar viele Kinder, aber dieselben kommen nicht

auf. Während Familien von ungemischtem Blute weniger fruchtbar sind, ist die Lebensdauer der Kinder desto bedeutender. Da die physischen Verhältnisse, unter denen beide Arten leben, ganz dieselben sind, so muß wohl in den Racen selbst eine specifische Verschiedenheit sein und die Vermischung derselben als ein Ueberschreiten der Naturgesetze angesehen werden. Die Neger und Mischlinge sind mit wenigen Ausnahmen die ärmsten Bewohner; sie tragen sich demnach auch einfacher. Wenn der Mann im Geschäfte oder beim Betriebe seines Handwerks ist, so trägt er weiße Hosen und Jacke; der Sklave, der Tagelöhner und Lastträger ist mit Strohhut, Hemde und kurzen Hosen, die etwas über die Knie herabgehen, angethan. Die Frauen zeigen sich in weiten Oberkleidern, welche nachlässig auf den Schultern hängen und häufig niedergleiten. Um den Hals haben sie goldene Ketten, an welche Escuditas oder andere Goldmünzen genestelt sind, ein Gebrauch, der allerdings nach Prahlerei aussieht, aber nicht ohne gute Wirkung ist. Wenn die Münze im Beutel wäre, so würde sie bald verthan sein; so wird die Eitelkeit die Mutter der Sparsamkeit und im Falle der Noth ist ein Sparpfennig vorhanden. Die farbigen Kinder tragen einen Strohhut und ein Hemde, oft genug auch nur den ersten allein, besonders auf dem Lande.

Die Lebensgewohnheiten der höheren Klassen sind nüchtern und regelmäßig. Diese Personen stehen bei Zeiten auf und gehen früh schlafen; um 10 Uhr halten sie Frühstück, in der Mitte des Tages Siesta und gegen 3 oder 4 Uhr Mittagsmahl. Hierauf machen die Herren einen Spazierritt und die Frauen setzen sich zum Plaudern auf den Balkon oder in die Veranda. Ihre Mahlzeiten sind mannigfaltig

und nahrhaft. Selbst die ärmeren Klassen haben täglich Reis, Gemüse und Fleisch. Wenn man ihnen erzählt, daß in Europa zahlreiche Familien Tage, ja Wochen lang kein Fleisch zu sehen bekommen, so scheint ihnen das unglaublich. Weil sie niemals eine wirkliche Armuth erfahren haben, so können sie sich keine Vorstellung davon machen; und die Erzählungen, die sie von dem Glanze und den Reichthümern der Alten Welt gehört haben, erfüllten sie mit eben so übertriebenen Vorstellungen von Europa, wie sie im Kopfe manches Europäers von Amerika existiren. Das gewöhnliche Brod auf dem Isthmus bilden Tortillas de maiz, Maiskuchen, welche sich von denen in Mexico und Central-Amerika dadurch unterscheiden, daß sie einen Fuß groß und einen Zoll dick oder von cylindrischer Form und in Palmblätter gewickelt sind. Brod aus Weizen kommt nur in Städten und größeren Dörfern vor. Als Fleisch dient hauptsächlich Schweine- und Rindfleisch. Letzteres wird auch in dünne lange Schnitte zerlegt, leicht gesalzen und an der Luft gedörrt, dann heißt es Tasajo und wird an manchen Orten Yardweise verkauft. Die Weißen sind mäßig im Trinken und vermeiden sorgfältig starken Kaffee und Thee, Bier und Spirituosa. Trunkenheit kommt selten bei ihnen vor, desto häufiger dagegen bei den Negern und Zambos. Die gängigsten Getränke sind die im Lande selbst bereiteten, nämlich Aguardiente, Branntewein aus Zuckerrohr, Chicha, ein Bier aus Mais und Ananas, und Palmwein. Um letztern zu gewinnen, wird der Baum gefällt und unter der Krone, da wo die Blätter ihren Ursprung haben, ein viereckiges Loch in den Stamm gehöhlt. Der aufsteigende Saft wird in dem Loche aufgefangen und giebt ein herrliches Getränk, das dem Champagner ähnlich ist und ohne weitere

Behandlung getrunken wird. Mit Ausnahme der weißen Damen, besonders der jüngeren, raucht alle Welt Taback, obgleich diese Gewohnheit kostspielig, weil der Verkauf des Tabacks Monopol der Regierung ist. Die Neger schieben zuweilen das brennende Ende der Cigarre in den Mund und wissen dieselbe in dieser Lage so geschickt zu halten, daß sie eine lange Unterredung führen, ohne die Cigarre fortzunehmen oder sich die Zunge zu verbrennen. Die Kinder fangen das Rauchen schon mit vier bis fünf Jahren an; ja, wie seltsam es klingt, selbst kleineren Kindern steckt man, wenn sie schreien, eine Cigarre in den Mund und beschwichtigt sie auf diese Weise. Die thörichten Mütter bilden sich ein, daß ihre Säuglinge nicht besser beruhigt werden können, als wenn sie denselben einen Gegenstand geben, den sie selbst für den größten Luxus halten. Beim Schwimmen bedienen sich die Bewohner des Isthmus desselben Verfahrens, welches bei verschiedenen Indianerstämmen Nordamerikas üblich ist; sie werfen sich von Seite zu Seite und greifen abwechselnd mit den Armen aus. Auf diese Weise sollen Brust und Rückgrat von Anstrengung verschont bleiben.

Trotz des allgemeinen Mangels an sittlichen Grundsätzen werden verhältnißmäßig wenig Verbrechen begangen. Ein oberflächlicher Beobachter könnte dies als einen Beweis der hohen Sittlichkeit des Volkes halten; allein dies ist weit gefehlt. Selten begeht Jemand ein Verbrechen bei kaltem Blute; gewöhnlich hat Leidenschaft ihn entflammt oder Noth getrieben. Da nun die Bewohner des Isthmus weder leidenschaftlich sind, noch an den gemeinen Lebensbedürfnissen Mangel leiden, so haben sie wenig Antrieb zu Verbrechen. Das Land ist deshalb überall sicher. Straßenraub ist unerhört, Mord

selten und großer Diebstahl nicht häufig. Es ist allerdings richtig, daß die Neger großen Hang zum Stehlen haben, allein sie beschränken sich auf kleine Gegenstände, deren Verlust eben nicht des Werthes halber schmerzlich berührt. Ein Blick auf die Wohnungen zeigt, wie wenig Besorgniß vor Einbrüchen herrscht: keine Eisenstäbe sichern Fenster und Thüren, sondern dieselben sind so leicht gearbeitet, daß der geringste Druck freien Eingang verschafft. Die größten Verbrechen, deren man die Bewohner des Isthmus zeihen kann, entspringen wohl aus ihren ausschweifenden Sitten. Unnatürliche Verbrechen scheinen nicht vorzuherrschen, obgleich es bekannt ist, daß die Frauen sich zum Abtreiben der Frucht gewisser Kräuter bedienen, unter denen Culantrilla de pozo (Anemia Seemanni, Hook.) als das wirksamste bezeichnet wird. Doch müssen wir in diesen Dingen nicht zu streng richten: sie haben nicht das Buch der Bücher zu ihrer Leitung, sondern einen Schwarm unwissender, träger Pfaffen, welche ihr Rechtsgefühl verwirren und sie durch Indulgenzen zu Allem verleiten, was der Moral und ehrbarem Wandel entgegenläuft; dazu leben sie in einem Klima, wo sich Tag für Tag Blößen zeigen, deren Anblick dem Nordländer das Blut in die Wangen jagen würde.

Schulen sind im Lande erst seit dem Unabhängigkeitskriege errichtet; deshalb ist die Bildung der ärmeren Klassen, besonders der älteren Leute, in argem Rückstande; nur wenige können lesen und schreiben. Eine sonderbare Erscheinung ist ihre gänzliche Unkenntniß von Zeit und Entfernung, von Maß und Gewicht. Wenn sie bezeichnen müssen, daß sie einen Ort um acht Uhr verlassen und einen andern um Mittag erreicht haben, so sagen sie: „Wir gingen aus als die Sonne

hier (dabei deuten sie den Sonnenstand am Himmel an) war, und kamen an als sie gerade über uns stand.“ Sie haben wohl eine schwache Vorstellung von der Eintheilung in Wegstunden, allein wenn man sie fragt wie groß die Entfernung eines Orts von dem andern sei, so sind sie nicht im Stande eine genaue Antwort zu geben, wenn schon sie den Weg häufig zurückgelegt hatten.

Die katholische Religion, zu der sich alle Eingeborenen bekennen, ist als Staatsreligion beibehalten; doch ist kein anderer Glaube verboten, so lange er nicht den Gesetzen der Republik zuwiderläuft. Protestantischer Gottesdienst, der seit der Ankunft von Nordamerikanern eingerichtet ist, wird in Privathäusern gehalten. Manche Ceremonien des katholischen Cultus in Panama werden eigenthümlich begangen. Gegen Ostern füllen sich die Städte mit mehr Leben als gewöhnlich; zahlreiche Fremde strömen aus allen Gegenden herbei und fast jeden Abend werden unter starkem Zudrange Processionen gehalten, bei denen man singt und betet und Blumen streut. Am Morgen des Palmsonntags versammelt sich Alles in der Kathedrale; der Bischof und einige Geistliche kommen mit Palmblättern in der Hand in die Hauptpforte und bitten um Einlaß. Ihr Gesang wird von der Gemeinde in der Kirche erwiedert und nach einigem Hin- und Wiedersingen und heftigem Klopfen an die Pforte werden die Ankömmlinge eingelassen; die Kirche ist prächtig aufgeputzt, der Clerus zieht nun mit Fahnen und Kreuzen einige Male durch das Schiff derselben und alle jungen Leute, mit Wachslichtern und Palmblättern in der Hand, bilden sein Gefolge. Am Nachmittage geräth die ganze Stadt in Aufruhr. Zuschauer füllen die Balkone, die mit farbigen Stoffen und Palmblättern geschmückt

sind, eine gedrängte Menge wogt durch die Straßen, alle Glocken der Kirchen und Klöster ertönen: — Christus hält seinen Einzug. Ein hölzernes Bild mit einer goldenen Glorie um den Kopf erscheint auf einer Eselin, ihm folgt ein Priester unter blauem Baldachin, ein Zug von Knaben, die auf Instrumenten aus Palmblättern blasen, und ein dichter Volksschwarm, der sich durch Schreien, Pfeifen, Scherzen und Lachen Luft macht. Die Procession kommt durch das Hauptthor, zieht über die Plaza del Catedral und von da nach dem Kloster Concepcion, wo die Eselin mit „Confect und Wein“ erquickt wird. Nachdem Eselin und Bild den Nonnen überliefert worden, wird ein Faustkampf abgehalten. Die Verbindung der Boxerei mit der religiösen Ceremonie ist schwer zu ergründen; allein es ist ein alter Gebrauch und daher unerläßlich. Am Abend des Charfreitags sind alle Kirchen erleuchtet und die Thüren aufgesperrt. Während der Nacht gehen Züge von 40 bis 60 Personen langsamen Schritts und unter lautem Gebet in dieselbe; die Frauen haben ein weißes oder schwarzes Tuch über den Kopf gezogen, die Männer tragen die Hüte in der Hand. Die Pilgrime knieen vor dem Altare nieder, sagen eine Anzahl Gebete her und begeben sich dann andächtig auf einen andern Platz. Am Charfreitag herrscht lautlose Stille; allein am Samstagmittag folgt eine sonderbare Scene. Mit dem Schlage Zwölf heben alle Glocken an zu läuten, Kanonen werden gelöset, und das ganze Volk stürmt mit allem nur möglichen Gelärme in die Straßen; einige schreien, andere schlagen Steine aneinander, hier lassen Buben Raketen steigen, dort tanzen Weiber. Wer dieses Schauspiel zum ersten Male sieht, muß glauben, daß ein Wahnsinn in die ganze Bevölkerung gefahren sei; und fragt

er, nachdem der Lärm sich gelegt, nach der Bedeutung, so hört er zu seinem Erstaunen, daß die Bewohner von Panama auf diese Weise die Auferstehung des Heilands feiern. Am Ostersonntage wird eine Messe mit großem Pomp gehalten; der Nachmittag ist der Verbrennung des Judas gewidmet. Eine im Innern mit Schwärmern angefüllte Figur wird über der Calle Principal aufgehängt und unter dem Spiele einer Musikbande so lange auf- und niedergezogen, bis die Schwärmer zur großen Erheiterung der Menge prasselnd die Figur zersprengen. Die Ceremonien der übrigen Festtage sind ebenso wunderlich, doch möge das Mitgetheilte zur Bezeichnung des dortigen Treibens genügen.

Die Hauptbelustigungen sind Pferderennen, Hahnenkämpfe, Tanz, Musik, Singen, Billard, Kartenspiel und Hazard. Stiergefechte, diese große Quelle der Unterhaltung in den meisten spanischen Gegenden, sind in Neu-Granada sehr selten. Wir wollen hoffen, daß die Regierung Strenge genug finden möge, um auch die schändlichen Hahnenkämpfe zu beseitigen. Die Bälle werden ziemlich nach europäischer Weise gehalten; sie beginnen um zehn Uhr Abends und währen bis drei oder vier Uhr Morgens. Um Mitternacht wird ein Zimmer geöffnet, in welchem auf einem Tische Confect, Früchte und Wein aufgestellt sind. Man führt die Damen hierher, stellt sich um den Tisch, und nachdem einige Erfrischungen genommen, geleitet man sie wieder in den Ballsaal. Die Herren kehren darauf zurück um ihren Antheil zu nehmen. Die üblichen Tänze sind langsame Walzer, Contretanz und Quadrille; die Polka ist zu erhitzend und deshalb nicht beliebt. Der Punta, ein eigenthümlicher Tanz des Landes, wird nur noch selten in Ballräumen gesehen, was wenig zu bedauern ist.

Er wird nur von einem Paare getanzt und besteht aus einer Reihenfolge wiegender Bewegungen mit dem Fuße und Wehen mit dem Tuche. Die Neger sind wie närrisch auf diesen Tanz; sie versammeln sich Nachts beim Mondenlicht und tanzen bis zum Morgen; Singen, eine Trommel aus einem ausgehöhlten Baumstamme, und ein mit Kieselsteinen angefülltes Instrument aus Bambusrohr bilden die Begleitung. Zauberer, Seiltänzer und Comödiantentruppen kommen oft nach Panama und finden immer große Schaulust.

Die Kinderspiele sind bezeichnend für die Gegend. Es sind immer nur solche, die keine Anstrengung erfordern und fern von jener Fröhlichkeit und Ausgelassenheit bleiben, der sich die Jugend der nördlichen Gegenden so gern hingiebt. Feuerwerke, Luftdrachen, „Nimm und gieb“ und Processionspielen sind die Hauptarten derselben. Weit gefehlt, daß man die Processionen mißbillige, vielmehr sehen die Eltern mit Vergnügen, daß ihre Sprößlinge schon in so zartem Alter die Aeußerlichkeiten ihres Glaubens üben. Doch die Kinder legen bald die Spiele beiseit und nehmen rasch Ansehen und Haltung der Erwachsenen an, auch in dieser Hinsicht den meisten spanischen Amerikanern gleichend, von denen ein bittrer Spott sagt, daß sie nie Kinder wären und nimmer Männer würden.

Landessprache ist Spanisch, das hier mit größerer Reinheit gesprochen wird als in den meisten Theilen Amerikas. Indeß fehlt es nicht an Provinzialismen und ein Castilianer würde viel zu tadeln finden. Die Buchstaben c und z werden nie gelispelt; s am Ende der Wörter wird meistens ausgelassen; d wird in manchen Fällen nicht ausgesprochen; l und r werden oft vertauscht. Außer diesen Gewohnheiten giebt es viele Wörter, die der Gegend eigen sind, und ent-

weder aus indianischen Ausdrücken oder aus örtlichen Veranlassungen entstanden. Französisch, Italienisch und Portugiesisch wird, wegen der Leichtigkeit, die die große Aehnlichkeit mit dem Spanischen gewährt, von manchem Gebildeten getrieben. Ueber die Verbreitung des Englischen scheint eine irrige Ansicht zu herrschen. Weil Capitain Basil Hall bei seinem Besuche 1822 in Panama einige Neger antraf, welche diese Sprache redeten, so schloß er, daß das Englische durch den Verkehr mit Jamaika und den übrigen britischen Inseln sehr verbreitet worden sei. Dies ist aber weit von der Wahrheit entfernt. Vor der Ankunft der Nordamerikaner gab es nur wenige Personen, die Englisch verstanden. Gegenwärtig erscheinen einige Zeitungen in englischer Sprache, auch wird sie in dem Collegium gelehrt; beides wird ohne Zweifel zur Verbreitung derselben beitragen: wer aber meint, daß sie in wenigen Jahren Landessprache sein werde, der täuscht sich sehr. Man hat sich viele Mühe gegeben, das Englische in Wales, Ireland und den Hochlanden von Schottland, das Französische im Elsaß, das Dänische in Holstein einzubürgern, allein der Erfolg ist nur ein geringer gewesen. Eine Sprache zu verdrängen und eine andere in ihre Stelle zu setzen, ist eine mühsame, langwierige Aufgabe: nur Jahrhunderte vermögen einen genügenden Erfolg herbeizuführen.

Capitel XIX.

Die Indianer des Isthmus. — Ihre früheren Verbindungen mit Mexiko und Peru. — Dorachos. — Savaneries. — San Blas-Indianer. — Bayanos. — Cholos.

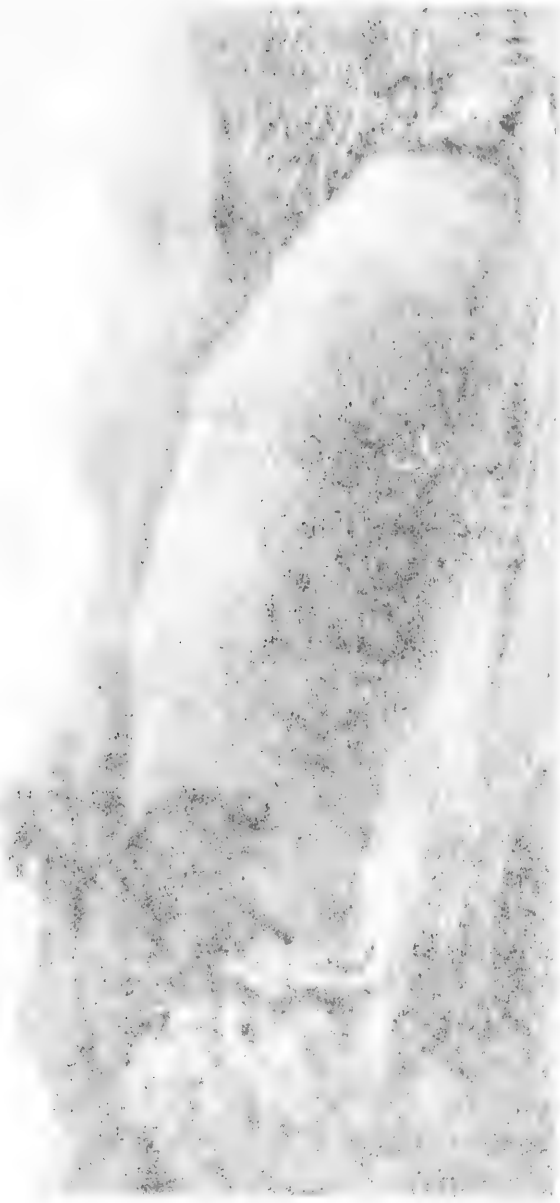
Wenn die Invasion der Spanier um einige Jahrhunderte später eingetroffen wäre, so würde der Isthmus wahrscheinlich der Schauplatz geworden sein, wo die beiden größten Nationen Amerikas, die alten Peruaner und Mexikaner, gegen einander stießen. Während die Inkas ihre Eroberungen nach dem Norden richteten, dehnten die Aztecfürsten ihre Herrschaft nach Süden aus, und über kurz oder lang wären sie mit einander in Berührung gekommen. Herrscht auch unter den Geschichtschreibern eine getheilte Ansicht, ob diese beiden Nationen gegenseitig von dem Bestehen der andern unterrichtet waren, so ist doch kein Zweifel, daß die alten Bewohner des Isthmus die Größe und Macht beider kannten. Zur Zeit der Entdeckung bestand ein fortwährender Verkehr zwischen Veraguas und Central-Amerika, das in enger Verbindung mit Mexiko stand oder nach der Meinung Anderer einen Theil desselben ausmachte. Peru war den Bewohnern des Isthmus nicht minder bekannt. Balbao erhielt lange bevor er den Stillen Ocean erreichte, Nachricht von einem großen, blühenden Reiche, und als er an den Golf San Miguel kam, zeichneten ihm

die Indianer die Umrisse des Lama in den Sand, dieses Thieres, das Peru eigenthümlich ist Die Kunst der Malerei, welche den Inkas fremd war, konnte den Dariern keine Kenntniß von diesem Thiere geben; darum liegt es nicht zu fern, die Folgerung zu ziehen, daß jene Leute selbst die Gegenden besucht hatten, deren Produkte sie beschrieben. Ihr nie versinkendes Boot aus Balsaholz und die flauen Winde der Südwestküste gestatteten dies mit Leichtigkeit. Cundinamarca war noch näher. Wenn sie aber mit so entfernten Gegenden bekannt waren, so konnten sie schwerlich über den hohen Grad von Civilisation in Unwissenheit sein, dessen sich die Bewohner der Landstriche, in denen gegenwärtig Bogota liegt, erfreueten.

Wie groß übrigens die Kenntniß der Ureinwohner des Isthmus von fremden Nationen gewesen sein mag, sie selbst hatten wenig Nutzen davon gezogen. Sie waren rohe, unwissende Wilde, die in verschiedene feindselige Stämme zerfielen und in ewigem Kriege mit einander lagen. Nur im westlichen Veraguas sind Spuren eines gebildeteren Volks gefunden. Diese Gegend war von einem volkreichen Stamme, den Dorachos, bewohnt, von dem noch jetzt Ueberbleibsel zu sehen sind — Gräber, Monumente und Säulen von verschiedener Größe, mit wunderlichen Figuren bedeckt oder Abbildern von Naturgegenständen und durchaus verschieden von den Hieroglyphen Mexikos oder Central-Amerikas. Zu Caldera, wenige Stunden von der Stadt David, befindet sich ein Granitblock, der von den Landbewohnern Piedra pintal, bemalter Stein, genannt wird. Er ist 15′ hoch, gegen 50′ im Umfange und platt an der Spitze. Ueberall, besonders auf der Ostseite, ist er mit Figuren bedeckt. Eine derselben stellt eine strahlende

Sonne dar, ihr folgt eine Reihe von verschiedenen Köpfen, Skorpionen und phantastischen Figuren. Die Spitze und die anderen Seiten haben Zeichen von runder und ovaler Form, welche von Linien durchschnitten sind. Das Denkmal wird den Dorachos zugeschrieben, doch welchen Zweck der Stein hatte, verräth weder geschichtliche noch mündliche Ueberlieferung. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß er bestimmt war, bei ihnen die Stelle von Annalen zu vertreten. Manche Indianerstämme behaupten von der Sonne abzustammen; vielleicht ist deshalb ein Bild dieses Gegenstandes zu Anfang gesetzt; die Köpfe können die verschiedenen Häuptlinge bedeuten, und die beigefügten Bilder die besonderen Ereignisse der Regierung derselben anzeigen. Was die übrigen Zeichen sagen sollen, ist schwer zu erklären, allein sie sind zu unregelmäßig und zu sehr zerstreut um Verzierungen zu sein: Symmetrie aber ist das erste Bestreben des Wilden, der Schönheit darstellen will. Die Charaktere sind einen Zoll tief, jedoch an der Wetterseite beinahe verwischt. Ohne Zweifel waren sie ursprünglich alle von derselben Tiefe; eine ungeheure Zeit mußte verstreichen, ehe der Granit so verwittern konnte, und diesen Hieroglyphen muß ein höheres Alterthum zuerkannt werden als den übrigen Monumenten Amerikas. Mehrere Säulen sind in der Stadt David, wo sie zu Bauten verwendet wurden; allein die Charaktere derselben sind von denen der Piedra pintal verschieden, sie sind erhaben und bedeutend kleiner.

Die Guacos, Gräber, der Dorachos sind interessant; ihre Zahl ist sehr bedeutend und beurkundet, daß die Gegend stark bevölkert war. Sie zerfallen in zwei Klassen. Diejenigen, auf welche die meiste Mühe verwendet worden ist und die wahrscheinlich Personen der reicheren Klassen einschlossen,



Piedra pintada Tenaguas

bestehen aus glatten Steinen, die an einander geschoben sind, so daß sie an Form und Größe den Särgen gleichen, welche im nördlichen Europa üblich sind. Sie sind leicht mit Erde bedeckt und innerhalb findet man irdene Vasen. Diese Gefäße sind gut gearbeitet und haben die Gestalt von Suppenschalen oder dreifüßigen Töpfen; die Füße sind hohl und enthalten einige lose Kugeln. Zuweilen trifft man runde Achate mit einem Loche durch die Mitte, und kleine Adler darin. Bei dem Stamme der Doracho scheint es Gebrauch gewesen zu sein, diese Adler als Schmuck hinten um den Hals zu tragen. Ferdinand Columbus erwähnt dieselben, da er von Veraguas und der anliegenden Moskitoküste spricht. Es sind mehrere in den letzten Jahren gefunden; die meisten davon messen von Flügel zu Flügel etwa vier Zoll. Gräber der zweiten Klasse sind nicht so häufig. Sie bestehen aus einem Haufen großer Kiesel, sind drei bis vier Fuß hoch und gehen eben so tief unter die Erde. Weder Vasen noch Zierrathen werden in diesen gefunden, dagegen ein oder mehrere Steine zum Zermalmen von Mais, die gleich der Mehrzahl der Vasen mit drei Füßen versehen sind. Die gegenwärtigen Bewohner, welche das Brod noch in derselben Weise bereiten, wie die ehemaligen Besitzer des Landes, schätzen diese Steine sehr hoch und bezahlen sie theuer. In einzelnen Fällen hat man auch Leichname gefunden, die jedoch bei der leichtesten Berührung in Staub zerfielen. Die Bewohner des Cantons Alanje erzählten von anderen bemerkenswerthen Ueberresten in den nördlichen Cordilleras, von denen einer den Namen Felsenstein führe; es ließ sich jedoch keine genügende Auskunft erlangen.

Die geringen Nachrichten, welche die Geschichtschreiber

hinterlassen haben, machen die Entscheidung unmöglich, welche der Stämme, die Nord-Veraguas bewohnten, mit den Dorachos in Verbindung gestanden haben. Ferdinand Columbus sagt: „Sie waren in mehrere kleine Gemeinden getheilt und von Kaziken regiert. Die vorzüglichsten Städte der Gegend waren Zobraba, Urira, Veragua, Dururi und Cateba. Die Gebräuche waren größtentheils dieselben wie in Hispaniola und den anliegenden Eilanden. Wenn die Leute von Veragua und der benachbarten Gegend mit einander reden, so wenden sie sich beständig von einander ab, und sie käuen fortwährend ein Kraut, von dem wir glauben, daß es die Ursache ihrer verdorbenen und mangelhaften Zähne sei. Ihre Nahrung besteht vorzugsweise in Fisch; sie haben Ueberfluß an Mais, woraus sie ein rothes und ein weißes Bier, Chicha, bereiten; auch gewinnen sie einige Weinsorten aus dem Mark der Palme und der Frucht verschiedener anderer Bäume. Sie sind geschickt in Anfertigung goldener Zierrathe und unterhalten eine beständige Verbindung mit Central-Amerika.*)“

Zur Zeit der Entdeckung Amerikas hatten die Indianer von Darien und Panama geringere Fortschritte in der Civilisation gemacht, als die von Veraguas, obgleich sie gebildeter waren, als die Ureinwohner von Santamarta und der früher von den Spaniern entdeckten Küste. Hier gab es keine Denkmäler noch Städte und Dörfer; die Häuser lagen einzeln in unregelmäßigen Entfernungen. Krieg unter den verschiedenen Stämmen war häufig und der Sieger verzehrte das Fleisch des Feindes. Wenn die Männer nicht im Kampfe beschäftigt waren, so beschäftigten sie sich mit Fischen, Jagen und dem

*) Kerr's Voyages and Travels, vol. III, chap. I.

Bau der Felder, während die Frauen häusliche Pflichten erfüllten. Beide Geschlechter hatten eine Art von Kleidung und unterschieden sich in dieser Beziehung sehr von den Eingeborenen der westindischen Inseln. Die Männer trugen um die Lenden eine aus Seemuscheln verfertigte Bedeckung, die Frauen baumwollene Röcke, die zu den Füßen reichten. Wenn ein Häuptling gestorben war, so wickelten der Nachfolger desselben und zwölf der Ersten des Volks, ihn in Tücher, saßen die Nacht um den Leichnam her, und sangen in schwermüthigem Tone die Heldenthaten und die Geschichte des Verschiedenen. Die Canoes, Waffen, Fischgeräthe u. s. w. wurden verbrannt, in dem Glauben, daß ihr Rauch zu dem Orte emporstiege, wohin ihr verlorener Freund gegangen war. Alle Frauen wurden mit dem Häuptling eingegraben, weil man glaubte, sie würden ihm zu einem Orte folgen, wo er ihrer Dienste bedürfe. Den Leichnam schmückte man mit goldenem Zierrath, wickelte ihn in die besten Tücher (mantas) und hing ihn über ein Feuer; das austräufelnde Fett wurde sorgfältig in irdene Gefäße gesammelt und der getrocknete Leichnam eingescharrt, oder in anderen Gegenden über der Erde aufbewahrt.

Die Ureinwohner scheinen einige Kenntniß von einem höchsten Wesen gehabt zu haben, dem sie die Kraft beilegten, die Erscheinungen des Himmels, Sonnenschein, Regen u. s. w. zu machen; auch maßen sie gewissen Menschen großen Glauben bei, die sie Meister nannten und mit übernatürlichen Gaben und dem Blicke in die Zukunft ausgerüstet hielten. Jeder von diesen „Meistern“ hatte eine Hütte ohne Thür und Dach; wer ihn befragen wollte, ging in diese Hütte und nachdem er ein Gebet hergesagt, kehrte er mit einer Antwort zurück. Auch der Glaube an Hexerei existirte; die Hexen dachte man

sich im Verkehr mit dem bösen Geiste und fähig, Kindern und selbst Erwachsenen Leid zuzufügen. Böse Geister sah man unter verschiedenen Gestalten, vorzüglich in reizender Jugendgestalt, die sie annahmen, damit die Opfer sich nicht fürchteten und leicht in ihre Gewalt geriethen. Von einer großen Ueberschwemmung ging ebenfalls die Sage: Als die Fluth kam, entrann ein Mann mit seinem Weibe und drei Söhnen in einem großen Canoe und bevölkerte später wieder die Welt *).

Die Indianer, welche gegenwärtig den Isthmus bewohnen, sind über Bocas del Toro, die nördlichen Striche von Veraguas, die nordöstlichen Küsten von Panama und fast ganz Darien zerstreut. Sie bestehen aus vier Stämmen, den Savaneries, San Blas-Indianern, Bayanos und Cholos. Jeder Stamm spricht eine andere Sprache und nicht selten liegen sie mit einander im Kriege. Eine anhaltendere Fehde fand 1847 zwischen den Bayanos und den San Blas-Indianern statt; sie erforderte die ganze Kraft der ersteren in solchem Grade, daß dieselben ihre Handelsfahrten nach Panama einstellten, wodurch die Bewohner dieser Stadt in die Verlegenheit geriethen, Mangel an Lebensmitteln zu leiden.

Die Savaneries nehmen den nördlichen Theil von Veraguas ein und scheinen am zahlreichsten in einem Landstriche zu sein, der einige Tagereisen von dem Dorfe Las Palmas entfernt ist. Ein Häuptling derselben hat den stolzen Titel König Lora Montezuma angenommen, und behauptet ein Abkömmling des mexikanischen Kaisers zu sein, welcher dem Cortez unterlag. Fast jedes Jahr schickt er Gesandte nach Santiago, der Hauptstadt von Veraguas, um den Behörden

*) Herrera, Historia General, Dec. IV. libro I. cap. 10 y 11.

anzuzeigen, daß er der rechtmäßige Gebieter des Landes sei, und daß er gegen jede Anmaßung der Regierung von Neu-Granada protestire. Diese Gesandten, welche in schlechter Kleidung erscheinen und ihren Auftrag in gebrochenem Spanisch kundthun, werden gewöhnlich mit Lächerlichkeit behandelt. Ohne der Behauptung des Königs Lora, daß er Abkömmling des großen Montezuma sei, Glauben beizumessen, kann man immerhin annehmen, — künftige Nachforschungen bestätigen dies vielleicht — daß seine Untergebenen ein entfernter Zweig der großen Familie der Anahuac sind. Unmittelbare Verbindungen bestanden zur Zeit der Entdeckung Amerikas zwischen den südlichen Theilen des mexikanischen Reichs und Veraguas. Kleine Adler, das Nationalzeichen von Mexiko, sind in den Gräbern der Gegend häufig und Chocolate ist noch das vorherrschende Getränk. Solche Umstände sind wichtig genug, um die Aufmerksamkeit der Ethnologen auf diesen Stamm zu lenken. Leider hat bisher noch kein Europäer Muse gefunden, sich hiermit zu beschäftigen, die spanischen Einwohner aber sind zu träge und, muß hinzugesetzt werden, zu sehr gegen die Indianer eingenommen, um ein richtiges Urtheil zu fällen oder nur das reich um sie her gehäufte Material zweckmäßig zu verwenden. Wie sie denken, mag folgender Zug lehren. Ein Herr, den seine Bildung über seine Umgebung erhob, sagte: „Der bloße Umstand, daß der Indianer sich Lora nennt, was der Name eines Papageien ist, reicht hin um zu zeigen was an ihm sein kann.“ Ich konnte ihm nur darauf entgegnen, Lora möge in der Sprache der Indianer eine ganz andere Bedeutung haben; die bloße Aehnlichkeit von Lauten sei kein Beweis für die Richtigkeit von Meinungen, und das Verfahren des Indianerhäuptlings sähe so vernünftig aus, daß er

nach meiner Meinung entweder selbst ein nicht gewöhnlicher Mensch sei oder irgend einen europäischen Rathgeber an der Hand haben müsse.

Die Savanerics sind eine schöne kräftige Race, die sich in der äußern Erscheinung indeß kaum von ihren Nachbarn unterscheidet. Sie tragen kurze, weite Hosen, eine Art Kittel und einen Strohhut. Die Kleidungsstücke sind aus Wolle, Baumwolle oder der Faser des Cucuabaums gemacht. Kleider der letztern Art finden sich häufig bei den Indianern des Isthmus; wenn ihre Bereitung mit Sorgfalt geschah, so erweisen sie sich vollkommen wasserdicht. Die Waffen sind mehr für die Jagd als für den Krieg geeignet, sie bestehen in Bogen, Pfeilen und Speeren. In ihren Dörfern leben die Savanerics in Palenquen zusammen, in runden Gebäuden, deren Mitte eine geräumige Halle bildet, während sich an den Seiten herum kleinere Gemächer befinden, in denen die verschiedenen Familien oder vielleicht die Zweiglinien einer größern Familie ihre Wohnung haben. Vielweiberei ist allgemein. Wie in den meisten Gemeinden, bei denen diese Einrichtung besteht, so werden auch hier die Weiber als untergeordnete Wesen betrachtet; dieselben haben alle Arbeitslast zu ertragen — wie schwer die Bürde oder wie groß die Entfernung des Bestimmungsorts, die Weiber müssen schleppen, während der Mann mit Bogen und Pfeil in der Hand, gemächlich beiher schreitet und sich vielleicht mit seinen Hunden oder mit Vogelschießen belustigt.

Ein Hauptgegenstand ihres Unterhalts ist Mais. Sie fangen Fische durch Vergiftung des Wassers mit zerquetschten Barbascoblättern, und machen Ausflüge nach Wild, Sajinos, Schweinen und wilden Truthähnen. Aus geröstetem und zer-

riebenem Cacao und Mais machen sie ihr vorzüglichstes Getränk. Ihre Gebräuche bei Sterbefällen sind dieselben, welche von ihren Vorfahren beschrieben sind. Der Leichnam wird in Tücher gewickelt, langsam am Feuer gedörrt, auf ein Gerüst gelegt und einige Zeit hindurch mit Speise und Trank versehen. Außer ihrer Kleidung machen die Indianer aus Pintafasern (Bromelia sp.) Säcke von allen Größen und Farben, welche unter dem Namen Chacaras bekannt sind; sie sammeln auch das Harz des Saumerio (Styrax), das einen angenehmen Geruch hat und in den Kirchen von Veraguas als Weihrauch gebraucht wird. Die Zucht von Maulthieren, Pferden, Eseln und Vieh wird sehr stark von ihnen betrieben; mit den Erzeugnissen derselben versehen sie die benachbarten Städte und Dörfer. Selten nehmen sie Geld als Zahlung für die gebrachte Waare; sie ziehen Messer, Beile und andere Schneidewerkzeuge vor, am liebsten nehmen sie Hunde, für die sie große Liebhaberei haben. Leider scheint ihre Zärtlichkeit für diese Thiere sich nicht so weit zu erstrecken, wie bei civilisirten Völkern; die armen Geschöpfe werden mager und elend, sobald sie kurze Zeit bei ihren neuen Herren gewesen sind.

Um die Höhe eines Gegenstandes zu messen, wenden sie ein eigenthümliches Verfahren an. Wenn z. B. die Höhe eines Baumes bestimmt werden soll, so geht ein Mann von dem Fuße desselben bis zu einem Punkte, von dem er, rückwärts mit dem Kopfe unter den Beinen durchblickend, gerade bis zur Spitze sehen kann. Diesen Platz bemerkt er und mißt die Entfernung desselben von dem Fuße des Baumes durch Schritte ab; sie giebt das Maß der Höhe. In diesem Verfahren haben die Indianer durch häufige Uebung eine Ge-

wandtheit erlangt, welche der geometrischen Genauigkeit wenig nachgiebt; dasselbe reicht für die gewöhnlichen Bedürfnisse aus und wird von den Spaniern in Veraguas überall angewendet.

Die Manzanillos oder San Blas-Indianer bewohnen den nordöstlichen Theil der Provinz Panama. Sie lassen sich häufig in Portobello und den benachbarten Dörfern sehen und leben in beständiger Fehde mit den Bayanos. Es ist wahrscheinlich, daß dieser Stamm es war, der mit den Schaaren des Columbus bei der vierten Entdeckungsreise in Streit gerieth und gegen das Beispiel der übrigen Wilden, keine Furcht bei dem Knalle der Kanonen bewies. Der Donner des Menschen schien ihnen wohl zu unbedeutend, da sie an die furchtbaren Gewitter gewöhnt waren, welche ihre Küste so häufig heimsuchen. Doch können wir uns zur Zeit nur auf Muthmaßungen über diesen Gegenstand beschränken, da unsre Kenntniß des Stammes sehr gering ist und wir von ihrer Sprache gar nichts wissen.

Die Bayanos wohnen um den Fluß Chepo; sie sind ein kriegerisches Volk, das seine Unabhängigkeit bis zur Stunde bewahrt hat und sein Gebiet mit eifersüchtiger Wachsamkeit gegen die weißen Männer vertheidigt. Ihr Haß gegen die Spanier ist schrankenlos und bildet einen schroffen Gegensatz mit der freundlichen Gesinnung gegen Engländer — eine Neigung die sich von Dampier und Wafer her erhalten hat. Britische Fahrzeuge legen jährlich an der Nordküste des Handels wegen an; daher mag die geringe Kenntniß der englischen Sprache kommen, welche die Bayanos zeigen. Ihre Kaziken haben dem britischen Repräsentanten in Panama öftere Besuche abgestattet; weiter ging indeß die Freundschaft nicht. Als der Consul die Erlaubniß verlangte, dieselbe Aufmerksam-

keit dem Häuptling zu erweisen, erhielt er die Antwort, daß keinem Europäer der Eintritt in die Gegend gestattet sei; wenn er diese Reise unternähme, so koste sie ihm das Leben.

Die Cholo-Indianer sind ein weit verbreiteter Stamm, der sich vom Golf San Miguel bis zur Bai von Choco ausdehnt und von hier mit wenigen Unterbrechungen bis an die nördlichen Theile der Republik Ecuador reicht. Ihre Spur an der Küste verräth sich leicht durch die eigenthümliche Bauart ihrer Wohnungen, welche sich auf Pfählen sechs bis acht Fuß über dem Boden erheben. Die Größe ihrer Ausdehnung gehört zu den geschichtlichen Dunkelheiten. Wenn wir in der Entdeckungsgeschichte von Peru lesen, daß die Spanier allmälig nach Süden vordrangen, indem sie überall nach dem Reiche der Inkas forschten und selbst von der Stadt Cuzco Nachrichten erhielten: so müssen wir uns fragen, wie es möglich war, daß sie die Mittheilungen der Eingeborenen so gut verstehen konnten. Selbst die besten Geschichtschreiber lassen dieses Räthsel ungelöst. Nehmen wir aber an, daß dieselbe Sprache von San Miguel bis zu jenen Gegenden herrschte, wo das Quichua beginnt, und daß die Spanier mit derselben vor ihrem Auszuge bekannt waren, so sind wir vollkommen in den Stand gesetzt, zu begreifen, wie das Bestehen der Herrschaft Atahualpa's an den Ufern des Churchungur bekannt sein, wie Balbao Nachrichten über das Lama erhalten konnte und wie Pizarro und seine Nachfolger mit Eingeborenen zu reden vermochten, die bis dahin nie das Antlitz eines weißen Mannes gesehen hatten.

Hofbuchdruckerei der Gebr. Jänecke in Hannover.